

Die Bedeutung von Sinn als phänomenologisch-soziologische Basiskategorie für die Gerontologie – Theoretische Analysen und pragmatische Perspektiven als Beitrag zu einer verstehenden, phänomenologisch fundierten Alter(n)sforschung

Von der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften der Universität Duisburg-Essen
zur Erlangung des akademischen Grades

Dr. phil.

genehmigte Dissertation

von

Blonski, Harald

aus

Gladbeck

1. Gutachter: Prof. Dr. Bongaerts, Gregor
2. Gutachter: Prof. Dr. Reichert, Monika

Tag der Disputation: 04. 02. 2022

Diese Dissertation ist meinen Eltern und meinen Geschwistern
in Dankbarkeit gewidmet.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung

I.	Vorwort: Einordnung des behandelten Themas in einen wissenschaftstheoretischen Kontext	7
II.	Einleitung und Aufbau der Dissertation	10
III.	Bedeutung, Verwendung und Zuordnung des Sinn-Begriffs im Alltag und in der Wissenschaft	16
III.1	Etymologische Herleitung und Bedeutungsvarianten von Sinn in der Alltagssprache	16
III.2	Die Verwendung des Sinn-Begriffs in der Wissenschaft überhaupt	18
III.2.1	Erläuterung des Terminus „Basiskategorie“	20
III.3	Die Zurechnung von Sinn auf unterschiedliche Sinnträger in verschiedenen soziologischen Theorien	21
III.3.1	Der subjektiv-egologische Sinnbegriff	21
III.3.2	Der objektiv-kommunikative Sinnbegriff	22
III.3.3	Der inkorporiert-praktische Sinnbegriff	22
IV.	Der Entwurf einer Verstehenden Soziologie durch Max Weber	24
IV.1	Der Sinnbegriff in der Verstehenden Soziologie Webers	24
IV.2	Kritik an der Weber'schen Sinnkonzeption durch Alfred Schütz	25
V.	Der Entwurf einer phänomenologisch orientierten verstehenden Soziologie durch Alfred Schütz	27
V.1	Leben und Werk von Schütz	27
V.1.1	Schütz' Suche nach einem geeigneten Fundament	34
V.2	Wichtige Gedanken und Konzepte Henri Bergsons als Quelle bedeutsamer Anregungen für Schütz	36
V.3	Entwicklung der Theorie der Lebensformen	39
V.4	Entdeckung und Rezeption der Husserl'schen Phänomenologie durch Schütz	45
V.4.1	Edmund Husserl und die intentionale Struktur des Bewusstseins	48
V.4.2	Die Unterscheidung von Handeln bzw. Bewusstseinsakten einerseits und Handlung bzw. sinnhaftem Gegenstand andererseits	49
V.4.3	Die Sinnhaftigkeit wohlumgrenzter Erlebnisse in Akten der Reflexion	52
V.4.4	Konstitutionsanalyse sinnhaften Erlebens und ihre Subelemente	57
V.5	Philosophische Anthropologie – Begriff und Gegenstand	59
V.5.1	Die anthropologische Fundierung des Schütz'schen Ansatzes	63
V.5.2	Bausteine der philosophisch-anthropologischen Fundierung bei Schütz	63
V.5.3	Schütz' Rezeption und Auseinandersetzung mit der Philosophie und Anthropologie Max Schelers	68
VI.	Selbstverstehen und Fremdverstehen bei Schütz	74
VI.1	„Aktuelles“ und „motivationsmäßiges“ Verstehen bei Weber	74
VI.2	Kritik an Webers Termini „aktuelles“ und „motivationsmäßiges“ Verstehen durch Schütz	75
VI.3	Die Unterscheidung zwischen <i>Weil-Motiv</i> und <i>Um-zu-Motiv</i> des Handelns	76
VII.	Alltagswelt und Lebenswelt: Strukturen, Charakteristika und Rekonstruktionsaspekte als Grundthemen der verstehenden Soziologie und des Schütz'schen Forschungsinteresses	81
VII.1	Wirklichkeitsbereiche außerhalb der Alltagswelt der natürlichen Einstellung: Geschlossene Sinnbereiche	84

VII.2	Die Soziologie der Lebenswelt und die Gesamtheit aller Sinnprovinzen als ihr Gegenstand	86
VII.2.1	Das grundlegende Leitmotiv der verstehenden Soziologie: Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit als Lebenswelt	94
VII.2.2	Besondere Aspekte der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit	96
VII.2.2.1	Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses	99
VII.2.2.2	Analyse des Wirkens als sinnorientiertes Handeln	101
VII.2.2.3	Intersubjektivität und intersubjektive Sinnstrukturen	103
VIII.	Transfer und Rezeption von Sinn als Basiskategorie in der Gerontologie	108
VIII.1	Die Gerontologie als relativ ‚junge‘ Wissenschaft im Bereich der Sozialwissenschaften	108
VIII.1.1	Die Gerontologie als multi- und interdisziplinäre Wissenschaft	112
VIII.1.2	Der Gerontologie zuzurechnende Einzelwissenschaften	112
VIII.1.3	Ansätze anthropologischer Orientierung in den gerontologischen Einzelwissenschaften	118
VIII.1.4	Altersbilder in der Gerontologie	129
VIII.2	Alter(n)stheorien und -modelle	135
VIII.2.1	Biologische Alter(n)stheorien	135
VIII.2.2	Psychologische Alter(n)stheorien	137
VIII.2.2.1	Defizitmodelle des Alter(n)s	137
VIII.2.2.2	Die kognitiven Alter(n)stheorien	137
VIII.2.3	Sozialpsychologische Alter(n)stheorien und -modelle	139
VIII.2.3.1	Die Aktivitätstheorie	139
VIII.2.3.2	Die Disengagement-Theorie	141
VIII.2.3.3	Die Austauschtheorie	141
VIII.2.3.4	Die Theorie der Entwicklungsaufgaben	142
VIII.2.4	Weitere Alter(n)stheorien und Alter(n)smodelle	144
VIII.2.4.1	Das Kompetenz-Modell von Erhard Olbrich	144
VIII.2.4.2	Das ökologische Modell des Alter(n)s	146
VIII.2.4.3	Die Kontinuitätstheorie von Robert C. Atchley	148
VIII.2.4.4	David H. Gutmanns Theorie geschlechtsspezifischen Alter(n)s	148
VIII.2.4.5	Kulturanthropologische Alter(n)stheorien	150
VIII.3	Retrospektive Synopse alter(n)swissenschaftlicher Forschungsschwerpunkte und -themen, die gerontologische Basiskategorien berücksichtigen	151
VIII.3.1	Die Herausbildung und Differenzierung unterschiedlicher Forschungsrichtungen in der Gerontologie	153
VIII.3.2	Die verhaltene Rezeption von Sinn als Basiskategorie durch die Gerontologie	156
VIII.3.3	Zu erwartender Nutzen einer erweiterten Anwendung der soziologischen Basiskategorie Sinn für Gerontologie	159
VIII.4	Weitere phänomenologisch-soziologische, ‚sinnaffine‘ Basiskategorien	164
VIII.4.1	Zeit als Basiskategorie	164
VIII.4.2	Relevanz als Basiskategorie	170
VIII.4.3	Verstehen als Basiskategorie	183
IX.	Die Aufgabe einer verstehenden Gerontologie: Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit alter Menschen als deren Lebenswelt	190
IX.1	Sinndimensionen in Rekonstruktionsprozessen der sozialen Welt älterer Menschen: Verwendungs- und Anwendungsperspektiven eines verstehenden Ansatzes in der Gerontologie	192
IX.1.1	Rekonstruktion als Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesse in der Gerontologie	193

IX.1.2	Analyse des sozialen Wirkens als Rekonstruktionsaspekt von Sinnstrukturen in der Gerontologie	204
IX.1.3	Rekonstruktion von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen in der Gerontologie	213
IX.2	Methodologische Prinzipien bei der Anwendung und Umsetzung einer verstehenden Gerontologie	224
IX.2.1	Welchen Anforderungen müssen wissenschaftliche Modellkonstruktionen der Sozialwelt grundsätzlich genügen?	227
IX.2.2	Das Konzept der Lebensweltorientierung	229
IX.2.2.1	Das Konzept der Lebensweltorientierung als Anwendungsbeispiel für eine verstehenden Gerontologie – aufgezeigt anhand der Beratung sowie der Pflege älterer Menschen	238
IX.2.3	Das Konzept der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik	254
IX.3	Weiterentwicklung von der verstehenden zu einer phänomenologisch fundierten Gerontologie	258
X.	Fazit und Ausblick	261
XI.	Literatur	268

Danksagung

Der Verfasser fühlt sich gegenüber folgenden Personen zu besonderem Dank verpflichtet:

Herrn Professor Dr. Gregor Bongaerts, der das Promotionsverfahren mit Kompetenz und Geduld, vielen sachdienlichen Hinweisen, bereichernden und vertiefenden Ideen, Anregungen und Gedanken als Erstgutachter begleitete und unterstützte; Frau Professorin Dr. Monika Reichert, die in dem Verfahren als Zweitgutachterin tätig war und mit ihrer Fachlichkeit und Erfahrung insbesondere auf (sozial-)gerontologischem Gebiet dem Verfasser ebenfalls ein hohes Maß an Unterstützung bot und beratend zur Seite stand.

I. Vorwort: Einordnung des behandelten Themas in einen wissenschaftstheoretischen Kontext

Zwei wesentliche Richtungen bzw. Strömungen sind wissenschaftsgeschichtlich erkennbar und zu unterscheiden, die mit Fug und Recht als Megatrends bezeichnet werden können. Es sind dies – in der Reihenfolge ihres historischen Auftretens – zum einen die Verselbstständigung und Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften nach deren Austritt und Entfernung aus dem sie ursprünglich allesamt beherbergenden und einenden Bund der Philosophie. Diese Periode der Verselbstständigung begann mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und erst „von da an kann man von der Ausbildung eines eigentlichen Spezialistentums reden und das gilt für die Geisteswissenschaften nicht minder wie für die Naturwissenschaften“ (Landgrebe 1928, 238).

In den Worten des Soziologen Niklas Luhmann (1927–1998) führte der oben angedeutete Prozess der Autonomisierung im weiteren Verlauf einerseits zu einer „Diversifikation“ und andererseits, wie er weiter – insbesondere hinsichtlich der mit dem Menschen befassten Wissenschaften – konstatiert, zu einer gewissen Verselbstständigung: „Biologie, Psychologie und Soziologie trennen sich; und die Wissenschaften selbst gewinnen Distanz zu den normativen Regulierungen des Rechts, zu den Religionsvorstellungen, zu den politischen Werten und Zielen.“ (Luhmann 2012, 288)

Die sich auf diese Weise vollziehende Abkoppelung aller ursprünglich im Schoß der Philosophie als Universalwissenschaft aufgehobenen Einzelwissenschaften mit dem Ziel der Erlangung von Autarkie und Autonomie (u. a. in der Wahl eigener, spezifischer Forschungsgegenstände und -methoden) wurde teils initiiert und beschleunigt durch Tendenzen und Bestrebungen zur Säkularisierung und Technisierung. Sie wurde zudem begünstigt durch eine Vielzahl von Entdeckungen und Erfindungen, die wiederum in engem Zusammenhang zu sehen sind mit dem Erstarken vor allem der Naturwissenschaften, mit der Mathematisierung und Vermessung der Welt, die schließlich nur mit geeigneten, neu zu entwickelnden und geschaffenen Werkzeugen, Instrumenten, Verfahren und Methoden gelingen konnte.

All diese Aspekte und Wirkfaktoren zusammen sind für das hier in groben Zügen skizzierte erste Entwicklungsszenario bzw. für den ersten der beiden oben angeführten Megatrends, den Abspaltungs- und Verselbstständigungsprozess der Einzelwissenschaften, in Betracht zu ziehen.

Ungeachtet der Identifizierung von Ursachen für den zuvor erwähnten Autonomisierungsprozess sei hier mit Merleau-Ponty auf die Husserl'sche Position zu dieser Entwicklung hingewiesen, die nach Ansicht des französischen Philosophen darin beispielhaft zu sein scheint, dass Husserl

„vielleicht besser als jeder andere gespürt hat, dass alle Formen des Denkens in gewisser Weise miteinander verbunden sind, daß man weder die Sozialwissenschaften zugrunde richten darf, um die Philosophie zu fundieren, noch die Philosophie zugrunde richten darf, um die Sozialwissenschaften zu begründen, daß vielmehr jede Wissenschaft eine Ontologie absondert und jede Ontologie ein Wissen antizipiert, und

daß es letztlich bei uns liegt, uns damit abzufinden und es so einzurichten, daß die Philosophie und die Wissenschaften beide möglich sind ...“ (Merleau-Ponty 2007, 139).

Zum anderen ist es ein vornehmlich in der jüngeren Vergangenheit der Wissenschaftsgeschichte zu beobachtender, dem zuvor näher beschriebenen zeitlich nachfolgender Trend. Er entpuppte sich als ein dem Verselbständigungs- und Autarkiebestreben gewissermaßen inverser Prozess: als eine Öffnung der einen gegenüber den anderen Einzelwissenschaften, eine wechselseitige Bereitschaft zu gemeinsamer Forschung, Kooperation und Vernetzung, kurz – als ein Streben nach Interdisziplinarität.

Der Auslöser für diesen zweiten der beiden oben erwähnten Megatrends war einerseits mit der explosionsartigen Zunahme an Wissensgegenständen und -inhalten sowie andererseits mit dem daraus erwachsenden Problem gegeben, mit den Kapazitäten und Ressourcen eines Wissensgebietes allein die enorme Menge an Aufgabenstellungen, Untersuchungsgegenständen und Verwertungsmöglichkeiten und –perspektiven eigenständig steuern und bewältigen zu können.

Hinzu kamen teils erhoffte und vermutete, teils erkannte und verifizierbare Chancen und Vorteile von Kooperationen und Netzwerken sowie eine gegenseitige inhaltliche Durchdringung und Bereicherung der jeweils involvierten Einzelwissenschaften, ein ‚interdisziplinärer Profit‘ quasi.

Nachweisen ließe sich der aufgezeigte Trend nicht nur anhand von passagerer, projektbegrenzter, regionaler und nationaler Zusammenarbeit sondern auch durch langfristige grenzüberschreitende, internationale und vermehrt auch globale Kooperationen, von denen an dieser Stelle drei beispielhaft benannt seien:

1. In einem multinationalen Forschungsnetzwerk arbeitet das Institut für Pharmakologie und Toxikologie der Universität Bonn gemeinsam mit Partnern aus Japan, Spanien und Großbritannien an der Entwicklung einer Methode zum Einsatz von Mikro-/Nanopartikeln aus magnetischen Eisenoxiden. Auf diese Weise sollen in Zukunft effiziente Therapien mit geringen Nebenwirkungen konzipiert werden.

2. Innerhalb eines Austauschprogramms, an dem das Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin) sowie die New School University, New York, beteiligt sind, bietet sich für Studierende der Berliner Universität die Möglichkeit, über mehrere Semester hinweg in New York zu studieren.

3. Zur Förderung transnationaler Zusammenarbeit in Forschung und Wissenschaft wurden innerhalb der Europäischen Union über Plattformen und andere Infrastrukturen die entsprechenden Grundlagen und Voraussetzungen geschaffen. Als Beispiele für die benannten Infrastrukturen seien hier BMRI-ERIC (Biobanking and Biomolecular Resources Research Infrastructure), EATRIS-ERIC (European infrastructure for translational medicine) und ECRIN (European

Clinical Research Infrastructure Network) angeführt, deren Einbeziehung bereits für die Projektplanungsphase empfohlen wurde.

Diese drei Beispiele machen deutlich, dass Kooperation und Vernetzung unter verschiedenen Einzeldisziplinen vor allem in solchen Forschungsprojekten zum Tragen kommen, die mit hohen Erwartungen und Ansprüchen an die Verwertbarkeit und den praktischen Nutzen der Resultate verbunden sind.

II. Einleitung und Aufbau der Dissertation

Die Forschungsidee, die der vorliegenden Dissertation zugrunde liegt, besteht in der Bearbeitung und Beantwortung der Frage, welcher Gewinn aus dem Transfer von Sinn als Basiskategorie und – darauf aufbauend – aus dem Transfer und der Rezeption inhaltlicher und methodologischer Impulse, Verfahren und Konzepte der verstehenden, phänomenologisch fundierten Soziologie sowohl für die alter(n)swissenschaftliche Forschung als auch für gerontologische Praxisfelder erwachsen könnte. Aus dieser Frage- und Aufgabenstellung ergibt sich die Notwendigkeit der definitorischen Betrachtung und Klärung des für diesen Text wesentlichen Terminus der *Basiskategorie*.

Perspektivisch könnten und sollen die Ergebnisse und Erkenntnisse, die aus der Bearbeitung und Auseinandersetzung mit dem gewählten Thema resultieren, als fragmentarische Bestandteile im Sinne von Prolegomena dienen, als grobe Bausteine in Form von Grundgedanken und -konzepten sowie als grundlegende Perspektiven für eine weiter zu entwickelnde verstehende, phänomenologisch fundierte Gerontologie, die nach Ansicht des Verfassers noch nicht existiert und eine lohnenswerte, fortlaufende Forschungsaufgabe für die Zukunft darstellen könnte, wie gegen Ende dieser Arbeit konkreter nachgewiesen werden soll.

Ausgehend von der speziellen *Basiskategorie Sinn* und deren Relevanz für die Soziologie insgesamt sowie für die Verstehende Soziologie Max Webers und die phänomenologisch fundierte Soziologie Alfred Schützens im Besonderen, sollen im weiteren Verlauf – wie zu Beginn dieser Einleitung erwähnt – Zweck und Nutzen des Transfers und der Integration dieser Basiskategorie in das Forschungsfeld der Gerontologie und in Praxisbereiche der Altenhilfe aufgezeigt werden.

Zwar wurde der Sinnbegriff in der Alter(n)swissenschaft bereits aufgegriffen, dort jedoch nach Ansicht des Verfassers noch nicht in der Breite und Tiefe verankert und adaptiert, um als Basiskategorie im hier verstandenen Sinne für die Gerontologie zu fungieren, geschweige denn um als Baustein eines zu entwickelnden phänomenologisch orientierten Ansatzes in der Alter(n)swissenschaft in Betracht gezogen und fruchtbar gemacht zu werden.

Die wissenschaftliche Relevanz dieses Forschungsvorhabens und der gegenwärtige Stand der Entwicklung eines verstehenden, phänomenologisch orientierten Ansatzes in der Gerontologie wird auf der Basis und vor dem Hintergrund einer gezielten Literaturrecherche erhoben, aufgezeigt und belegt.

Diese Recherche diene der Verifizierung der zuvor vertretenen Hypothese, dass seither in der Alter(n)swissenschaft weder die Basiskategorie Sinn in der hier vorzustellenden Bedeutung und Tragweite noch methodologische Konzepte und theoretische Ansätze zu einer verstehenden, phänomenologisch fundierten Altersforschung in angemessenem Umfang entworfen und berücksichtigt wurden.

Sie sollte – um es noch einmal mit anderen Worten zu formulieren – verdeutlichen, dass ein Transfer der erwähnten Basiskategorie in ihrer durch den Verfasser spezifizierten, auf Bongaerts (2012) zurückgreifenden Explikation und Bedeutung ebenso wie Konzepte und Ansätze mit der erwähnten Fundierungsfunktion in und für das Forschungsfeld der Gerontologie noch ausstehen, zumindest jedoch stärker als in der Vergangenheit in den Fokus gerückt werden sollten.

Im Zuge der Aufarbeitung dieser Versäumnisse und der Schließung dieser nachweislich vorhandenen Lücke gilt es, neben methodologischen Fragestellungen phänomenologisch-verstehender Forschung und der beispielhaften Skizzierung einzelner darin zur Anwendung kommender Techniken, Instrumente und Konzepte wie Konstitutionsanalyse und Lebensweltkonzept, Sinnsetzung und Sinndeutung, deren mögliche Integration in und perspektivische Rezeption durch die Gerontologie näher aufzuzeigen. Im Kern geht es bei der in Rede stehenden theoretischen Perspektive „um die Klärung der Frage, wie sich Sinnsetzungsprozesse im Handeln in subjektiver wie intersubjektiver Hinsicht vollziehen“ (Endreß 2006, 47).

Um die Leserschaft über die gewählte Vorgehensweise bei der Bearbeitung des Themas genauer ins Bild zu setzen, wird nachfolgend in groben Zügen der strukturelle Aufbau der vorliegenden Dissertation vorgestellt:

Der erste Schritt des sich weiter unten anschließenden III. Kapitels ist Betrachtungen zur Wortherkunft des Sinn-Begriffs gewidmet sowie einer Analyse seiner Bedeutung, Verwendung und Zuordnung innerhalb des Alltags respektive in der Alltagssprache (III.1). Im weiteren Verlauf erfolgt eine nähere Darstellung der Verwendung von Sinn in der Wissenschaft ganz allgemein (III.2), an die sich eine auf Bongaerts (2012) zurückgreifende Erläuterung des im Titel dieser Dissertation sowie in deren weiterem Verlauf verwendeten Terminus „Basiskategorie“ anschließt (III.2.1).

In dem darauf folgenden Analyseschritt wird – darin ebenfalls Bongaerts (2012, 20 ff.) folgend – die Zurechnung von Sinn auf diverse Sinnträger in verschiedenen soziologischen Theorien untersucht (III.3), um auf diesem Wege drei Typen von Sinnbegriffen zu identifizieren und gegeneinander abzugrenzen: a) einen subjektiv-egologischen (III.3.1), einen b) objektiv-kommunikativen (III.3.2) und schließlich einen c) inkorporiert-praktischen Sinnbegriff (III.3.3).

Auf der Grundlage der zuvor erfolgten begrifflichen Klärungen und eröffneten theoretisch-inhaltlichen Einblicke werden im sich anschließende Kapitel Bedeutung und Funktion des Sinnbegriffs im Werk Max Webers (Kap. IV), insbesondere für dessen Entwurf und Konzeption einer *Verstehenden Soziologie* (IV.1) sowie eine kritische Betrachtung und Auseinandersetzung mit dieser Sinnkonzeption durch Alfred Schütz behandelt und vorgestellt.

Im Zuge dessen wird eingangs der Weg zurückverfolgt, auf dem Weber zu seinem Ansatz einer Verstehenden Soziologie gelangte und welcher Grundkategorien er sich bei dessen Entwicklung bediente. In diesem Zusammenhang sollen die Termini *Verstehen* und *Sinn* besonders herausgestellt und beleuchtet werden, zumal Webers Auffassung und Explikation des Sinn-

Begriffs den Ausgangs- und Anknüpfungspunkt der oben erwähnten kritischen Stellungnahme seitens Alfred Schütz darstellte, die den Kern des zweiten Abschnitts dieses Kapitels bildet (IV.2).

Ein nächster Schritt in der vorliegenden Arbeit ist den soziologischen und philosophischen Quellen und Impulsen sowie den biografischen Determinanten und Gegebenheiten gewidmet, die zum Entwurf, zur Weiterentwicklung und zur Ausarbeitung einer phänomenologisch orientierten, verstehenden Soziologie durch Schütz führten und sie beeinflussten (Kap. V).

Außer auf die Inhalte der Werke des Husserl-Schülers und Weber-Experten selbst wird dabei auf Hinweise, Quellen und Zitate seiner Weggefährten, Freunde, Schüler und Studenten sowie von Autoren zurückgegriffen, die zu Recht als ‚Schütz-Kenner‘, z. T. auch als seine Lebensbegleiter und Freunde bezeichnet werden können: Aron Gurwitsch, Eric Voegelin, Thomas Luckmann, Richard Grathoff und Ilja Srubar.

Bevor im Fortgang genauer auf die Suche Schützens nach einer angemessenen Basis für sein Denken und philosophisch-soziologisches Konzept eingegangen wird (V.1.1), seien zum besseren Verständnis dieser Bemühungen und zum Zweck ihrer Einordnung in umfassendere gesellschaftspolitische, wissenschaftstheoretische und geistesgeschichtliche Strömungen zu Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit facettenhafte Einblicke in Schütz' Leben und Werk eröffnet (V.1).

Eine Verfeinerung und Differenzierung im Aufbau sowie eine Vertiefung, Erweiterung und Ergänzung in den Inhalten des phänomenologisch-soziologischen Ansatzes wird für Schütz durch dessen Auseinandersetzung mit den Gedanken und Ideen Henri Bergsons möglich (V.2), die zugleich eine tragfähige Basis für die Entwicklung der Theorie der Lebensformen (V.3) liefert.

Der Entdeckung und Rezeption der Husserl'schen Phänomenologie seitens Schütz ist der Abschnitt V.4 der vorliegenden Dissertation gewidmet und damit einem Gegenstand, der im anschließenden Passus (V.4.1) mit Ausführungen zu Husserls Konzeption der intentionalen Struktur des Bewusstseins sowie zur Unterscheidung von Handeln bzw. Bewusstseinsakten einerseits und Handlung bzw. sinnhaftem Gegenstand andererseits, ergänzt und vertieft wird (V.4.2).

Erst vor diesem Hintergrund ist es möglich und scheint es angebracht, die Sinnhaftigkeit *wohl-umgrenzter Erlebnisse in Akten der Reflexion* zu thematisieren. Dies erfolgt in Abschnitt V.4.3, der mit Ausführungen und Erläuterungen zur Konstitutionsanalyse von Sinn für soziologische Zwecke zu Abschnitt V.4.4 überleitet.

Da sowohl in den bisher vorgestellten Inhalten der vorliegenden Arbeit als auch in den noch folgenden zahlreiche Querverweise und Verbindungslinien zu philosophisch-anthropologischen Aspekten und Fragestellungen gezogen wurden bzw. beabsichtigt sind, da zudem die Genese der von Schütz entworfenen pragmatischen Lebenswelttheorie nach Ansicht Srubars vor einem anthropologischen Hintergrund zu sehen ist, scheint es hilfreich und zielführend zu

sein, an dieser Stelle einer kurzen Darstellung der philosophischen Anthropologie und deren Rezeption durch A. Schütz Raum zu geben.

Dabei geht der Verfasser zunächst auf Begriff und Gegenstand der philosophischen Anthropologie ein (Kap. V.5), um anschließend die anthropologische Fundierung des Schütz'schen Ansatzes vorzustellen (V.5.1) und in einem weiteren Schritt näher auf Bausteine dieser Fundierung einzugehen, die mit Srubar auch als „anthropologische Grunddimensionen“ (Srubar 1988, 190) betrachtet werden können (V.5.2). Wesentliche Aspekte der Rezeption und Auseinandersetzung mit der Philosophie und Anthropologie Max Schelers durch Schütz beenden dieses Kapitel (V.5.3).

Die darauf folgende Passage dieser Arbeit (Kap. VI) befasst sich mit der Thematik „Selbstverstehen und Fremdverstehen bei Alfred Schütz“ und greift dabei drei inhaltliche Schwerpunkte auf: die Unterscheidung Max Webers zwischen *aktuellem* und *motivationsmäßigem Verstehen* (VI.1), die Schütz'sche Kritik an diesen beiden Termini (VI.2) sowie die von Letzterem vollzogene Differenzierung zwischen *Weil-* und *Um-zu-Motiv* des Handelns (VI.3).

In Kapitel V dieser Dissertation wurden mit den Phänomenen Sinn, Handeln und Handlung drei Grundpfeiler des Schütz'schen Werkes einer genaueren Betrachtung unterzogen. Die Elemente dieser Trias bilden in ihrer Interdependenz und gegenseitigen Durchdringung das Grundthema des Schütz'schen Forschungsinteresses: die *Alltagswelt*. Dieser Terminus stellt den zentralen Gegenstand der Ausführungen in Kap. VII dar und wird anhand folgender Teilaspekte näher analysiert und entfaltet:

Die Skizzierung verschiedener Wirklichkeitsbereiche – „sub-universa“, wie William James sie nennt – außerhalb der Alltagswelt der natürlichen Einstellung (VII.1), die Soziologie der Lebenswelt und ihres Gegenstands, als welcher die Gesamtheit aller Sinnprovinzen anzusehen ist (VII.2) und die Aufgabe der verstehenden Soziologie, die in der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit als Lebenswelt besteht (VII.2.1), sind die drei ersten Schwerpunktthemen dieses Kapitels.

Der sich anschließende Passus (VII.2.2) besteht in einer – hier zunächst eher generellen Gesichtspunkten folgenden – Analyse der drei Aspekte des zuvor behandelten Rekonstruktionsprozesses: dem Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses (VII.2.2.1), der Analyse des Wirkens als sinnorientiertes Handeln (VII.2.2.2.) sowie der Erzeugung von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen (VII.2.2.3). Diese Aspekte werden im weiteren Verlauf der Arbeit nochmals aufgegriffen (siehe Kap. IX, Abs. IX.1.1–IX.1.3), dort allerdings in der Absicht, sie stärker in den Fokus gerontologische Betrachtungen zu rücken.

Der Transfer von Sinn als Basiskategorie in die Alter(n)swissenschaft und ihre Rezeption durch letztere bilden den wesentlichen Gegenstand des VIII. Kapitels.

Dort wird es zu Beginn darum gehen, die Gerontologie als eine relativ „junge“ Disziplin im Verbund der Sozialwissenschaften in groben Zügen vorzustellen (VIII.1), um anschließend ihr

Hauptcharakteristikum aufzuzeigen, als welches ihre Multi- und Interdisziplinarität anzusehen ist (VIII.1.1).

Es schließt sich eine nähere Betrachtung der Einzelwissenschaften an, vom Verfasser auch Sub- bzw. Teildisziplinen genannt, die der Gerontologie zugerechnet werden (VIII.1.2) sowie ein Nachweis von mehr oder weniger ausgeprägten und expliziten Ansätzen anthropologischer Orientierung in einigen dieser Subdisziplinen (VIII.1.3). Letzterer Nachweis wird ungeachtet des Tatbestandes erbracht, dass die Thematisierung und Aktualität derartiger Aspekte und Impulse eher als eine Erscheinung der Mitte und zweiten Hälfte des vergangenen als der ersten beiden Dekaden des laufenden Jahrhunderts anzusehen sind. Sie können jedoch dazu dienen, Vergleiche herzustellen und ggf. Parallelen zu ziehen oder aber Divergenzen zu identifizieren zwischen den seitens Schütz und Scheler thematisierten anthropologischen Phänomenen und Problemen einerseits und den durch die angeführten gerontologischen Subdisziplinen aufgegriffenen Themen und Fragestellungen andererseits.

Zur anthropologischen Rahmung und Fundierung sozialwissenschaftlicher Altersforschung, auf deren Relevanz für die phänomenologisch orientierte Soziologie, respektive für Schütz, bereits an früherer Stelle in dieser Arbeit hingewiesen wurde (siehe Kap. V.5.1 und V.5.2), ziehen zahlreiche Gerontologinnen und Gerontologen Altersbilder (VIII.1.4) sowie Alternstheorien bzw. -modelle heran (VIII.2) oder stellen sie gar als zentrale Gegenstände und Kernthemen ins Zentrum ihrer Forschungsbemühungen. Wichtige und renommierte Beispiele für diese Theorien und Modelle werden in den Abschnitten VIII.2.1–VIII.2.4.5 vorgestellt ohne dabei einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Mit einer Zusammenschau alter(n)swissenschaftlicher Forschungsschwerpunkte und -themen in der Vergangenheit, darin nachzuweisenden gerontologischen Basiskategorien (VIII.3) sowie der Entwicklung und Differenzierung verschiedener Theorieansätze in der Gerontologie (VIII.3.1) beschäftigen sich die nächsten Schritte dieser Arbeit. Sie leiten über zu einer kritischen Bestandsaufnahme hinsichtlich der Rezeption von Sinn als Basiskategorie in der Alter(n)swissenschaft (VIII.3.2), um vor diesem Hintergrund den zu erwartenden und wiederholt angedeuteten Nutzen herauszustellen, der aus dieser Rezeption und Erweiterung der Anwendungsdimensionen der benannten Basiskategorie erwachsen könnte (VIII.3.3).

An diese Gedankengänge schließen sich Überlegungen hinsichtlich weiterer phänomenologisch-soziologischer, ‚sinnaffiner‘ Basiskategorien an (VIII.4), die dem Verfasser ebenso wie die Sinn-Kategorie selbst und im Verbund mit ihr geeignet erscheinen, die gerontologische Forschungsarbeit theoretisch zu bereichern und zugleich neue Impulse in pragmatischer Hinsicht, d. h. für gerontologische Praxisfelder, zu liefern. Dabei handelt es sich um *die Zeit, die Relevanz* und *das Verstehen* (VIII.4.1–VIII.4.3), die hier in ihrer grundsätzlichen, allgemeinen Funktion und Bedeutung charakterisiert werden sollen sowie hinsichtlich ihrer Eignung, einen Beitrag im Sinne von Prolegomena zu einer verstehenden, phänomenologisch orientierten Sozialwissenschaft – und damit auch für die Gerontologie – zu leisten.

Die Darstellung von beispielhaft ausgewählten, besonders wichtigen Rekonstruktionsaspekten, wie sie bereits in Kap. VII.2.2 aufgezeigt wurden, für eine Alter(n)swissenschaft mit einer Orientierung und einem Genre der zuvor beschriebenen Art, werden in Kapitel IX herausgearbeitet sowie in ihren Verwendungs- und Anwendungsdimensionen exemplifiziert (IX.1): die Rekonstruktion als Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses (IX.1.1), die Rekonstruktion als Analyse des Wirkens (IX.1.2) und schließlich die Rekonstruktion der Erzeugung von Intersubjektivität und intersubjektiven Strukturen (IX.1.3) – hier allerdings, wie weiter oben in Aussicht gestellt, unter besonderer Beachtung der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit alter Menschen als deren Lebenswelt und damit gegenüber den Analysen in Kap. VII.2.1 und VII.2.2 zielgruppenspezifisch bzw. mit gerontologischer Ausrichtung.

Betrachtungen zu methodologischen Prinzipien bei der Umsetzung gerontologischer Konzepte sowie im Rahmen einer verstehenden Alter(n)swissenschaft überhaupt, bilden den Inhalt des sich anschließenden Absatzes (IX.2), gefolgt von Ausführungen zu Anforderungen und Voraussetzungen, denen wissenschaftliche Modellkonstruktionen der Sozialwelt genügen müssen (IX.2.1).

Vertieft und konkretisiert werden die generellen Ausführungen zur Methodologie durch konkrete Beispiele dazu, welche Konzepte in welcher Weise in der Alter(n)swissenschaft und in gerontologischen Praxisfeldern zur Anwendung kommen können (Kap. IX.2.2, IX.2.2.1 und IX.2.3). Zum Zwecke dieser Exemplifizierung wurden die zwei theoretischen Ansätze der Lebensweltorientierung und der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik herangezogen, um so der im Titel dieser Dissertation in Aussicht gestellten Verknüpfung theoretischer Analysen mit pragmatischen Perspektiven genüge zu tun. Das Verstehen, in Kap. VIII.4.3 als eine Basiskategorie vorgestellt, kann zwar auch als ein eigenständiges methodologisches Konzept begriffen werden – zumal wenn man es in Zusammenhang mit den in dieser Arbeit erwähnten Spielarten der Hermeneutik sieht – worauf der Verfasser jedoch verzichtet und es bei den beiden oben genannten Ansätzen belassen hat.

Auf die Fragestellung, wie sich die Weiterentwicklung einer verstehenden Gerontologie hin zu einer phänomenologisch fundierten Alter(n)swissenschaft vollziehen könnte, versucht der letzte Abschnitt des IX. Kapitels Antworten zu geben (IX.3).

Mit einem Fazit und Ausblick im Sinne einer Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Arbeit und einem perspektivischen Blick auf die mit ihr gewonnenen Verwertungsperspektiven beschließt der Verfasser seine Dissertation (Kap. X).

III. Bedeutung, Verwendung und Zuordnung des Sinn-Begriffs im Alltag und in der Wissenschaft

III.1 Etymologische Herleitung und Bedeutungsvarianten von Sinn in der Alltagssprache

Bei der Betrachtung der Wortgeschichte von Sinn und der sich anschließenden Skizzierung der alltagssprachlichen Verwendungsweisen des Wortes erhebt der Verfasser nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr geht es ihm darum, in beiden Schritten die Spannbreite, Bedeutungsvielfalt und unterschiedlichen Verweisungshorizonte, z. T. auch um den mit diesem Terminus und seinem Gebrauch verbundenen Mangel an Klarheit, Eindeutigkeit und Bestimmtheit zu belegen.

Im *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* werden die etymologischen Verhältnisse hinsichtlich des Sinn-Begriffs als „unklar“ bezeichnet: „Einerseits steht das Substantiv neben dem starken Verb ahd. *sinnan* 'reisen, sich begeben, trachten nach', afr. *sinna* 'sinnen, beabsichtigen', ae. *sinnan*, 'wandeln, beachten', andererseits ist die Bedeutung 'Sinn' früher bezeugt, als nach einer Entwicklung aus ‚trachten nach‘ zu erwarten wäre.“ (Kluge 2011, 850)

Das *Etymologische Wörterbuch des Deutschen* macht unter dem Stichwort Sinn folgende Angaben:

„Fähigkeit, Reize zu empfinden, Denken, Gedanken, Gesinnung, Gemüt, Verstand, geistiger Inhalt', ahd. (9. Jh.), mhd. mnd. mnl. *sin*, nl. *zin* stellt sich als Verbalsubstantiv zu dem unter *sinnen* (s. d.) behandelten stark flektierenden Verb und gehört mit den dort sowie den unter *Gesinde* und *senden* (s. d.) angeführten Formen zu einer Wurzel idg. **sent-* ‚eine Richtung nehmen, gehen', übertragen ‚empfinden, wahrnehmen'.“ (Zentralinstitut für Sprachwissenschaft 1993, 1294 f.)

Das *Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache* schließlich, der Duden, führt zum Sinn-Begriff Folgendes aus: „Das auf das dt. und niederl. Sprachgebiet beschränkte Substantiv (mhd., ahd. *sin*, niederl. *zin*) wurde schon in ahd. Zeit wie heute auf Verstand und Wahrnehmung bezogen. Auf eine ältere Bedeutung weist das starke Verb ‚sinnen' (...), das im Ahd. ‚streben, begehren', ursprünglich aber ‚gehen, reisen' bedeutete.“ (Duden 2006, 770)

Alltagssprachlich sind mit Sinn zum einen das organgebundene, anatomisch-physiologische Vermögen und die Fähigkeit gemeint, einen Umweltgegenstand, ein Objekt oder irgendein anderes beliebiges Phänomen wahrzunehmen. In dieser Verwendung taucht der Begriff meist im Plural auf.

Der Akt der Wahrnehmung erfolgt mit Hilfe eines oder mehrerer Sinnesorgane, über welche die höher entwickelten Lebewesen verfügen. Beim Menschen sind dies fünf an der Zahl: der Seh-, der Hör-, der Geruchs-, der Tast- und der Geschmackssinn.

Eine zweite Bedeutung von Sinn verweist in die Richtung von logischer Schlüssigkeit, verstandes- bzw. vernunftmäßiger Einsichtigkeit, Eingängigkeit und Nachvollziehbarkeit. So urteilt man – um zwei Beispiele zu geben – es habe keinen Sinn, bei Regen die Blumen im Garten zu gießen und bei großer Hitze einen Filzhut oder einen Pelzmantel zu tragen.

Eine dritte Bedeutungsvariante zielt auf die Merkfähigkeit und das Gedächtnis. So geht uns ein Mensch, ein Ereignis, Erlebnis oder Vers, ein Lied oder der Inhalt einer Nachricht „nicht mehr aus dem Sinn“.

Eine weitere, spezielle Deutungsmöglichkeit des Sinn-Begriffs ist mit der positiven oder negativen Rückmeldung zur Konformität bzw. Abweichung eines Vorgehens, einer Absicht oder einer Handlung in Relation zu den originären (z. B. durch deren Urheber, Erfinder, Patentinhaber etc.), festgelegten und bestimmten Zwecken (Bsp.: Originalrezept, Bauanleitung für ein Modell-Flugzeug) verbunden: Jemand gibt einer anderen Person das Feedback, die servierte Speise oder das Ergebnis des Testfluges eines Modell-Doppeldeckers sei „ganz (...)“ oder aber „nicht im Sinne des Erfinders“.

Schließlich kann unter Sinn auch eine bestimmte Haltung einer Person gegenüber einer Sache, ihre Vorliebe für irgendetwas, die gefühls- und neigungsmäßige Hingabe an gewisse Dinge, eine Offenheit, Aufgeschlossenheit und Affinität ihnen gegenüber, verstanden werden. So sagt man z. B. über eine Person, sie habe einen Sinn für die schönen Dinge im Leben, für die Natur oder für klassische Musik.

Probleme kann bisweilen die fehlende Unterscheidung und inkonsequente Abgrenzung der beiden Begriffe Sinn und Zweck bereiten. Beide werden in der Alltagssprache nicht selten synonym gebraucht, zumindest aber bedeutungsmäßig miteinander vermengt.

Der Unterschied zwischen den beiden ist darin zu sehen, dass Sinn auf eine letztendliche Bedeutungszuschreibung im Hinblick auf eine Entität oder ein Phänomen, welche(s) für erstrebens- und erreichbarwert gehalten wird, bezogen ist, z. B. gelbe Wandfarbe mit dem Ergebnis einer Stimmungsaufhellung bei der in einem solchermaßen gestrichenen Raum sich ständig oder regelmäßig aufhaltenden Person.

Als Zweck, um den zuvor genannten Sinn erfüllen zu können, ist das Anstreichen oder Färben der Zimmerwand mit gelber Farbe bzw. in einem Gelbton anzusehen.

Allgemeiner kann gesagt werden, dass Sinn mit der Bestimmungsfestlegung durch eine sinnsetzende Instanz, gelegentlich auch Konstrukteur oder Designer genannt, verbunden ist, wobei die Realisierung des festgelegten Phänomens den Zweck in Form der Sinnverwirklichung darstellt.

Nach diesen Ausführungen zur Etymologie sowie alltagssprachlichen Bedeutung und zum gemeinsprachlichen Gebrauch von Sinn soll im weiteren Verlauf die Verwendung des Sinn-Be-

griffs im Bereich der Wissenschaft beispielhaft anhand einiger Einzeldisziplinen, sodann ausführlicher innerhalb der Soziologie und schließlich hinsichtlich seiner Zurechnung auf unterschiedliche Sinträger in verschiedenen soziologischen Theorien aufgezeigt werden.

III.2 Die Verwendung des Sinn-Begriffs in der Wissenschaft überhaupt

Zunächst ist festzustellen, dass die bereits angedeutete Unklarheit und Unbestimmtheit des Sinnbegriffs, seines Gebrauchs und seiner Bedeutung in der Alltagssprache gleichermaßen auf den Bereich der Wissenschaft zutrifft. Auch dies sei nachfolgend anhand einiger Beispiele nachgewiesen:

In die Philosophie werden der Sinnbegriff und das Sinnthema erstmals durch Kant eingeführt. Zur Frage nach dem Sinn gelangte der große Philosoph nicht aufgrund einer persönlichen Krise sondern infolge einer allgemeinen Verunsicherung, welche die gesamte christlich-abendländischen Metaphysik ins Wanken brachte und sie ihrer seither unangezweifelten, sicher geglaubten Basis sowie ihres allseitig anerkannten und verbindlichen Orientierungs- und Ordnungsgestütes beraubte.

Mit dem Untergang des metaphysischen Weltbildes und dem damit einhergehenden Verlust des Sinndeutungssystems, das mit Gott und seiner Schöpfung gegeben war, tauchte für die Menschheit insgesamt wie auch für das einzelne Individuum plötzlich die Sinnfrage auf, die Kant im praktischen Handeln zu begründen trachtete und der sich, wie hier nur beiläufig festgestellt sei, als Begründungszusammenhang auch bei Schütz und dessen Verknüpfung des Sinnbegriffs mit dem Wirken einerseits sowie mit dem Pragmatismus andererseits wiederfindet. Dieses Handeln kann nach Ansicht des Königsberger Philosophen nur dann sinnvoll sein, wenn es in den umfassenden Kontext des Lebens oder der Welt eingebunden ist.

Für die Geschichtswissenschaft skizziert Jörn Rüsen den Sinnbegriff wie folgt:

„Geschichte als Inbegriff des historische Erkennbaren ist nicht einfach die Summe aller vergangenen menschlichen Handlungen, ihrer Voraussetzungen, Bedingungen, Absichten und Folgen, die rein für sich, also unabhängig von den Absichten gegenwärtigen Handelns (,wertfrei‘) erforscht, interpretiert und dargestellt werden können. Geschichte ist vielmehr ein sinn- und bedeutungsvoller Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart (mit einem tendenziellen Bezug auf Zukunft). Er kann nur auf der Grundlage bedeutungsverleihender Normen, die aus praktischen Interessen, genauer: aus den Sinnkriterien absichtsvollen Handelns, herrühren, erkannt und dargestellt werden.“ (Rüsen 1997, 101)

Fragestellungen einer an der Person und am Sinnphänomen orientierten, existenziellen Pädagogik wendet sich u. a. Eva Maria Waibel in ihrem Buch *Erziehung zum Sinn – Sinn in der Erziehung* (Waibel 2017) zu.

Die Psychologie verfolgt im Rahmen einer breit gefächerten interdisziplinären Anthropologie vorrangig zwei Aufgaben, die allerdings einander ergänzen: die Psychologie des Menschen

ganz allgemein sowie die Psychologie der Menschenbilder, auf die später in dieser Arbeit noch eingegangen wird, im Besonderen.

Als fachspezifischer Terminus taucht der Sinnbegriff u. a. in der (analytischen) Psychologie von Carl Gustav Jung (1875–1961) auf. So ist in Band 11 seiner *Gesammelten Werke* zu lesen: „Die Psychoneurose ist im letzten Verstande ein Leiden der Seele, die ihren Sinn nicht gefunden hat.“ (Jung 1983, 358), und Wirtz; Zöbeli urteilen in ihrem Buch *Hunger nach Sinn*: „Die Jungsche Psychologie betont das Verbindende, das Zusammengehören von Teil- und Gesamtsinn, von Sinnggebung und Sinnfindung.“ (Wirtz; Zöbeli 1995, 206).

Auf die Rezeption und Adaption des Sinnbegriffs in der Gerontologie wird hier verzichtet, weil auf diesbezügliche Aspekte in Zusammenhang mit seiner Um- und Neudeutung, zumindest jedoch nach seiner Ergänzung um phänomenologische und phänomenologisch-soziologische Aspekte und Verweisungen Schütz'scher Prägung und Auslegung, an späterer Stelle noch ausführlich einzugehen sein wird (siehe Kap. IX).

Für die mit dieser Arbeit verbundene Zielsetzung ist die Bedeutung, Interpretation und Verwendung des Sinnbegriffs in der Soziologie von besonderer Wichtigkeit und wesentlichem Interesse. Die Vielfalt der Zugangswege, Deutungs- und Verweisungsaspekte, in denen der Terminus Sinn in Zusammenhang mit soziologischen Fragestellungen gebracht und gesehen werden kann, hat Schützeichel in seinem Übersichtsbeitrag unter dem Stichwort „Sinn“ zusammengetragen. Er vertritt in dem benannten Beitrag die Ansicht, dass Sinn als „zentraler Begriff der Soziologie“ angesehen werden könne.

In seinen Ausführungen geht Schützeichel auf unterschiedliche Verständnisweisen und Intentionen im Gebrauch des Terminus ein und trifft dabei die Unterscheidung zwischen einer „intentionalitätsfundierte“ zum einen und einer „funktionalen Perspektive“ zum anderen sowie darüber hinaus zwischen „einem subjektiven, sozialen S. [Sinn] und einem nomischen S.“ (Schützeichel 2015, 250), um im weiteren Verlauf den Sinnbegriff unterschiedlichen soziologischen Theorien zuzuordnen, (wie dies in differenzierterer Weise auch seitens Bongaerts geschieht – siehe dazu die Ausführungen weiter unten, Abschn. II.2.1 und II.3) oder um ihn zur Abgrenzung und Unterscheidung zwischen bestimmten Phänomenen heranzuziehen wie zwischen Natur und Kultur bzw. sozialer Welt.

Bei einer dritten Sicht- und Verständnisweise wird „zwischen Erleben bzw. → Wissen und Handeln“ (Schützeichel 2015, 251) differenziert, und in einer vierten kann man den Sinnbegriff von seinen Komplementärbegriffen unterscheiden, so z. B. von ‚Verstehen‘. S. ist dann das Ergebnis der Interpretation oder Rekonstruktion eines sozialen Sachverhalts, einer Handlung oder einer Äußerung in ihrem sozialen oder kulturellen Kontext“. Diese letztgenannte Dimension ist Schützeichel zufolge „zentral für sämtliche Varianten der verstehenden oder interpretativen Soziologie“ (Schützeichel 2015, 252).

Als ein weiterer Komplementärbegriff im oben beschriebenen Verständnis wird schließlich – in Orientierung an dem von Habermas aufgezeigten „Gegenstandsbezug (Intension/Extension)

von Worten bzw. sprachlichen Aussagen“ (Schützeichel 2015, 252) – die Sprache angeführt (vgl. Habermas 2009, 82 ff.).

Eine letzte und neuere Variante von Sinn, auf die Schützeichel in seinem Artikel eingeht, steht mit der Funktion dieses Begriffs im Rahmen der Luhmann'schen Systemtheorie in Zusammenhang, auf die der Verfasser weiter unten noch einmal zurückkommen wird.

III.2.1 Erläuterung des Terminus „Basiskategorie“

Bongaerts erwähnt den Terminus ‚Basiskategorie‘ an mehreren Stellen seines Buches mit dem schlichten Titel *Sinn*, verzichtet jedoch auf dessen Definition ebenso wie darauf, den Sinn-Begriffs selbst zu definieren. Er merkt dazu an, dass letzteres „wenn überhaupt, nur selten gelungen ist. Von einer theorieübergreifenden und einheitlichen Begriffsbildung kann ohnehin gar keine Rede sein. Für die Soziologie trifft dies allerdings nicht nur für den Sinnbegriff zu, sondern für eine Vielzahl weiterer Grundbegriffe (...).“ (Bongaerts 2012, 6)

Darüber hinaus begründet der Soziologie-Professor der Universität Duisburg-Essen seinen Verzicht auf eine genaue Bestimmung des Sinnbegriffs mit der von ihm gewählten Heuristik, die er durch Abstraktion aus verschiedenen soziologischen Theorien gewinnt. Genauer erläutert er seine Entscheidung und Vorgehensweise mit folgenden Worten:

„Damit sehr unterschiedliche Theorien vergleichbar gemacht werden können, ist die Heuristik nicht auf jeweils einen klar definierten Begriff von *Sinn* begrenzt. Ins Zentrum werden vielmehr unterschiedliche Sinnträger gestellt, also die Strukturen oder Prozesse, die *Sinn* ‚verwenden‘. (...) An dieser Stelle geht es (...) um die Beobachtung verschiedener Theorien, die *Sinn* in typischer Weise auf einen oder auch auf mehrere Sinnträger zurechnen.“ (Bongaerts 2012, 20)

Bongaerts zufolge lassen sich in den verschiedenen soziologischen Theorien drei solcher Sinnzurechnungen unterscheiden, auf die im folgenden Abschnitt dieser Arbeit näher eingegangen wird.

Der Terminus Basiskategorie taucht in dem oben erwähnten Buch zum Sinn-Phänomen zunächst in der Überschrift zu dessen drittem Kapitel, ansonsten erst wieder gegen Ende des Textes in Zusammenhang mit abschließenden Überlegungen seitens Bongaerts auf. Dort begründet der Autor die Auswahl der von ihm für seine Untersuchungen herangezogenen und diskutierten Theorien mit „ihrer Bekanntheit innerhalb des theoretischen Diskurses der Soziologie sowie der Dominanz des Sinnbegriffs als Basiskategorie“, räumt allerdings auch ein, dass die ausgewählten Theorien zugleich Ausdruck seiner „persönlichen Präferenzen“ gewesen seien (Bongaerts 2012, 81).

Einem tieferen Verständnis des Terminus *Basiskategorie* und der Heuristik seiner Herleitung sollen – im Verbund mit den Ausführungen des hier endenden Abschnitts – auch die nachfolgenden dienen.

III.3 Die Zurechnung von Sinn auf unterschiedliche Sinnträger in verschiedenen soziologischen Theorien

Die große Variabilität und Vielfalt in der Verwendung und Deutung von Sinn innerhalb des Fachgebietes der Soziologie konstatiert Bongaerts, indem er schreibt: „Wenn es (...) um die soziologische Kategorie *Sinn* geht, dann geht es um durchaus sehr verschiedene inhaltliche Bestimmungen dieses Terminus. Aus den genannten Gründen ist *Sinn* auch in der Soziologie ein schillernder Begriff.“ (Bongaerts 2012, 6)

Es sind drei Problembezüge, die, wie er feststellt, für die Bestimmung und Ausrichtung der soziologischen Sinnbegriffe ausschlaggebend sind, nämlich „a) die Verwendung des Sinnbegriffs zur Konstruktion des soziologischen Gegenstandsbereichs; b) die unterschiedliche Bestimmung und Zurechnung von *Sinn* in verschiedenen soziologischen Theorien; c) die anthropologische Begründung der soziologischen Sinnbegriffe“ (Bongaerts 2012, 10).

Im weiteren Verlauf schlägt Bongaerts eine aus diversen Theorien der Soziologie gewonnene Heuristik vor. Letztere ist „nicht auf jeweils einen inhaltlich klar definierten Begriff von Sinn begrenzt. Ins Zentrum werden vielmehr unterschiedliche Sinnträger gestellt, also die Strukturen oder Prozesse, die *Sinn* ‚verwenden‘“. Es geht ihm „um die Beobachtung verschiedener Theorien, die *Sinn* in typischer Weise auf einen oder auch auf mehrere Sinnträger zurechnen“. Das Ergebnis ermöglicht es Bongaerts, in den verschiedenen soziologischen Theorien drei „Sinnzurechnungen“ im zuvor beschriebenen Verständnis gegeneinander abzugrenzen und zwar „die Zurechnung auf die handelnden Subjekte“ einerseits, die Zurechnung „auf die Ergebnisse oder auch Erzeugnisse des Handelns oder der Kommunikation“ andererseits sowie schließlich die Zurechnung „auf den Körper oder Leib der Handelnden“ (Bongaerts 2012, 20).

Dieses Vorgehen führt zu drei *Sinnzurechnungs-Kategorien* bzw. *Sinnbegriffen*, nämlich zu: a) „einem *subjektiv-egologischen*“, einem b) „*objektiv-kommunikativen*“ und c) „einem Begriff *inkorporiert-praktischen Sinns*“ (Bongaerts 2012, 20).

III.3.1 Der subjektiv-egologische Sinnbegriff

Unter diesen Typus von Kategorien werden all diejenigen soziologischen Theorien subsumiert, die sich eines subjektiv-egologischen Sinnbegriffs bedienen. In ihnen bilden die Wissensbestände oder Erfahrungsschemata, die den Akteuren zur Verfügung stehen, die Grundlage, auf der der soziale Sinn des Erlebens und des Handelns dieser Akteure gründet.

Die erwähnten Bestände und Schemata wurden im Zuge von Sozialisationsprozessen angeeignet und somit sozial verteilt. Das derart „gestreute Wissen“ wird seitens der individuellen Akteure erlernt und letztere auf diese Weise befähigt, ihr eigenes Handeln mit den Erwartungen anderer abzustimmen und deren Handeln wiederum im Sinne der erwartbaren Bedeutungen zu verstehen.

„Vor allem sind es Absichten bzw. Intentionen, mit denen soziale Akteure ihrem Handeln und Deuten Sinn geben. Die Absichten oder Intentionen können reflexiv entworfene Pläne sein, sie können Denkprozesse anleiten oder von Bewertungen begleitet sein. Wesentlich für die hier behandelten Zusammenhänge ist, dass alle sozialen Phänomene wie soziales Handeln oder soziale Ordnung letztlich auf die bewussten Sinnsetzungen und Sinndeutungen der Akteure zurückgeführt werden.“ (Bongaerts 2012, 21)

Der Verfasser wird auf die in diesem Zitat angesprochenen Prozesse der Sinnsetzung und Sinndeutung im VII. Kapitel der vorliegenden Arbeit wieder zu sprechen kommen und näher eingehen.

III.3.2 Der objektiv-kommunikative Sinnbegriff

Theorien, die von dieser Art Sinnbegriff Gebrauch machen, führen das soziale Geschehen auf objektiv-kommunikative Erzeugnisse anstatt auf die subjektiven Sinngebungen der Akteure zurück.

Diese Erzeugnisse sind objektiv insofern, als grundsätzlich alle Akteure Zugang zu ihnen haben, während subjektive Sinngebungen prinzipiell auf dem Wege der Reflexion lediglich den Akteuren selbst zugänglich sind und in dem Fall, dass sie anderen Akteuren übermittelt werden sollen, hierfür objektive Sinnerzeugnisse Verwendung finden müssen.

Diese Erzeugnisse sind kommunikativ, insofern sie auf dem Wege kommunikativer Abstimmung des Handelns unter mehreren Akteuren – sei es durch Zeichen, Symbole, Sprache oder Normen – zustande kommen.

„Im Unterschied zu Ansätzen, die auf einem Konzept von subjektiv-egologischem Sinn basieren, werden hier also nicht die subjektiven Sinngebungen rekonstruiert, sondern die objektiv verfügbaren Sinnerzeugnisse werden als Ermöglichung und Begrenzung von Handeln betrachtet. Um Handlungen und Handlungszusammenhänge zu verstehen und zu erklären, reicht es dann zumeist, die sprachlich-kommunikativen Regeln zu kennen, die in besonderer Art und Weise institutionalisiert sind – zum Beispiel in Rechtstexten.“ (Bongaerts 2012, 22)

III.3.3 Der inkorporiert-praktische Sinnbegriff

Die Berechtigung, inkorporiert-praktischen Sinn von subjektivem und objektivem zu unterscheiden, mag nach Ansicht von Bongaerts Verwunderung auslösen. Gleichwohl erscheint ihm dies ebenso angebracht wie berechtigt, können auf diese Weise doch Theorien, die den Körper für die Produktion und Reproduktion sozialer Handlungen und sozialer Ordnung in den Fokus rücken, besondere Berücksichtigung erfahren.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie der Körper – und sei es nur annäherungsweise – als ein Sinnträger aufgefasst werden könne,

„der mit Bewusstsein und objektiven Erzeugnissen vergleichbar, aber auch von beiden zu unterscheiden ist. Inkorporiert ist Sinn, wenn er im körperlich-leiblichen Verhalten

eingeschrieben ist. Praktisch ist er, weil er innerhalb der sozialen Praxis wirksam ist, ohne dass allerdings die Akteure die Sinnhaftigkeit des Verhaltens reflexiv-bewusst geplant hätten oder sie ihnen in objektiv repräsentierter Form zugänglich wäre.“

Was nach Bongaerts allerdings in den Blick gerate, seien „grundlegende körperlich-leibliche Verhaltensweisen, die maßgeblich daran beteiligt sind, soziale Ordnung hervorzubringen und zu reproduzieren“ (Bongaerts 2012, 23).

Beispielhaft könne man, so der Duisburger Soziologe, als Beleg die spontan an den Tag gelegte Mimik und Gestik anführen, mittels derer sprachliche Äußerungen begleitet und unterstützt würden und die die Aufmerksamkeit der Hörer steuerten.

IV. Der Entwurf einer Verstehenden Soziologie durch Max Weber

Wird als Begründer der Soziologie im Sinne einer wissenschaftlichen Disziplin meist der Franzose Auguste Comte (1798–1857) genannt, so gilt Max Weber (1864–1920) als der Gründervater der sogenannten Verstehenden Soziologie.

Jener hatte – und das unterschied ihn von anderen Denkern vor ihm, die eher darüber nachdachten, wie eine gute Gesellschaft auszusehen hätte – die Vision und feste Entschlossenheit, eine Wissenschaft von der Gesellschaft zu entwickeln. Ihm schwebte eine Disziplin vor, die mit etwas Neuem verbunden war: mit der Erforschung dessen, wie eine reale Gesellschaft aussieht, nach welchen Gesetzmäßigkeiten und Regeln sie funktioniert. Um dieses Vorhaben zu realisieren, müsse diese neue Wissenschaft, so seine Überzeugung, nach der gleichen Methode vorgehen wie die Naturwissenschaften.

Eine Generation nach Comte stellte der Engländer Herbert Spencer (1820–1903) Überlegungen zu einer Theorie der Gesellschaft an. Seine Reflexionen führten ihn zu der Idee, Gesellschaft nicht, wie Comte vor ihm, als eine Art Mechanismus zu begreifen sondern in Analogie zu einem Organismus. Dieses Gebilde bestand nach Spencers Vorstellungen aus Teilen, von denen ein jedes für die Übernahme bestimmter Aufgaben und Funktionen zuständig war, um so das Überleben des Gesamtorganismus sicherzustellen.

Mit den Grundannahmen Comtes und vor allem Spencers waren die Ideen, Pläne und Fundamente für das geistige Bauwerk des Positivismus gelegt.

Im Gegensatz zu Comte, zu Spencer und auch zu David Émile Durkheim (1858–1917) ist die Soziologie in den Augen Max Webers keine Wissenschaft, die Gesellschaft als einen Funktionszusammenhang, als ein äußeres Ding oder als Organismus anzusehen habe. Vielmehr sei sie „*verstehende* Soziologie, die vom subjektiv gemeinten *Sinn* handelnder Akteure ausgeht – und nicht von der Gesellschaft als Ganzer. Die Neubestimmung der Soziologie als *Verstehende* Soziologie kann man als wissenschaftliche Revolution in der Geschichte der Soziologie werten.“ (Kruse; Barrelmeyer 2012, 77 f.)

IV.1 Der Sinnbegriff in der Verstehenden Soziologie Webers

Auf den Sinnbegriff und dessen Auslegungs- und Verweisungspotenzial griff Max Weber bereits in seinem zu Beginn des 20. Jahrhunderts entworfenen Ansatz einer Verstehenden Soziologie, konkret in seiner Definition der Termini *Handeln* und vor allem *Soziales Handeln*, zurück.

In Webers grundlegendem Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* ist die oft zitierte Definition zu lesen:

„Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und sofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches

Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Weber 1980, 1)

Der Sinnbegriff selbst wird durch Weber in unmittelbarem Anschluss an das vorausgegangene Zitat folgendermaßen definiert:

„Sinn‘ ist hier entweder a) der tatsächlich α . in einem historisch gegebenen Fall von einem Handelnden oder β . durchschnittlich und annähernd in einer gegebenen Masse von Fällen von den Handelnden oder b) in einem begrifflich konstruierten reinen Typus von dem oder den als Typus gedachten Handelnden subjektiv gemeinte Sinn. Nicht etwa irgend ein objektiv ‚richtiger‘ oder ein metaphysisch ergründeter ‚wahrer‘ Sinn. Darin liegt der Unterschied der empirischen Wissenschaften vom Handeln: der Soziologie und der Geschichte, gegenüber allen dogmatischen: Jurisprudenz, Logik, Ethik, Aesthetik, welche an ihren Objekten den ‚richtigen‘, ‚gültigen‘ Sinn erforschen wollen.“ (Weber 1980, 1 f.)

Vor allem in den letzten Passagen dieser Definition kommt die, wie Käsler feststellt, von Weber selbst betonte „*Konstruiertheit*“ dieses derart ermittelten Sinns“ zum Ausdruck (Käsler 1978, 124). Der Mensch ist ein Wesen, das für Weber das Kernelement seines Handlungsbegriffs bildet, während das Konzept des Verstehens den zentralen Punkt seiner Methodologie bildet.

Dieser kurze Einblick in die Funktion und Bedeutung von Sinn im Rahmen der Verstehenden Soziologie Max Webers soll an dieser Stelle genügen.

IV.2 Kritik an der Weber’schen Sinnkonzeption durch Alfred Schütz

Drei wesentliche Grundannahmen, von denen Weber im Rahmen der von ihm entworfenen Verstehenden Soziologie ausgeht, sind anthropologischer Art und können in folgenden Axiomen zum Ausdruck gebracht werden:

Der Mensch ist ein Wesen, das über Bewusstsein verfügt

Der Mensch ist ein Wesen, das sinnhaft handeln kann

Der Mensch ist ein Wesen, das kommunizieren kann.

Unter diesen drei axiomatischen Annahmen ist die zweite, dass der Mensch sinnhaft handeln könne, für das Denken und Werk von Alfred Schütz besonders bedeutsam.

Allerdings bildet dieser zentrale Weber’sche Begriff des Handlungssinns zugleich einen wesentlichen Punkt, an dem Schütz mit seiner Kritik der Sinnkonzeption Max Webers ansetzt und an der sich folgende Problemkreise differenzieren lassen:

„1) Weber vermengt im Begriff ‚Sinn‘ verschiedene Sinnschichten miteinander (...); 2) er unterlässt es, zwischen objektiven und subjektiven Sinnzusammenhängen zu unterscheiden; 3) er übersieht die konstitutive Rolle der Zeitstruktur jedes Sinnentwurfs und 4) macht keinen Unterschied zwischen Selbstdeutung und Fremddeutung.“ (Eberle 1984, 13 f.)

Was den ersten Kritikpunkt anbelangt, so kommt die oben erwähnte Vermengung unterschiedlicher Sinnschichten in den Definitionen von sinnhaftem (sozialen) und sinnlosem Verhalten durch Weber zum Ausdruck, indem letzterer – wie hier der Wichtigkeit halber nochmals wiedergegeben wird – definiert: „Soziales Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ Gegenüber bloßem Verhalten ist Handeln dann gegeben, „wenn bzw. insofern der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden“ (Weber 1980, 1).

In dieser Auffassung und Begriffsbestimmung von Sinn sieht Schütz nicht weniger als fünf Schichten miteinander vermengt (siehe Kap. V, Abschnitt V.1).

Hinsichtlich des zweiten Punktes der Schütz'schen Kritik an Weber, der unterlassenen Differenzierung zwischen objektiven und subjektiven Sinnzusammenhängen, ist anzumerken, dass Weber bezüglich dieses Versäumnisses übersieht, dass mit jedem Akt des Verstehens sowohl objektive als auch subjektive Aspekte gegeben sind, deren Verhältnis allerdings in Abhängigkeit von der Beziehung, in dem der Deutende hier und der „Gedeutete“ dort zueinander stehen, variieren kann.

Was den dritten Punkt anbelangt, die unterbleibende angemessene Berücksichtigung der Zeitdimension, so hat dieses Versäumnis zur Konsequenz, dass Weber „die Relativität jeder Deutung auf ein jeweiliges Jetzt und So nicht erkennt und daher auch nicht die Notwendigkeit einer Unterscheidung von Handeln im Ablauf und einer abgelaufenen Handlung“ (Eberle 1984, 14).

Zu Punkt 4 schließlich: Für Weber umfasst und begreift der Verstehensbegriff das Existieren des anderen und den Zugang zu Fremdseelischem stets mit ein. Er trifft keine Unterscheidung zwischen der Selbstausslegung durch das handelnde Subjekt und der Fremdauslegung durch den bzw. die anderen.

Hier zeigen sich – und mit diesen Schütz'schen Worten sei dessen kritisches Resümee zu Webers Betrachtungen zum Handlungssinn beendet –

„die Grenzen der theoretischen Leistung Max Webers. Seine Analyse der sozialen Welt bricht in einer Schicht ab, die nur scheinbar die Elemente des sozialen Geschehens in nicht weiter reduzierbarer oder auch nur in nicht weiter reduktionsbedürftiger Gestalt sichtbar macht. Er fragt nicht (...) nach dem eigenartigen Fundierungszusammenhang zwischen Eigenpsychischem und Fremdpsychischem, dessen Aufklärung für die präzise Erfassung des Phänomens ‚Fremdverstehen‘ unerlässlich ist.“ (Schütz 1993, 15)

V. Der Entwurf einer phänomenologisch orientierten verstehenden Soziologie durch Alfred Schütz

V.1 Leben und Werk von Schütz

Um den Ursprung und die Entwicklung des Schütz'schen Denkens, dessen Abhängigkeit und Verwurzelung in historischen, wissenschaftstheoretischen, philosophiegeschichtlichen und kulturellen Strömungen und Trends zum einen und dessen Orientierung an seinerzeit anerkannten und aktuellen Theorien, Denkern, Schulen, Kreisen und Zirkeln zu vermitteln und verständlich zu machen zum anderen, wurde den nachfolgenden Betrachtungen zu Schützens Leben und Werk relativ viel Raum gegeben.

Über diese interpretativ-hermeneutischen Gründe hinaus sind es die mit dieser Dissertation verfolgten spezifischen Absichten im Hinblick auf die zuvor explizierte Forschungsfrage und deren Beantwortung, mit der die zuvor angesprochene Ausführlichkeit begründet sein soll.

Alfred Schütz wurde am 13. April 1899 als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren. Sein Reifezeugnis, eine sog. Notmatura, erwarb er im Frühjahr 1917. Im März desselben Jahres meldete er sich freiwillig zum Militärdienst im k.u.k. Heer, in dem er bis zum November 1918 diente. Nach Kriegsende nahm Schütz das Studium der Rechts- und Sozialwissenschaften an der Universität Wien auf, wo u. a. Hans Kelsen, Ludwig von Mises, Friedrich von Wieser und Felix Kaufmann zu seinen Lehrern gehörten. 1921 legte er die staatswissenschaftlichen und juristischen Prüfungen ab, um danach den Doktorgrad der Jurisprudenz zu erwerben und seine erste berufliche Tätigkeit als Banksekretär aufzunehmen. Im Jahr 1927 wechselte Schütz zum Bankhaus Reitler & Co., wo er als Prokurist angestellt war und bis 1952 verblieb. In den frühen 20er Jahren führte er ein Doppelleben, indem er tagsüber als Finanzjurist arbeitete und nachts sowie an Wochenenden als Wissenschaftler.

„In den Wiener Anfangsjahren werden Schütz' intellektuelle Interessen vornehmlich durch seine regelmäßige Teilnahme am Privatseminar von Ludwig von Mises sowie am sogenannten *Geist-Kreis* getragen, einem der vielen intellektuellen Zirkel im Wien der Zwischenkriegszeit. Aus diesem Engagement resultieren lebenslange Freundschaften vor allem zu Erich Vögelin (Eric Voegelin) und Fritz Machlup.“ (Endreß 2012, 354 f.)

Aus der Ehe mit seiner Frau Ilse, die er 1926 heiratete, gingen eine Tochter (Eva Elisabeth, geb. 1933) und ein Sohn (Franz Georg, geb. 1938) hervor. Ilse Schütz stand ihrem Mann lebenslang u. a. bei der Fertigstellung seiner Typoskripte unermüdlich zur Seite.

„Während des deutschen Einmarsches im März 1938 und des ‚Anschlusses‘ Österreichs an das ‚Dritte Reich‘ hält Schütz sich geschäftlich in Paris auf. Seine Frau Ilse verläßt darauf mit den beiden Kindern ebenfalls Wien Richtung Paris. Dieses erste Exil dauert sechzehn Monate. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges siedelt die Familie am 14. Juli 1939 in die USA nach New York über.“ (Endreß 2012, 355)

In der ‚neuen Heimat‘ angekommen, fand Schütz schnell Kontakt zu amerikanischen Soziologen wie Marvin Faber und Dorion Cairns, die ihm beide vom Freiburger Husserl-Kreis bekannt

waren. Er beteiligte sich an der Gründung der „International Phenomenological Society“ (1939), wurde Mitglied in deren „Council“ sowie des „Editorial Board“ der neu gegründeten Zeitschrift „Philosophy and Phenomenological Research“. Ab 1943 lehrte Alfred Schütz als „Lecturer“ für Soziologie an der New Yorker „New School for Social Research“, um dort im Jahr 1944 zum „Visiting Professor“ und 1952 zum „Full Professor“ für die Fächer Soziologie und Sozialpsychologie ernannt zu werden.

Der Tatbestand, dass er sich über lange Phasen seiner Lebenszeit hinweg einer Doppelrolle verpflichtet sah, nämlich gleichzeitig seiner beruflichen Tätigkeit und seinem wissenschaftlichen Schaffen nachzugehen, mag mit dazu beigetragen haben, dass Schütz im Alter von nur 60 Jahren am 20. Mai 1959 in New York an einem Herzleiden verstarb.

Seine Skizzierung der „Grundlinien des Werkes“ von Alfred Schütz beginnt Martin Endreß mit dem Satz: „Jeder Versuch einer systematischen Darstellung des Werkes von Schütz steht vor dem Problem der unvollendet gebliebenen *Strukturen der Lebenswelt*“. (Endreß 2012, 356; s. dazu auch Endreß 2018b)

Trotz dieser Problematik soll hier versucht werden, Schütz' wesentliches Erkenntnisinteresse bzw. seinen zentralen Forschungsgegenstand, den Preglau in der „Analyse der Strukturen der Lebenswelt im Allgemeinen und der Sozialwelt im Besonderen sowie der darin ablaufenden alltäglichen Sinndeutungs- und Sinnsetzungsprozesse“ (Preglau 2015, 74) sieht, zumindest in groben Zügen aufzuzeigen.

Mit Ausnahme des einzigen Buches, das er zu Lebzeiten veröffentlichte (Schütz 1993), hinterließ Schütz ausschließlich Aufsätze, in denen er sich neben dem zuvor benannten Kernthema, den Analysen zur Theorie der Lebenswelt, eingehend mit der Methodologie der Sozialwissenschaften auseinandersetzte, indem er sie aus stets neuen Perspektiven beleuchtete (siehe dazu Schütz 1971a (dort insbes. Teil I), 1971b, 1972; Strübing; Schnettler 2004).

Die Zeitspanne vom Start in seine akademischen Ausbildung und ersten systematischen Studien bis zur Veröffentlichung der Niederschrift seines Erstlingswerkes *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* im Jahr 1932 war geprägt von teils heftig geführten Diskussionen und Debatten um den theoretischen Status und methodologische Fragestellungen der Soziologie als eigener wissenschaftlicher Disziplin. Schütz war in dieser Kontroverse um einen vermittelnden Standpunkt zwischen Max Webers und Ludwig von Mises' Ansätzen bemüht, d. h. zwischen „verstehender“ Soziologie (M. Weber) und „begreifender“ Ökonomik“ (L. v. Mises) (vgl. Endreß 2004; 2008, 95 f.).

Auf seiner Suche nach einem philosophischen Ansatz zur Fundierung der Verstehenden Soziologie und seinem Bemühen um einen Brückenschlag zwischen Spontaneität und Reflexivität sowie zwischen Erleben und Erkennen stieß Schütz zunächst auf die Zeitphilosophie Henri Bergsons (1859–1941) (Bergson 1908; 1911). Auf diese philosophische Quelle, die für sein frühes Denken von sehr großer Bedeutung war, wurde Schütz durch seinen Freund Erich Vögelin (im Exil Eric Voegelin, 1901–1985) aufmerksam gemacht.

Von dieser „Bergsonianischen Periode 1924–1928“, wie Srubar (1988, 314) sie nennt,

„führt eine Verbindungslinie zu Husserl und eine andere, jedoch etwas untergründiger und weniger markant, zu der schon früh (um 1925) ansetzenden Rezeption von James ‚The Principles of Psychology‘. Man kann also sagen, daß Schütz durch seine Kenntnis der Werke Bergsons nicht nur, wie er selbst berichtet (...), für das Verständnis von Husserls Schriften vorbereitet wurde, sondern daß er auch dadurch das Verständnis für pragmatisch argumentierende Ansätze gewann.“ (Srubar 1988, 254)

Will man das Schütz'sche Gesamtwerk thematisch-inhaltlich in übergeordnete Themenkomplexe aufgliedern, so könnte man darin Grathoff folgen – was der Verfasser in den nachfolgenden Passagen in enger Anlehnung tut – und diesbezüglich

- „1. Die Theorie der sozialen Handlung.
2. Die Soziologie des Alltags.
3. Typik und Relevanz“ (Grathoff 1978a, 397).

von einander abgrenzen.

Zu 1. Die Theorie der sozialen Handlung

Schütz hat das Leitmotiv ‚seiner Soziologie‘ von Max Weber übernommen, indem er von und mit ihm das Fundament wissenschaftlichen Sinnverstehens als in den Strukturen sozialen Handelns bzw. in dessen Typik verankert, annahm. Dabei wird der Aufbau der Welt als ein sinnhafter und nicht als ein logischer oder systematisch-struktureller verstanden, ein Grundverständnis, welches sich aus dem Tatbestand ergibt, dass diese Welt durch das Leisten und Wirken der in ihr lebenden Menschen möglich ist. Sie ist zudem jedem Erleben und jeder Reflexion vorgegeben, ebenso wie jede Frage nach der Sinnhaftigkeit des alltäglichen Handelns in dieser Welt ihren Ausgang „in der ursprünglichen Konstitution des Sinnes für das Ich, und das heißt: nach der Reflexion des Ichs auf seine vorvergangenen Erlebnisse“ (Grathoff 1978a, 397) nehmen muss.

Grathoff zufolge ist damit das Schütz'sche Programm festgelegt:

„Ausgehend von dem Begriff der intentional auf ein *alter ego* bezogenen Bewußtseinserlebnisse, über soziales Verhalten und soziales Handeln zum sozialen Wirken‘ wird *im Sinnhaften Aufbau* eine Handlungstheorie entwickelt, und zwar als ‚kontinuierliche Reihe‘ von Sinnzusammenhängen, die sich endlich zum umfassenden Erfahrungszusammenhang des Alltags verdichten.“ (Grathoff 1978a, 398; Binnenzitat: Schütz 1993, 81 und 167)

Um die durch Weber angestrebte handlungstheoretische Verankerung und Grundlegung der Sozialwissenschaft bewerkstelligen und objektive Sinnzusammenhänge einer Handlungstheorie konstruieren zu können, muss, so fordert Schütz ein, auf die subjektiven Sinnzusammenhänge im Handlungserleben von sozial Handelnden zurückgegriffen werden. Letzteres müsse – so eine weitere Schütz'sche Anforderung – bei Weber nach Stufen der Intimität und Anonymität sorgsam differenziert werden.

Diese Sinnschichten, als welche sie auch aufgefasst werden können, verweisen auf je verschiedene „Klassen von Erlebnis- und Sinnkonstitutionen“ (Grathoff 1978a, 398). Fünf solcher Schichten bzw. Sinnbegriffe sind, wie weiter oben bereits vermerkt, zu unterscheiden:

1. Ein erster, der allen anderen als Basis dient, ist schon mit dem bloßen Handhaben von Dingen bzw. dem Umgang mit ihnen, gegeben, ohne dass derartige (egologische) Tätigkeiten sozial orientiert, auf einen Anderen abzielen müssten. Ein Beispiel für diese erste Kategorie kann das Öffnen einer Tür sein;
2. Ein zweiter, auf dem primären, zuvor angeführten aufbauender Sinnbegriff, kann mit der Existenz eines Mitmenschen gegeben sein. Auch hierfür ein Beispiel: Ich öffne die Tür, weil jemand geklopft hat;
3. Dieses Tätigwerden kann – und damit wäre eine dritte Kategorie eröffnet – zugleich das Verhalten eines Anderen antizipieren: Das Öffnen der Tür in Verbindung mit dem sich anschließenden Gruß;
4. Mit dem Empfang des Gastes oder der Unterlassung dieser Aktion vollzieht sich ein Prozess intersubjektiver Orientierung, und zwar auf einer nächsten, der vierten Ebene;
5. Mit den zuvor angeführten Sinnbereichen ist nach Schütz der Rahmen für konstitutive Sinnzusammenhänge des im Alltag Handelnden selbst abgesteckt. Von diesen vier Sektoren zu unterscheiden sind allerdings noch „*Beobachtungen* in einem handlungsverstehenden Sinne. Eine Handlungsanalyse wird sich von dieser vierstufigen sinnhaften Erlebnisstruktur des Alltagshandelnden leiten lassen, aber eine Handlungsdeutung wird erst auf der fünften Sinnstufe, in einem ‚soziologischen‘ Sinnzusammenhang möglich.“ (Grathoff 1978a, 398 f.)

Damit führen die Schütz'schen Analysen über die vier erstgenannten, vom Handelnden selbst verstandenen Sinnstrukturen und einer fünften, auf Sinndeutungsakte durch andere gerichtete, zu dem Aufgabenfeld, dem sich nach Ansicht Max Webers die Soziologie gegenübersteht und das sie zu bearbeiten hat.

Schütz rechnet seine im *Sinnhaften Aufbau* zusammengetragenen Überlegungen zu einer Handlungstheorie dem übergeordneten Entwurf einer „verstehenden Soziologie“ zu: „Konstitution der Sozialwelt als Welt sinnhaften Handelns aus und in den setzenden und deutenden Akten des alltäglichen Handlungserlebens: das ist sein Programm.“ (Grathoff 1978a, 399)

Soziales Handeln im Schütz'schen Sinne kann also interpretiert werden als ein spezifischer, sinnhaften Aufbau konstituierender leistender „Stil des Alltagserlebens, der im Rückgang auf vorvergangene Erlebnisse und deren Entwurfs- und Motivstrukturen zu differenzieren und zu analysieren ist“ (Grathoff 1978a, 399 f.).

zu 2. Die Soziologie des Alltags

Schütz geht es in seiner Interpretation des menschlichen Alltagsverständnisses um eine Beschreibung dessen, „wie ‚hell-wache‘ (d. h. in Einstellung völliger Aufmerksamkeit befindliche) Erwachsene die intersubjektive Welt des A.s sehen. Diese ist durchaus nicht privat, sondern

von Anbeginn an intersubjektiv, eine Welt der Mitmenschen, die durch soziale Handlungen miteinander verbunden sind; dies setzt Kommunikation voraus.“ (Vetter 2004, 18)

Schütz leitete den epistemischen Anspruch einer Soziologie des Alltags aus dem Fundierungsproblem einer allgemeinen Theorie sozialen Handelns ab und hatte schon im 4. Abschnitt des *Sinnhaften Aufbaus* eine erste „Strukturanalyse der Sozialwelt“ (Schütz 1993, 198 ff.) entwickelt: „In eine stets vorgegebene Welt hineingeboren (die von Menschen geschaffen, von mir *als Handelndem* erst einmal so hingenommen werden muß, wie sie ist, ohne daß ich sie als ganze hinterfragen oder auch nur zum Problem machen kann) erarbeite ich mir *meine* und *unsere* Welt durch mein Handeln und Wirken im sinnhaften Umgang mit dieser Welt.“ (Grathoff 1978a, 404; siehe auch Grathoff 1989, 43) Dies ist, wie Schütz meint, eine „perspektivische Leistung des Ichs, das aus der Selbstverständlichkeit des Wir, der alltäglichen Erfahrung der steten Vorgabe des Anderen herkommend diese Welt des Alltags um sich herum in Sinnzusammenhänge ordnet“ (Grathoff 1978a, 404).

Während Schütz im *Sinnhaften Aufbau* immer wieder seine Überzeugung hervorhob, dass Husserls Versuch, „die Intersubjektivität alles Erkennens und Denkens transzendental abzuleiten“ (Grathoff 1978a, 404), gelingen würde, kommt Schütz später zu der Einschätzung, dass Husserl hier scheiterte. Grathoff zufolge findet sich die „erste distanzierende Aussage von Schütz zu Husserls Theorie der Intersubjektivität (...) in einer noch 1939 im Pariser Exil geschriebenen (...) Skizze kommender Arbeiten“ (Grathoff 1978a, 405).

Mit der sich verfestigenden Abkehr von der oben wiedergegebenen Überzeugung stellte sich eine Wende im Schütz'schen Denken ein, die zugleich zu einer Erweiterung seines Wissenschaftsbegriffs führte: Weg von den „„Konstitutionsphänomenen in der phänomenologisch reduzierten Sphäre““ (Grathoff 1978a, 406) hin zu einem mundan orientierten Ansatz, zu den *Strukturen der Lebenswelt*.

Husserls Lösungsversuch zur Konstitution der Lebenswelt, den dieser in der Fünften Cartesianischen Meditation ausgearbeitet hatte, ist nach Schütz' Meinung nicht befriedigend ausgefallen, blieb allerdings ohne wesentliche Auswirkungen auf die Bedeutung der Phänomenologie für die Kultur- und Sozialwissenschaften.

Schütz verfolgte das von Husserl nicht gelöste Problem nunmehr im kritischen Rückgang insbesondere auf das Werk Max Schelers (1874–1928), dem jener auch den ersten großen Aufsatz zum Problem der Intersubjektivität widmete (Schütz 1942).

In der Folge verstand Schütz das fundierende Wir und die Sozialität des Anderen nicht länger als phänomenologisch-transzendente, sondern als lebensweltlich-alltägliche Sachverhalte der Sozialität alltäglichen Erlebens.

„Schütz gibt nach und nach die alternative Rede von ‚subjektiven‘ vs. ‚objektiven‘ Sinnzusammenhängen auf. Insbesondere nach der Diskussion mit Parsons formuliert er diese neu: Schütz spricht nun von der Ersetzung personaler Typen durch Handlungstypen und zwar als *alltäglichem* Prozess (...). Die frühere Opposition von subjektivem

und objektivem Sinn wird aber noch wesentlicher ‚entschärft‘ durch seine aus den James-Studien entwickelte Theorie der ‚multiplen Sinnbereiche‘, die den cartesianischen Dualismus endgültig überwinden.“ (Grathoff 1978a, 407; zu Parsons siehe Schütz; Parsons 1977)

Die von William James entwickelte Vorstellung *mannigfaltiger* Sinnwelten (James 1890), die nicht mehr vom monistischen Aufbau *einer* sozialen Welt ausgeht sondern ihn durch die Pluralität der *vielen* Sinnesregionen wie Alltagswelt, Traumwelt oder Spielwelt ersetzt, ist Thema des Schütz’schen Aufsatzes *Über mannigfaltige Wirklichkeiten*. Darin spricht er auch „die Welten des reinen Wahnsinns und der Hirngespinnste“ (Schütz 1971a, 237) an, die den Leser thematisch in die Nähe der Sinnwelten von Menschen mit Demenz führen und damit zu einem Themenkomplex, der weiter unten näher betrachtet werden wird (siehe Kap. IX.1).

Zu 3. Typik und Relevanz

Den Fragestellungen, was unter einem Typ zu verstehen sei, wie er überhaupt entstehe und inwiefern er mit dem Relevanzbegriff sowie mit Relevanzstrukturen zusammenhänge, gehen Schütz und Luckman in den *Strukturen der Lebenswelt* nach (2017; 313 ff.).

In diesem – von Schütz noch zu dessen Lebzeiten langfristig in Manuskriptform vorbereiteten, jedoch erst nach dessen Tod von seinem Schüler Thomas Luckman mit Unterstützung durch Schützens Witwe zu Ende gebrachten – Werk findet man den Terminus Typ definiert als

„eine in vorangegangenen Erfahrungen sedimentierte, einheitliche Bestimmungsrelation. (...) Der Typus, als eine ‚Einheit‘ von Bestimmungen, konstituiert sich, wie Wissens-elemente im allgemeinen, in einer ‚ursprünglichen‘ Erwerbssituation. (...) Die Erwerbssituation ist von Motivationsrelevanzen bestimmt. Der einzelne tritt in die Situation mit einer bestimmten Einstellung, und seine Erfahrungen sind in die Motivationskette eines bestimmten Um-zu Zusammenhanges eingegliedert. (...) Durch jede ‚Problemlösung‘ tritt (...) etwas ‚Neues‘ zu etwas ‚Altem‘. Das ‚Alte‘ besteht aus den im jeweiligen Wissensvorrat schon vorhandenen Bestimmungsmöglichkeiten in einem festgelegten interpretativ relevanten Zusammenhang (...) Die ‚neue Bestimmung‘ geht in die Bestimmungsrelation ein; ein Sinnzusammenhang zwischen früher relevanten und jetzt dazukommenden Bestimmungen wird ‚gestiftet‘: Ein Typ wird konstituiert (...).“ (Schütz; Luckmann 2017, 314 f.)

Mit diesem längeren Zitat aus den *Strukturen der Lebenswelt* konnten zwar die Fragestellungen hinsichtlich des Typen-Begriffs und seiner Entstehung beantwortet, nicht jedoch diejenigen geklärt werden, in welcher Beziehung ein solchermaßen definierter Typ zum Relevanzbegriff und zu den Relevanzstrukturen stünde.

Um auch in diesen beiden Punkten zu Klarheit zu gelangen, muss noch einmal auf die zuvor zitierte Stelle der *Strukturen* zurück verwiesen werden, um dort zu erfahren, dass es hilfreich sein kann, wenn wir uns einen Typen als eine Art „Demarkationslinie“ vorstellen,

„die zwischen den auf Grund der ‚bisherigen‘ Relevanzstrukturen ausgelegten Bestimmungen (die in einem Sinnzusammenhang stehen) und den prinzipiell unbeschränkten Bestimmungsmöglichkeiten der Erfahrung verläuft. Der Sinnzusammenhang der

Bestimmungen wird durch die in der Erwerbssituation vorherrschenden thematischen und interpretativen Relevanzen im Zusammenspiel mit den Motivationsrelevanzen ‚gestiftet‘.“ (Schütz; Luckmann 2017, 315 f.)

Aus diesen Ausführungen lässt sich folgern, dass Typen stets problemorientiert sind. Ein jeder Typ lässt sich bezüglich seiner Konstitution zurückverfolgen und führt letztendlich zu der ursprünglichen Problemlage zurück, die sich wiederum aus dem Ineinandergreifen, dem Ineinander-Verwoben-sein der drei oben genannten Relevanzstrukturen konstituierte und weshalb jeder Typ seine Geschichte hat.

An dieser Stelle scheint es sinnvoll zu sein, auf zwei Aspekte einzugehen, welche die zuvor behandelten Gedankengänge zum Themenkomplex Typik und Relevanz sinnvoll ergänzen und vertiefen:

Der eine betrifft den Tatbestand, dass beim Aufbau und Zustandekommen eines Typs stets ein gewisser Wissensvorrat als Voraussetzung gegeben sein muss, wie gering dieser auch immer sein mag. Diese Unabdingbarkeit hat ihren Ursprung in Husserls Erkenntnis, dass wir uns keine Erfahrung vorstellen können, die quasi ‚vortypisch‘ wäre: „Die faktische Welt der Erfahrung ist typisiert erfahren“, schreibt er in *Erfahrung und Urteil*: „Die Dinge sind erfahren als Baum, Strauch, Tier, Schlange, Vogel; im besonderen als Tanne, als Linde, (...) als Schwalbe, als Spatz usw. Der Tisch ist charakterisiert als Wiedererkanntes und doch Neues.“ (Husserl 1999, 398 f.)

Dieser mitgegebene, mitgegenwärtige Aspekt des Neuen, von Husserl als ein „Horizont möglicher Erfahrung mit entsprechenden Bekanntheitsvorzeichen, (...) eine Typik der noch unerfahrenen, aber erwarteten Merkmale“ bezeichnet, lässt uns Mögliches ahnen und voraussehen, das durch unsere tatsächliche Erfahrung bestätigt werden kann oder auch nicht. „In der Bestätigung erweitert sich der Gehalt eines Typus, es sondert sich aber auch der Typus in Sondertypen;“ (Husserl 1999, 399) Diese Überlegungen leiten hinüber zu einem zweiten Gesichtspunkt, dem Zusammenhang zwischen Typik und den Stufen der Vertrautheit bzw. Vertrautheitsstufen nämlich:

Letztere sind – und darin besteht das inhaltliche Bindeglied der beiden hier separat angeführten Aspekte – wesensmäßig mit der im Wissensvorrat verankerten Typik verquickt. Die Formen des Wissenserwerbs, in meinen vielfältigen Erfahrungen erworben und abgespeichert bzw. sedimentiert, bilden den Ursprung der zuvor erwähnten Vertrautheitsstufen: In den Akten und Prozessen des Wissenserwerbs konstituiert sich der Vertrautheitsgrad. Die jeweilige Motivation zur Bestimmung der Situation sowie zur Interpretation einer Erfahrung im Vollzug des Wissenserwerbs, entspringt dem planbestimmten Interesse. Anders ausgedrückt: Die Bestimmung bzw. Auslegung einer Situation oder Erfahrung wird beendet, sobald das in der Auslegung zusammengetragene Wissen für die Bewältigung der Situation hinreicht. „Jede allgemein situationsgerechte Auslegung konstituiert auch einen für diese Situation ausreichenden Vertrautheitsgrad. Das so konstituierte Wissenselement ist daraufhin in allen gleichen und ähnlichen Situationen zur Genüge vertraut.“ (Schütz; Luckmann 2017, 200)

Nach Ansicht Grathoffs wird seitens Schütz „unter dem Titel ‚Relevanz‘ die Frage behandelt, wie die ansonsten als typisch selbstverständlich aufgefaßte Alltäglichkeit überhaupt zu einem Problem werden kann“. Er identifiziert bei Schütz drei unterschiedliche Fragen in Zusammenhang mit dem Relevanz-Begriff: „Wie kommt es überhaupt zur Stellung eines Problems, nämlich dazu, daß uns das fraglich gewordene auch als des Fragens würdig erscheint? Was ist für die Lösung eines Problems relevant? Wann erscheint es uns als für unsere Zwecke ‚hinreichend‘ gelöst, sodaß wir weitere Untersuchungen abbrechen?“ (Grathoff 1978a, 411)

Die zuvor erwähnten drei Komplexe an Fragestellungen, die sich auf die Relevanz-Thematik beziehen, behandelt Schütz in einem von Richard M. Zaner herausgegebenen und von Thomas Luckmann eingeleiteten Manuskript.

Im Rahmen dieser Abhandlung, die seitens ihres Verfassers im Rahmen seines Gesamtwerkes lediglich als „Nebenthema“ betrachtet wird (siehe dazu Schütz 1982, 19), werden Grathoff zufolge die drei Aspekte des Relevanzphänomens ausführlich beschrieben und folgendermaßen voneinander abgegrenzt:

„Mit *thematischer Relevanz* (...) ist das aufmerkende Interesse gemeint, daß sich über ein bloß typisch vorgegebenes hinaus mit einer Situation ‚thematisch‘ befaßt. Wird dabei die Frage auf die intersubjektive Dimension eines Handlungsverstehens, auf die Motivationsstrukturen gerichtet, so spricht Schütz von *Motivationsrelevanzen*. Schließlich kann aber die Lösung eines thematisch relevanten Problems auch nach expliziter Auslegung von Wissensvorräten verlangen, die für eine Problemlösung wichtig sind. Er nennt diese *Interpretationsrelevanzen*.“ (Grathoff 1978a, 411)

Schütz' grundlegende Intention bei der Bearbeitung des Typik- und Relevanz-Komplexes liegt darin, „subjektive‘ Relevanz und Typik einerseits (als Strukturen der Lebenswelt) und andererseits die objektiven Formalisierungen von Zeichen in Zeichensystemen“ (Grathoff 1978a, 411) zu unterscheiden.

Tiefer bzw. eingehender auf die in diesem Abschnitt thematisierten Aspekte einzugehen, ist an dieser Stelle der vorliegenden Dissertation aus der Sicht des Verfassers nicht nötig – im weiteren Verlauf wird von Relevanz allerdings noch einmal die Rede sein (siehe Kap. VIII.4.2).¹

V.1.1 Schütz' Suche nach einem geeigneten Fundament

Wurde im vorhergehenden Abschnitt dieser Dissertation das Gesamtwerk Schützens mit seinen wesentlichen inhaltlichen Schwerpunkten in groben Zügen und anhand dreier Kernthemen aufgezeigt, so gilt es nun, die Phase genauer zu betrachten, mit welcher die philosophische Grundlegung im engeren Sinne und die eigentliche Arbeit des jungen Wissenschaftlers an seiner Version einer verstehenden Soziologie ihren Ausgang nahm.

¹ Zur Theorie der Typenbildung bei Alfred Schütz siehe den Beitrag von Srubar 1979. Dort liefert Srubar ein schlagkräftiges Argument gegen die von Habermas ins Spiel gebrachten Vorbehalte gegenüber der „sozialwissenschaftlich-methodologischen Brauchbarkeit“ (Srubar 1979, 43) phänomenologischer Konzepte bei der Konstituierung einer intersubjektiven sozialen Erfahrungswelt.

Um Schütz' Ringen und Suchen nach einer sicheren und nachhaltigen Basis seines Gedankengerüsts zu veranschaulichen, soll zu Beginn dieses Abschnitts ein kurzer Einblick in die Lebensphase nach Beendigung seines Studiums beziehungsweise zu Beginn seiner beruflichen Tätigkeit gegeben werden:

Schütz nahm, wie bereits erwähnt, nach dem Abschluss seines Studiums im Jahr 1921 und zu Beginn seiner Tätigkeit als Finanzjurist bei einer Wiener Privatbank, als Privatgelehrter an Diskussionsrunden und ähnlichen, auf Privatinitiativen beruhenden Veranstaltungen diverser Wiener Kreise und Intellektuellenzirkel teil, aus denen heraus er zahlreiche Anregungen und Ideen gewann und aus denen sich sowohl Beziehungen als auch Freundschaften wie die zu Felix Kaufmann, Fritz Machlup und vor allem zu Eric Voegelin ergaben, die über Jahrzehnte oder gar über die gesamte Lebensspanne hinweg Bestand hatten.

So lernte der junge Jurist in jener Zeit eine beachtliche Vielfalt an Theorieströmungen, juristischen und vor allem sozialwissenschaftlichen und philosophischen Positionen kennen, die sein Denken mehr oder weniger stark beeinflussten und prägten. Vornehmlich war er der Sozialwissenschaft zugewandt, die er – wohl unter dem Einfluss einer seiner Lehrer, Ludwig von Mises, als Wissenschaft vom menschlichen Handeln begriff. Letzterer war es auch, der gemeinsam mit Hans Kelsen bei Schütz das Interesse an der Verstehenden Soziologie Max Webers anstieß und wachrief und dessen Werke er intensiv studierte.

Durch die erwähnte Teilnahme an meist in den Abendstunden stattfindenden Studienkreisen und -zirkeln, insbesondere an einem seitens von Mises angebotenen Privatseminar, erhielt der Bankjurist und Privatgelehrte auch das Rüstzeug und die Anregungen, die er benötigte und die ihn befähigten, um die Position Webers hinsichtlich dessen Gedanken und Ausführungen zum sozialen Handeln einer kritischen Analyse zu unterziehen und ihnen konstruktive Ergänzungen und Erweiterungen hinzuzufügen. Dabei hielt Schütz Ausschau „nach einer philosophischen Fundierung der Soziologie Webers, die die in dem Weberschen Sinn- und Handlungsbegriff verborgenen Schwierigkeiten aufheben würde“ (Srubar 1981, 20).

Welche Bereicherung die Beteiligung am Seminar von Mises für Schütz bedeutete, sei hier lediglich durch wenige Beispiele angedeutet:

„Felix Kaufmann, der ebenso wie Schütz ein Schüler von Kelsen war, stand mit dem Wiener Kreis² in Verbindung, war jedoch zugleich der Husserlschen Phänomenologie verbunden, in die er auch Schütz einzuführen versuchte. Eric Vögelin machte Schütz mit der Philosophie Bergsons bekannt. Durch F. A. Hajeks Vermittlung sollte später die Auseinandersetzung zwischen Schütz und Parsons zustande kommen.“ (Srubar 1981, 20 f.)

² Beim sog. Wiener Kreis, der im Jahr 1924 gegründet wurde und sich 1938 (nach der Ermordung Schlicks 1937 und dem Einmarsch der deutschen Truppen) auflöste, handelte es sich um einen Zusammenschluss von Intellektuellen aus unterschiedlicher Disziplinen: Natur- und Sozialwissenschaften, Mathematik und Logik. Unter der Leitung von Moritz Schlick trafen sich die Mitglieder im Zeitraum von 1924 bis 1936 regelmäßig zu einem interdisziplinären Austausch.

Der Zugewinn, den das Schütz'sche Denken und sein wissenschaftliches Vorhaben durch den Besuch der zuvor erwähnten Zirkel und Seminare erfuhren, darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass maßgebliche Denkströmungen und theoretische Richtungen, die dort vertreten, verbreitet und erörtert wurden, nicht mit den Schütz'schen Forschungsabsichten und Zielsetzungen in Einklang zu bringen waren.

Vor allem die Ansätze der Neokantianer beider Schulen und die vom Wiener Kreis angebotenen Modelle vermochten Schütz nicht zu befriedigen. Er beurteilte den Vorschlag Natorps und Cohens, die Erkenntnis auf transzendentalen Wege, „nämlich auf eine Struktur des reinen Denkens konzipierte Logik zu stützen, ebenso mangelhaft wie die Bemühung des Wiener Kreises – und hier insbesondere die von Carnap –, die Sinn- und Intersubjektivitätsfrage letzten Endes auf logische Diskursivität von Sätzen zu reduzieren“ (Srubar 1981, 21).

Von den zuvor wiedergegebenen Positionen, die Carnap in seinem Buch *Der logische Aufbau der Welt* (Carnap 1928) darlegte, setzte sich Schütz in der sog. „Spracharbeit“, einem zwischen 1925 und 1927 unter dem ursprünglichen Titel *Erleben, Sprache und Begriff* verfassten Manuskript (Schütz 1981, 209 ff.), klar und deutlich ab. Darüber hinaus stellte er dem *Logischen Aufbau der Welt* seine Ansichten in dem einzigen zu seinen Lebzeiten erschienenen Buch mit dem Titel *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (Schütz 1993) entgegen.

Schütz gelangt zu der Erkenntnis, „dass die Sinnhaftigkeit der logischen Erkenntnisstruktur, der logisch diskursiven Sätze etc., zwar eine der Regionen sinnhafter Weltkonstitution darstellt, daß die Grundlagen dieser Konstitution jedoch im Bereich des alogischen, des vorwissenschaftlichen Erlebens zu suchen sind“ (Srubar 1988, 48). Er erkennt ferner,

„daß der menschlich sinnhafte Zugang zur Realität eine Vielfalt von Formen aufweist und daher weder auf eine dieser Formen reduziert noch aus einer einzelnen Form heraus verstanden werden kann. Um also das für die Fundierung der verstehenden Soziologie entscheidende Problem der Sinnsetzung in ihrer subjektiven wie auch in ihrer intersubjektiven Dimension anzugehen, war es erforderlich, erstens den Prozeß der Sinnsetzung in seinen verschiedenen Stufen und Formen zu erfassen und zweitens die gemeinsame Struktur aufzuzeigen, die diesem Prozeß in allen seinen Formen zugrunde liegt und ihn trägt. (...) Der Schütz'sche Entwurf einer Theorie der Lebensformen wollte genau dies leisten.“ (Srubar 1988, 49)

Bevor diese Theorie mitsamt ihren Einzelphasen eingehender betrachtet wird, sollen wesentliche Termini, Gedanken und Konzepte Bergsons thematisiert werden, die für dieses theoretische Konstrukt von Bedeutung sind und sich mehr oder weniger direkt in dessen einzelnen Phasen widerspiegeln.

V.2 Wichtige Gedanken und Konzepte Henri Bergsons als Quelle bedeutsamer Anregungen für Schütz

Auf entsprechende Ausführungen bei Srubar zurückgreifend seien im Folgenden die Kerngedanken des französischen Lebensphilosophen und Nobelpreisträgers für Literatur (1927) benannt und näher erläutert:

- „a) die *durée* als der ureigene Erlebnisstrom und die raumzeitliche Welt als ihre symbolische Vorstellung;
- b) das Gedächtnis als der Ort der sinnvollen Organisation der Erlebnisbilder;
- c) der Körper als das Zentrum unserer Tätigkeit in der ausgedehnten Welt, als Vermittler zwischen ‚Welt‘ und ‚Ich‘;
- d) die Gliederung des Bewußtseins in eine Vielzahl von Ebenen, wobei die *durée*, das Gedächtnis und der Körper als solche gelten, und die damit als differenzierendes Moment verbundene ‚*attention à la vie*‘;
- e) die Differenzierung zwischen abgelaufener, ablaufender und geplanter Bewegung (Handlung).“ (Srubar 1981, 30)

Zu a) Die *durée* und die raumzeitliche Welt

Das Ich ist eingebunden in das unaufhörliche Dahinströmen seiner Erlebnisse, in die „*durée*“ als der durchgängig ununterbrochenen Aufeinanderfolge unserer nicht-räumlichen, qualitativen Erlebnisse in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit. Dieses originäre, kometenhafte Verstreichen bzw. Dahinfließen der Zeit im Dahinleben des Ich können wir erfassen durch eine tiefgreifende intuitive Zuwendung, die ohne Rückgriff auf irgendeine Art von Systematik lediglich in seltenen Momenten gelingt. Das verstandesmäßige Vermögen bzw. den Vorgang, dem kontinuierlich dahinfließenden Erlebnisstrom auf systematisch-analytischem Wege Einzelelemente zu entnehmen, sie festzuhalten und damit zugleich räumlich zu fixieren, nennt Bergson „Symbolisierung“.

„Das Bewusstsein steht im Zwange eines unersättlichen Unterscheidungsbedürfnisses und substituiert daher der Wirklichkeit ihr Symbol oder apperzipiert die Wirklichkeit nur durch das Symbol. Da das auf solche Weise durch Refraktion entstandene und eben dadurch in Teilstücke zerkleinerte Ich sich für die Bedürfnisse des sozialen Lebens im allgemeinen und der Sprache im besonderen unendlich besser eignet, zeigt das Bewußtsein dieses Ich vor und verliert so das fundamentale Ich allmählich aus dem Gesichtskreis.“ (Bergson 1989, 97)

Derartige Symbolisierungsprozesse – die Veräußerlichung von Erlebnisinhalten in sprachlicher Form anlässlich kommunikativer Prozesse sei hier als ein Beispiel genannt – reduzieren stets die Erlebnisfülle, die, um bei dem Beispiel zu bleiben, mit den sprachlichen Äußerungen nach außen transportiert und damit objektiviert wird.

Worin besteht nun aber – so soll zum Abschluss dieser Betrachtungen zum ersten Bergson’schen Kerngedanken gefragt und geklärt werden – dessen Unterscheidung zwischen der „inneren Zeit“, von ihm *durée* genannt, und der *raumzeitlichen Welt*?

Erstere, die *durée*, ist, wie bereits gesagt, als der ureigene Erlebnisstrom anzusehen: ein Kontinuum ständigen Werdens und „Entwerdens“ (Husserl) der Erlebnisse, in dem das Ich dauert. Nach Deleuze (1989, 23) sind „Dauer [*durée*], Gedächtnis und *Élan vital* [FN d. Ü.: Gewöhnlich wird *élan vital* mit *Lebensschwung* oder *-schwungkraft*, *Lebensstrom* zuweilen auch mit *Urkraft des Lebens* übersetzt. (...)] (...) die Begriffe, die die großen Entwicklungslinien der Philosophie Bergsons bezeichnen.“

Die *durée* steht als „der sukzessive, kontinuierliche und irreversible Strom unserer qualitativen, nicht-räumlichen Erlebnisse in ihrer Mannigfaltigkeit und Heterogenität für den originären Zeitablauf des Ich“, charakterisiert Srubar (1988, 55) diesen Terminus im Rückgriff auf Bergsons Schrift *Zeit und Freiheit*.

Die verräumlichte, homogene und diskontinuierliche Realität mit ihrer quantifizierbaren Zeit hingegen „ist dann als eine Symbolisierung des Erlebnisstromes in der *durée* anzusehen. Die darin erfolgende Verräumlichung und Veräußerlichung des dauernden Ich stellt die Bedingung seiner Fähigkeit, soziale Beziehungen einzugehen, dar.“ (Srubar 1988, 55 f.)

Insbesondere in Zusammenhang mit der zuvor zitierten Feststellung Srubars, aber gleichermaßen mit der Pflege, Begleitung und dem Umgang mit Menschen, bei denen eine Demenz diagnostiziert wurde bzw. in gerontopsychiatrischen Einrichtungen ganz allgemein, sind auch die Analysen zum *élan vital* und zum Gebrauch dieses Terminus in Eugène Minkowskis Werk *Le Temps Vécu* (Minkowski 1933) sehr interessant und nützlich.

Zu b) Gedächtnis als der Ort der Erlebnisbilder

Nach Ansicht Bergsons besteht die Funktion des Gedächtnisses in Folgendem: Es „schaltet Vergangenes in das Gegenwärtige ein, zieht viele Momente der Dauer in einer einzigen Schauung zusammen, und wird durch diese doppelte Funktion Ursache, daß wir die Materie tatsächlich in uns wahrnehmen, wo wir sie doch von Rechts wegen in ihr selbst wahrnehmen.“ (Bergson 1991, 61)

Die beiden oben erwähnten Funktionen erfüllt das Gedächtnis, indem es zwei verschiedene Formen annimmt:

„Es bewahrt erstens als das wahre, bewußtseinsgebundene Gedächtnis die entwordenen Erlebnisse auf und macht die Wahrnehmung möglich; zweitens befähigt es uns als das an den Organismus gebundene Gedächtnis zur angemessenen Reaktion an die jeweilige aktuelle Lage, indem es entsprechende Erinnerungen assoziativ selektiert und abrufen. (...) Diese zweite Form, die Bergson auch das ‚Gedächtnis des Körpers‘ nennt und die sich ‚pragmatisch‘ auf die Situation bezieht, weist auf die in diesem Zusammenhang wichtige Rolle der Leiblichkeit hin.“ (Srubar 1981, 32)

Zu c) Der Körper – Vermittler zwischen ‚Welt‘ und ‚Ich‘

Der Körper stellt den Mittelpunkt der Ich-Tätigkeit in der raumzeitlichen Welt dar. Im Hinblick auf unsere Empfindungen kann er auch als ein „sensomotorischer ‚Realisator‘“ (Srubar 1981, 33) bezeichnet werden. Er hat die Vermittler-Rolle „zwischen der Dauer und der raumzeitlichen, homogenen Welt der Ausdehnung“ inne. Auf der anderen Seite können – z. B. im Zuge der Wahrnehmung – über ihn und seine Funktion eines „Durchgangsortes“ (Srubar 1981, 32) Dinge auf das erlebende Ich Einfluss nehmen, wie auch durch ihn auf die Dinge Einfluss ausgeübt bzw. eingewirkt wird. So ist es auch möglich, dass Erinnerungen in räumliches Handeln umgesetzt werden.

Zu d) Gliederung des Bewusstseins und ‚attention à la vie‘

Das Bewusstsein ist in zahllose Schichten aufgegliedert, die sich aus unterschiedlichen Graden der „Aufmerksamkeit auf das Leben“ („attention à la vie“, Bergson) ergeben. Diese Abstufungen der Aufmerksamkeit – man könnte auch von Stufen der „Wachheit“ sprechen – beruhen nach Bergson auf den unter c) bereits angesprochenen Empfindungen, die unser Körper erhält und durch seine Fähigkeit, Bewegungen auszuführen, „das was unsern Geist festigt, was ihm Gegen- und Gleichgewicht gibt“ (Bergson 1991, 169).

Zu e) Differenzierung unterschiedlicher temporärer Modi der Bewegung/Handlung

Seine Konzepte der *durée*, der Symbolisierung und des Gedächtnisses versetzen Bergson in die Lage, eine Theorie der Handlung zu entwerfen. Aufgrund dessen, dass der Körper als Träger des Handelns fungiert, ist letzteres instrumentell und in pragmatischer Weise gebunden an die „Gegebenheiten der zeiträumlichen Welt und wird so durch den Intellekt – im Gegensatz zum Instinkt – geleitet (...)“. Der tatsächliche Ablauf hängt aber gleichzeitig direkt von der Ausrichtung ab, die ihm mit dem tatsächlichen, sequenziellen Ablauf der Erlebnisphasen auferlegt wird und wodurch er stets auch „seinem ‚Sinne‘ nach mit dem Erleben in der *durée* verbunden bleibt. Dies macht seine Freiheit aus“ (Scrubar 1981, 33).

Wo die Handlungsfreiheit zum Gegenstand philosophischer Überlegungen erhoben wird, ist zugleich auch die Problematik der Determinierung des Handelns in den Fokus gerückt. Sie ist eng mit der Tatsache verbunden, dass sich die konkrete Form einer Handlung immer erst mit dem Werden und Entwerden ihrer Einzelphasen, mit ihrem – um es mit einem Begriff Husserls auszudrücken – „*polythetisch*“ angelegten Aufbau entwickelt und konkretisiert. Erst nach vollzogener Handlung kann ihr Ablauf durch Symbolisierung bzw. mit einem einzigen Blickstrahl und damit „*monothetisch*“ (Husserl) erfasst und zu einer „psychischen Tatsache verkürzt“ (Bergson) werden.

Die philosophischen Überlegungen Bergsons und dessen Rückverfolgung der Sinnsetzungsquellen bis hinein in das Erleben des einzelnen bilden die Grundlage für die Erarbeitung der Theorie der Lebensformen, mit der Schütz einen weiteren wichtigen Konsolidierungsschritt setzt hin zu dem von ihm entwickelten metatheoretischen Konstrukt der Lebenswelttheorie.

V.3 Entwicklung der Theorie der Lebensformen

Die Aufgabe der Fundierung einer verstehenden, phänomenologisch orientierten Soziologie soll – vor dem Hintergrund einer weiter oben bereits erwähnten kritischen Beurteilung, d. h. einer nach Schütz' Ansicht als nicht tief genug ansetzenden Analyse des Sinnbegriffs und daher auch nicht die notwendige Tragfähigkeit und Sicherheit für das eigene Vorhaben bietenden Basis durch Max Weber (siehe Kap. IV.2) – mit der eigenen Herausarbeitung und Offenlegung der Konstitutionsprozesse von Sinn, wie sie sich innerhalb der Lebenswelt herausbilden, gewonnen werden.

Dieser ‚mäeutische Prozess‘ vollzieht sich im Rahmen der Sinnsetzungs- und Sinndeutungsabläufe seitens der im Alltag in „relativ natürlicher Einstellung“ (Scheler) Handelnden. Er geht ferner einher mit den weiter oben angeführten Vorbehalten, die Schütz gegenüber den empirisch-logizistischen und neokantianischen Konzepten der Wissenschaftsbegründung hegt sowie mit der daraus resultierenden Hinwendung zur Lebensphilosophie und zur Methode des Verstehens.

Er ist schließlich nicht losgelöst zu sehen und zu begreifen von einer sich im Schütz’schen Denken relativ früh abzeichnenden Distanzierung von der transzendentalen Phänomenologie Husserls, ohne dabei den Wert und Nutzen der Phänomenologie selbst in Frage zu stellen.

Während Bergson auf eine nähere Charakterisierung und Strukturierung der einzelnen Bewusstseinschichten ebenso verzichtete wie auf die Frage nach deren gegenseitiger Beziehung, erkennt Schütz in der Analyse dieser Punkte und der Beantwortung damit zusammenhängender Fragestellungen eine hervorragende Möglichkeit, „die sinnhafte Konstitution der Realität einschließlich des Sinnes des ‚Du‘ nachzuzeichnen“ (Srubar 1981, 36).

Im ersten Band der *Alfred Schütz Werkausgabe* werden die Möglichkeiten, die sich aus der Schütz’schen Theorie der Lebensformen ergeben, in folgende Worte gefasst:

„Wenn man mit Schütz von der Frage nach dem erlebten Sinn des ‚Du‘ ausgeht, dann müssen die möglichen Zugänge zu diesem Du und zur Welt allgemein untersucht werden, die dem konstituierenden Ich zur Verfügung stehen. Diese möglichen Zugänge entsprechen den Einstellungen des Bewusstseins des Ich zur Welt, die Schütz die Lebensformen nennt (...).“ (Michailow et al. 2006, 20)

In Schütz’ terminologischer Systematik werden die Bewusstseinschichten zu Lebensformen, in deren Einheit das Ich existiert. Jeder Einzelform entspricht eine spezifische Organisation der Erlebnisbilder, die dann jeweils ein Symbolisierungssystem darstellt. Das Gesamtsystem bietet die Möglichkeit, dass die Erlebnisse der jeweils niederen Lebensformen von den jeweils höheren her interpretiert und gedeutet werden können.

Sechs derartige Lebensformen werden von Schütz voneinander abgegrenzt:

- „a. die Lebensform der reinen Dauer des Ich
- b. die Lebensform der gedächtnisbegabten Dauer des Ich
- c. die Lebensform des handelnden Ich
- d. die Lebensform des Du-bezogenen Ich
- e. die Lebensform des redenden Ich
- f. die Lebensform des begrifflich denkenden Ich.“ (Srubar 1981, 37)

Die relationale Beziehung der aufgeführten Symbolformen, als welche diese Lebensformen auch verstanden werden können, folgt neben der zuvor erwähnten Regelmäßigkeit, dass die jeweils vorgelagerte, auf einer niedrigeren Ebene angesiedelte durch die darüber liegende ausgelegt werden kann, einem weiteren Grundsatz, dass nämlich bei allen Unterschieden zwischen den einzelnen Formen hinsichtlich deren Ausgestaltung, ihre Gehalte auf die „primäre Urform der Qualitätserlebnisse in der Dauer rückführbar sein müssen“ (Srubar 1981, 38).

Die grundlegende, allen Lebensformen gemeinsame Struktur des von Schütz herausgearbeiteten Symbol- und Sinnsetzungssystems, mit dessen Hilfe alle über eine einzelne der unterschiedenen Lebensformen getätigte Aussagen kompatibel sein müssen, erläutert Srubar in fünf Sätzen.³

Mit diesen Erläuterungen wird zugleich auf den durch sie erkennbaren Tatbestand verwiesen, dass sich „der Übergang von einer Lebensform zur anderen durch den Prozeß der Symbolisierung“ vollzieht.

„Unter diesem Prozeß versteht Schütz den Vorgang der Hervorhebung der Erlebnisse aus dem kontinuierlichen Erlebnisstrom durch dessen Zerlegung sowie die Fixierung dieser Erlebnisse zu umgrenzten Einheiten = Symbolen (...). Dasjenige nun, was als die erlebte Einheit von Symbolisiertem und Symbol in der vorausgegangenen Lebensform erscheint, wird als Symbol in der nächsthöheren präsent. Dem Symbolisierungsprozeß liegt also immer der Bezug auf mindestens zwei verschiedene Lebensformen zugrunde. Nur durch Symbolisierung können Erlebnisse der einen Lebensform in die jeweils höhere eingehen.“ (Srubar 1981, 39)

Inhaltlich lassen sich die sechs erwähnten Lebensformen bezüglich ihrer Kernaussagen wie folgt wiedergeben:

Zu a) Die Lebensform der reinen Dauer des Ich

Sie stellt für Schütz ebenso wie für Bergson den irreversiblen Erlebnisfluss des Ich dar. Innerhalb dieses kontinuierlichen Dahinströmens in der reinen Dauer, des immer weiter voranschreitenden Überganges eines Erlebnisses in das ihm folgende, in welches das Individuum eingebunden und in bzw. mit dem ihm die Welt gegeben ist, ist es einer reichen Variabilität von wahrnehmungsmäßigen und emotionalen Elementen ausgesetzt, die in ihrem vollständigen Umfang nicht in die höheren Lebensformen zu übertragen sind. Es muss – und mit dieser Anforderung wird noch einmal der zweite der beiden oben benannten Regeln bzw. Grundsätze aufgegriffen – hinsichtlich der Qualitätserlebnisse nunmehr die inverse Frage gestellt werden, wie sich der Übergang von diesen als dem Stoff der Sinnkonstitution in andere Lebensformen vollziehen und vonstatten gehen könne. Mit Srubar ist zu fragen: „Wie bezieht sich ein so erlebendes Ich überhaupt auf die ausgedehnte, raumzeitliche Welt?“ (Srubar 1981, 40)

³ „1a. Symbol und Symbolisiertes sind eins in dem Bewußtsein der dem Symbolerlebnis vorangegangenen Lebensformen (...).

1b. Symbol und Symbolisiertes sind diskrepant schon durch die Verschiedenheit der ihnen zugeordneten Punkte im Ablauf der Dauer. (...)

2. Das Symbolisierte ist aktuell (als Entwordenes) nur in der primitiveren Lebensform erlebbar, d. h. es wird mit unserer inneren Dauer (...).

3. Sich an das Symbol wenden heißt, sich in einer bestimmten Lebensform als dem Totalen des Werdenden in der Richtung der inneren Dauer zu bewegen; nach dem symbolisierten (Gemeinten) fragen heißt, in einer anderen Lebensform das Entwordene aufsuchen (...).

4. In der nämlichen Lebensform ist jede Symboldeutung eine Symbolsetzung von einem Jetzt und So her (...).

5. Die Abkehr vom Symbolisierten zum Symbol und umgekehrt vollzieht sich in einem Akt des Bewußtseins, der für die jeweilige Lebensform charakteristisch ist (...). (Srubar 1981, 38 f.)

Die Beantwortung dieser Frage ist von höchster Dringlichkeit, hat Schütz es sich doch zum Ziel gesetzt, eine Sinnklärung des Du-Erlebnisses – und das Du ist schließlich als eine Gegebenheit in der raum-zeitlichen Welt – herbeizuführen, um so seinen verstehend-soziologischen Ansatz zu entwickeln.

Zu b) Die Lebensform der gedächtnisbegabten Dauer des Ich

Die zweite von Schütz identifizierte Form, die der gedächtnisbegabten Dauer, findet sich bei Bergson nicht. Bei ihr handelt es sich um eine konsequente Fortsetzung der Bergson'schen Analysen zur Organisation der Erlebnisbilder und sie knüpft unmittelbar an diese an.

Sie hat Ähnlichkeit mit der von Bergson erkannten und in Kap. V.2 (siehe Punkt b) erwähnten Doppelfunktion des Gedächtnisses: Zum einen erlebte Momente aus der Vergangenheit mit Hilfe von Bildern in ihrer Vielfalt und sequenziellen Aneinanderreihung wieder wach zu rufen und aufscheinen zu lassen, zum anderen einzelne von ihnen der Sequenz zu entnehmen und sie wieder unserem aktuellen Bewusstsein zuzuführen. Aufgrund dieser beiden Eigentümlichkeiten kann das Gedächtnis

„nicht außerhalb oder neben der Dauer existieren, (...) hält jedoch nicht die *Erlebnisse* selbst fest, sondern ihre Gedächtnisbilder, die durch Symbolisierung der originären Erlebnisse entstehen. Das bedeutet, dass das Gedächtnis die Erlebnisse nicht in Form einfacher Widerspiegelungen aufbewahrt, sondern, indem es die Erlebnisse in Gedächtnisbilder umwandelt, das entwordene Erlebnis vom jeweiligen Jetzt und So her deutet, es also in einem Kontext der ihm in der Dauer vorausgehenden und folgenden Erlebnisse einordnet und so zum Symbol macht.“ (Srubar 1981, 41 f.)

Anders ausgedrückt: Mittels des Symbols wird nicht das Urerlebnis in seiner Dauer reproduziert, sondern lediglich

„dessen auf ein Jetzt und So bezogener kontextueller Sinn. (...) Dieser Kontext ist ein wesentlicher Bestandteil des Symbols des Erlebnisses. Damit jedoch das Gedächtnis ein Erlebnis in einen solchen Kontext einordnen und zum Symbol machen kann, ist es notwendig, daß dieses Erlebnis als ein Ganzes faßbar wird, d. h. daß es bereits abgelaufen ist. Darum sind unsere Erlebnisse erst dann sinnvoll, wenn sie *entworden* sind.“ (Srubar 1981, 42)

Eine genauere Analyse und Beschreibung der Beziehung zwischen der raum-zeitlichen Welt und dem in der Dauer (er)lebenden Ich nimmt Schütz in der anschließenden, dritten Lebensform vor:

Zu c) Die Lebensform des handelnden Ich

Zur Beantwortung der Frage, wie sich das Erlebnis des Körpers als eines der Einheit des erlebenden Ich zugehörigen Wesensmerkmals überhaupt konstituiert, und zwar als ein gegenüber allen anderen Körpern der Welt ausgezeichnetes, ist zunächst auf den Tatbestand hinzuweisen, dass der eigene Körper auf zweifachem Wege erfahren wird: Über optische und akustische Qualitätserlebnisse einerseits und über solche, die Schütz ‚das somatische Lebensgefühl‘ nennt, wie z. B. kinästhetische Erlebnisse. Zwischen diesen beiden Erlebnisgruppen ist bei der

Betrachtung ihrer kontinuierlichen Abfolge in der Dauer keine Koinzidenz erkennbar. Der Grund dafür liegt darin, dass es in der Dauer lediglich Sukzession aber keine Gleichzeitigkeit gibt. „Daher können wir aufgrund solchen Erlebens die Körpererlebnisse nicht sinnvoll dem Selbst zuordnen, auch wenn diese Erlebnisse in der gedächtnisbezogenen Dauer in Symbolen greifbar werden.“ Allerdings verschafft uns die „Fähigkeit des Ich, diese für die Lebensform des handelnden Ich charakteristische Symbolisierung zu vollziehen, (...) den Zugang zur Welt des Ausgedehnten schlechthin. (...) Der Durchbruch zur Welt wird folglich in der Lebensform des handelnden Ich vollzogen.“ (Srubar 1988, 69)

Zu d) Die Lebensform des Du-bezogenen Ich

Zur Zeit der Arbeit an seinem Frühwerk konnte Schütz bei seiner Suche nach einer seinen Ansprüchen genügenden Methode des Fremdverstehens nicht fündig werden. Daher war er bemüht, auf der Grundlage der Bergson'schen Arbeiten ein eigenes Konzept zu entwickeln. Mit seinen Gedanken und Überlegungen zur Du-Analyse betritt Schütz allerdings – nicht zuletzt wegen der soziologischen Ausrichtung seiner Fragestellung – Neuland, geht er weit über Bergson hinaus. Schwerpunktmäßig befasst er sich im Rahmen dieses Themenkomplexes mit der Frage, auf welchem Wege eine sinnhafte Erfassung des Du zu ermöglichen wäre. Er eröffnet damit zugleich das Blickfeld zur Betrachtung des Problems der Intersubjektivität.

Dieses Problem teilt sich, wie Schütz feststellt, in zwei miteinander in Verbindung stehende Aspekte: Die sinnhafte Erfassung des Du als Alter Ego einerseits sowie die Erfassung des Sinnes, der vom Du gesetzt wird, andererseits. Wie kann es aber dem Ich gelingen, so spitzt der junge Wissenschaftler seine Fragestellungen zu, diesen Sinn, den es in den Handlungen des Du symbolisiert findet, zu erfassen?

Schütz nimmt damit den Kern des verstehenden Ansatzes in den Blick und führt dazu im *Sinnhaften Aufbau* (...) Folgendes aus: „Indem das Du seine Erlebnisse auslegt, verleiht es ihnen Sinn, und zwar ‚gemeinten Sinn‘. (...) Das Postulat der ‚Erfassung des fremden gemeinten Sinnes‘ besagt (...), daß die Erlebnisse des alter ego durch ein ego in der nämlichen Weise auszu-legen seien, wie das alter ego die Selbstausslegung seiner Erlebnisse vollzieht.“ (Schütz 1993, 139)

Zu e) Die Lebensform des redenden Ich

Schütz deutet in seiner *Theorie der Lebensformen* an, dass sich innerhalb der Sprachsphäre als einer Lebensform des in Raum, Zeit und Dauerbeziehung lebenden Menschen „die höchste Umformung und Symbolifikation des in der reinen Dauer Erlebten“ (Schütz 1981, 252) vollzieht.

Während bei der Betrachtung der vorherigen Lebensform noch die Möglichkeit bestand, bei der Analyse der Du-Einstellung seitens des jeweiligen Ich und dessen Deutung der vom Du gesetzten Symbolik anzusetzen, so muss bei der jetzt anstehenden Darstellung der Lebensform des redenden Ich die Zugangsweise modifiziert werden: Hier sind nämlich immer schon der sinnsetzende Sprecher auf der einen Seite sowie der sinndeutende Zuhörer auf der anderen,

vorgegeben und die Beziehung zwischen beiden Polen stets ein zentraler Aspekt. Zu diesem tritt als ein weiterer „die Sprache selbst als der Träger objektivierter Sinnzusammenhänge, als ein Medium also, auf welches sich das Ich und das Du gemeinsam beziehen“ (Srubar 1988, 74).

Als ein dritter Aspekt bei der Betrachtung ist schließlich noch der Bezug der Sprachelemente, der Wörter, zu den Grunderlebnissen der Dauer zu erwähnen.

Der objektivierende Charakter der Sprache, der ihr durch Schütz in dessen Analysen zugesprochen wird, beruht auf der „Symbolifikation“ (Srubar 1988, 74), dem Prozess der Namengebung, der immer auch eine Abstrahierung von erfahrenen Erlebnissen, von „Urimpressionen“ (Husserl 2013b, 42) ist, die auf dem Wege der natürlichen Anschauung ins Bewusstsein gelangen. Die in Form und im Medium der Sprache sich widerspiegelnde Welt ist somit keine von mir und dir in der Dauer sowie raum-zeitlich erlebte, sondern eine objektive: die Welt jedermanns.

Diese „Überindividualität“, wie Schütz ursprünglich die Intersubjektivität bezeichnete (Schütz 1981, 272), entsteht zum einen dadurch, dass mit der Namengebung Ich-Erlebnisse dem Du bzw. jedermann zugeordnet werden und zum anderen dadurch, „daß es innerhalb meines Dauerablaufs ebenso wie innerhalb deines Dauerablaufs von jedem Jetzt und So dasselbe Objekt meint, demselben Dingerlebnis koordiniert ist“ (Srubar 1988, 75).

Die Übereinstimmung des in den Akten der jeweiligen Sinnsetzung Gemeinten und dessen Erfassung in den Akten der Sinndeutung ist allerdings nie mit absoluter Deckungsgleichheit gegeben. Dazu Schütz: „Der vom Deutenden erfasste subjektive Sinn ist bestenfalls ein Annäherungswert zu dem gemeinten Sinn des Sinnsetzenden, aber niemals dieser selbst, denn dieser hängt von den Auffassungsperspektiven und dem notwendig immer fragmentarischen Vorwissen um die Deutungsschemata des Du ab.“ (Schütz 1993, 181)

Die Erhöhung des Grades dieser Übereinstimmung, d. h. die limesmäßige Annäherung an das jeweils Gemeinte, muss vielmehr zusätzlich durch andere, außersprachliche Komponenten erstrebt werden.

Mit diesen Überlegungen ist der Zugang zum subjektiven Sinnbegriff bei Schütz gegeben, insofern dieser ihn als aus dem Kontext der Dauer des Setzenden stammend auffasst, während Symbolisierungen, die der deutenden Person zur Auslegung aufgegeben sind, in einem objektiven Sinnzusammenhang stehen.

Zwei Grundbausteine können als wesentliche Inhalte des Sinnsetzungsprozesses identifiziert werden. Dabei handelt es sich zum einen um den Bezug zwischen dem mit dem Sprachmaterial gegebenen und dem, was als subjektiv Erlebtes zu vermitteln ist – ein Akt, in dem der Sprechende einem gewählten Wort einen spezifischen, subjektiven Sinn erteilt.

Zum anderen ist damit die Aufgabe verbunden, die in der zuvor beschriebenen Weise aufgenommenen Sprachelemente in den „subjektiv-sinnbegabten Zusammenhang der Rede“ (Schütz 1981, 253) zu integrieren.

Abschließend sei zu dieser Lebensform auf das Verständnis von Sprache bei Schütz verwiesen, der diese nicht nur, wie oben bereits erwähnt, als ein intersubjektives Symbolisierungssystem begreift, sondern darüber hinaus auch als einen wichtigen Baustein des „Motivations- und Handlungszusammenhanges der in der Du-Einstellung Involvierten“ (Srubar 1988, 77).

Zu f) Die Lebensform des begrifflich denkenden Ich

In seinen Ausführungen zu dieser und damit der sechsten und letzten der von ihm identifizierten und unterschiedenen Lebensformen setzt sich Schütz hauptsächlich mit der Logik auseinander und erörtert in diesem Zusammenhang das „Verhältnis von Erlebnis, Sprache und Begriff“ (Srubar 1988, 78; Schütz 1981, 209 ff.).

Auch hier tritt die Problematik von Sinnsetzung und Sinndeutung deutlich hervor. Hinsichtlich der Fragestellung, was genau denn die Quelle der Sinnhaftigkeit sei, ob diese ausschließlich in der Anordnung der Begriffe – verstanden als Merkmale der dem Erlebnis zugängliche Eigenschaften des Gegenstandes bzw. eines zur Gattung „mutierten“ individuellen, abgegrenzten Dinges – bestehe oder ob der Ursprung darüber hinaus noch in anderem zu suchen wäre, gibt Schütz folgende Antwort: „Für uns, die wir den Sinn setzen, zu dem wir unser Erlebnis in tieferen Sphären gestaltet haben, ist nicht die logische Richtigkeit, wohl aber die Adäquanz zu unserem Dauerablauf die wesentliche Erscheinungsform der Realität.“ (Schütz 1981, 244)

Mit einer abschließenden Anmerkung zu der in diesem Abschnitt behandelten Thematik sei noch einmal die Leistung und der Nutzen der Schütz'schen Theorie der Lebensformen gewürdigt, die darin bestehen, dass mit der Auffächerung und Differenzierung der Bergson'schen Dualität von qualitativem Erleben hier und dessen zeit-räumlichem Pendant dort in eine Pluralität der Lebensformen ein wertvoller Beitrag zur Fundierung und Weiterentwicklung der von Weber initiierten Verstehenden Soziologie erbracht wurde.

Aus den Gedankengängen und Differenzierungsbemühungen seitens Schütz ergaben sich allerdings neue, ebenso schwierige und komplexe wie interessante und Perspektiven eröffnende Fragestellungen, von denen an dieser Stelle lediglich drei benannt seien:

- „a) Durch welche Leistungen des Subjekts nimmt intensives und kontinuierliches und qualitatives Erleben diejenigen Formen an, die uns befähigen, eine extensive, zeit-räumliche Welt zu denken und in ihr zu handeln? (...)
- b) wodurch ergibt sich der Zusammenhang der Lebensformen in der Einheit des lebenden Ich? (...)
- c) Wie lässt sich mit den Mitteln der Sprache die Sprache selbst unterlaufen, um so die ‚vorsprachlichen‘ Lebensformen darzustellen?“ (Michailow 2006 et al., 18 f.)

V.4 Entdeckung und Rezeption der Husserl'schen Phänomenologie durch Schütz

Schütz beschäftigt sich im Verlauf der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre intensiv mit den Werken Husserls – so mit dessen ab 1905 gehaltenen *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* (vgl. Husserl 2013b), den *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phäno-*

menologischen Philosophie I aus dem Jahr 1913 (Husserl 1992a) und mit dem 1929 erschienenen Werk *Formale und transzendente Logik* (Husserl 1992b). Später setzt er sich zudem mit den Abhandlungen *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge* (Husserl 1992c), *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* (Husserl 2012) sowie mit *Erfahrung und Urteil* (Husserl 1999) auseinander.

Vorrangig sind es zwei Problembereiche, auf die das Schütz'sche Interesse jener Jahre vorrangig gerichtet ist, auf die sich – angeregt durch das Studium und die Verfolgung der Forschungstätigkeit von Weber und v. Mises – sein Denken konzentriert und zu denen er sich mit Hilfe der Phänomenologie Husserls größere Klarheit und Lösungsperspektiven zu verschaffen versucht. Ihn interessiert

„einerseits die methodologische Frage nach der Möglichkeit eines adäquaten Sinnverstehens, d. h. nach einer im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Methodik adäquaten Rekonstruktion subjektiv gemeinten Sinns. Andererseits die theoretische Frage nach der Einheit einer Handlung, d. h. nach einer Konzeptualisierung des zeitlichen Verhältnisses von Handlungsentwurf, Handlungsvollzug und Handlungsergebnis.“ (Endreß 2006, 37 f.)

Zwar hält Schütz an der Annahme der grundsätzlichen Unzugänglichkeit subjektiven Sinns fest, erblickt jedoch in Husserls Phänomenologie zunächst das methodische Handwerkszeug für eine „adäquate Rekonstruktion subjektiver Sinnsetzungen, auf die eine verstehende Soziologie angewiesen bleibt“ (Endreß 2006, 38), weil nur über dieses Instrumentarium eine theoretische Klärung der formalen Prinzipien subjektiver Sinnkonstitution – und das heißt vor allem des zeitlichen Aufbauprozesses von Handlungssinn – überhaupt möglich ist.

Darüber hinaus ist Schütz davon überzeugt, dass der notwendigen Differenzierung zwischen subjektivem und objektivem Handlungssinn ausschließlich auf dem Wege phänomenologischer Analysen zu ihrem theoretisch wie methodisch angemessenen Stellenwert verholfen werden kann.

„Denn während die Deutung der (objektiven) Einheit einer Handlung analog zur konstitutionstheoretischen Untersuchung der Einheit des intentionalen Sinns erfolgen kann (...), löst die Phänomenologie Husserls in Schütz' Augen zugleich die Frage der adäquaten Reflexion subjektiver Erlebnisse, insofern es für eine Beantwortung der Frage nach der Bedeutung von Weil-Motiven für die Handlungserklärung der Möglichkeit einer methodisch angemessenen Reflexion vergangener fundierender Erlebnisse bedarf, wie sie sich in Weil-Motiven verdichten. Darum ist Husserls Analyse der Zeitlichkeit des immanenten Bewußtseins für Schütz' Analysen methodisch von allergrößter Bedeutung.“ (Endreß 2006, 38 f.)

Die eminente Relevanz, die Schütz den seitens Husserl geleisteten Analysen des immanenten Bewusstseins der Zeitlichkeit beimisst, ergibt sich in methodologischer Hinsicht aus der Überzeugung, dass auf dem Wege eines gewissenhaften, akribischen Vorgehens ein Zugriff auf die Weil-Motive – als Verdichtung von Erlebnissen im Vorfeld einer Handlung – zu gewinnen sein müsse.

Bleibt zu fragen, ob eine Deckung zwischen dem ursprünglich beabsichtigten Sinn des Handelns und der durch Reflexion in den Blick genommenen Handlung als Ergebnis des Handelns überhaupt notwendig oder auch nur wahrscheinlich ist. Endreß beantwortet diese Fragestellung in Rückgriff auf Schütz so, dass die vollkommene Deckung der intendierten mit der reflektierbaren, da vollzogenen Handlung einen „Limesbegriff“ (Schütz) darstelle, weil das ursprüngliche Erlebnis in seiner erlebten Vielfältigkeit und inhaltlichen Fülle notwendigerweise von der *ex post* stattfindenden reflektierten Form differiert,

„und zwar nicht nur aufgrund der konstitutiven zeitlichen Differenz zwischen Erlebnis und Reflexion (...), sondern auch, weil im Zuge des reflexiven Deutungsprozesses stets auf intersubjektiv konventionalisierte Sinnzuschreibungen, also auf sozial etablierte Typiken, zurückgegriffen werden muss. Mit dieser Anlehnung an Husserls Begriff der Reflexion wird für Schütz deutlich, dass die Methodologie der Sozialwissenschaften systematisch auf das soziale Problem der Typisierung verwiesen ist.“ (Endreß 2006, 39 f.)

Zum Ende dieses Abschnitts sei Schütz' Ablösung bzw. der Prozess seiner kritischen Distanzierung von Husserls transzendentaler Philosophie näher beleuchtet, der, wie bereits angedeutet, schon relativ früh einsetzte und sich schließlich auch im *Sinnhaften Aufbau* niederschlug. Dort differenzierte er „zwischen der transzendentalen Fragestellung und einer mundanen Sozialität“ (Srubar 1988, 256; siehe dazu auch Srubar 1983) und ihm wurde klar, dass „die Husserlsche Lösung der transzendentalen Fassung des Sozialitätsphänomens – das heißt der transzendentalen Intersubjektivität – nicht zufriedenstellend ist, (...)“ (Srubar 1988, 256).

Zur Lösung des Problems der Intersubjektivität griff Schütz wieder auf die Gedankengänge und Konzepte Bergsons zurück: auf die Möglichkeit des Aufeinander-Bezogeneins zweier *durées* in der Wirkensbeziehung und die damit einhergehende pragmatische Orientierung der Sozialität. Mit dem Terminus Wirken ist ein Begriff angesprochen, auf den später noch wiederholt zurückzukommen sein wird und zu dessen Bedeutung in dem hier interessierenden Kontext lediglich folgende Erläuterung gegeben sei: Es handelt sich beim Wirken – anders als beim Denken – um eine Art des Handelns, die mit einem offensichtlichen Eingriff in die Umwelt verbunden und als solche objektiv wahrnehmbar ist. Dieses Eingreifen vollzieht der Handelnde mittels seines Leibes, „durch gesteuerte Veränderungen der Haltung, durch Bewegungen, Sprechen usw.“ (Schütz; Luckmann 2017, 459) Aus diesem Grunde ist für den Beobachter „der Körper des Mitmenschen immer ein Ausdrucksfeld: für sein Denken, für seine Erfahrungen, sogar für seine Erlebnisse – ja, unter Umständen auch für Zustände, die in keiner Weise im Griff seines Bewußtseins sind, wie z. B. manche Krankheitssymptome für den Fachmann“ (Schütz; Luckmann 2017, 460).

Im sozialen Handeln als Wirken werden zwei Dinge zugleich konstituiert: interaktiver Sinn einerseits und materiale soziale Wirklichkeit andererseits. Der Prozess der Konstitution der Lebenswelt vollzieht sich als eine auf das Handeln der Menschen zurückzuführende, gemeinsam erzeugte Realität. Diese soziale Realität bildet das ausschlaggebende Faktum und ist vielleicht als der entscheidende und letztendliche Keil anzusehen, der den Schütz'schen Ansatz einer

mundanen von dem Husserl'schen einer transzendental konzipierten phänomenologischen Ausrichtung mit der Epoché als ihrem wesentlichen Hebel, abspaltet und trennt.

V.4.1 Edmund Husserl und die intentionale Struktur des Bewusstseins

Bevor nachfolgend die Analysen der intentionalen Struktur des Bewusstseins durch Husserl vorgestellt werden, sei hier in wenigen Sätzen der Terminus der Intentionalität selbst anhand entsprechender Ausführungen im *Wörterbuch der phänomenologischen Begriffe* skizziert:

„Intentionalität charakterisiert nach Husserl den allgemeinen Grundzug von Erlebnissen, ‚Bewußtsein von etwas‘ (...) zu sein. In der *V. Logischen Untersuchung* dient der Aufweis von solchen ‚intentionalen Erlebnissen‘, welche die bloße Subjektivität der Selbstwahrnehmung transzendieren und sich auf → Gegenstände oder → Sachverhalte direkt beziehen, zunächst zur genaueren Definition von ‚psych. Phänomenen‘ im Sinne von Bewußtseinsakten.“ (Vetter 2004, 291 f.)

Eine Zuwendung zum Intentionalitätsbegriff und eine Klärung desselben erfolgt sinnvoller Weise in Abgrenzung zur bzw. in Erinnerung an die cartesianischen Vorstellung des Erkenntnisprozesses. Descartes erhob das – für ihn notwendig menschliche – Bewusstsein zum zentralen Thema seiner philosophischen Überlegungen. Seine diesbezügliche Vorstellungen basieren auf der Trennung zwischen dem denkenden, erkennenden Ego (*res cogitans*) hier und den Dingen und Objekten in der Außenwelt (*res extensa*) dort.

Das schwierige Unterfangen einer Überwindung der zuvor erwähnten cartesianischen erkenntnistheoretischen Sichtweise leitete Husserl mit seiner „Entdeckung der ‚Intentionalität‘ alles sinnhaft-leiblich Bewußten“ ein. „Der Akt jedes sinnhaft-leiblich Bewußten hat mit seinem Zuwenden (Intendieren) auch das Zugewendete (Intendierte) bereits in eins vor sich.“ (Grathoff 1989, 107)

Diese wesentliche Erkenntnis Husserls bildet den Ausgangspunkt für die Schütz'sche Handlungsanalyse bzw. für dessen Analyse der Sinnstruktur intentionalen Handelns, auf die weiter unten näher eingegangen wird und die Grathoff folgendermaßen zusammenfasst: „Jedes sinnhaft-leiblich bewußte Handeln (tatsächliche Tun) hat in seiner Ausrichtung auf sein Handlungsziel bereits das ausgeführte Ziel (*modo futuri exacti*) in eins vor sich.“ (Grathoff 1989, 107)

Die methodische Einführung des Intentionalitätsbegriffs durch Husserl, der damit übrigens auf einen Terminus seines Lehrers Franz Clemens Brentano (1838–1917) zurückgreift, ist vorrangig gegen den Positivismus von Ernst Mach (1815–1934) gerichtet. Dieser begreift das Bewusstsein als eine Komplexion von Erlebnissen, die je nach Interessenlage als eine Qualität subjektiven Empfindens oder als Qualitätsmerkmal der objektiven Gegenstände begriffen wird und somit nicht zwischen der Objekterscheinung innerhalb eines Erlebnisses und dem im Erlebnis erscheinenden Objekt selbst unterscheidet.

Grundsätzlich werden die Dinge – Gegenstände und Sachverhalte – zwar im Bewusstsein durch komplexe Empfindungen repräsentiert, aber nicht selbst als solche dargestellt.

„Die I[n]tentionalität, welche einerseits das Bewußtsein vom gegebenen Gegenstand von den Empfindungskomplexen als einen transzendenten Überschuß ablöst, impliziert somit andererseits immer auch das Darstellungs- und damit Konstitutionsverhältnis (...), wonach sich alles Gegenständliche in subjektiven Gegebenheitsweisen realisieren muß (...).“ (Vetter 2004, 292)

Das ist der Grund, warum Husserl in der V. Untersuchung seines Werkes *Logische Untersuchungen* (Husserl 2013a), wo sie eine Schlüsselstellung einnimmt, das Konstitutionsverhältnis als das Verhältnis von Hyle und Auffassung umschreibt. Dabei versteht er letztere als Apperzeptionsleistung, als einen Überschuss, der „erlebnisintern“, in seinem

„deskriptiven Inhalt gegenüber dem rohen Dasein der Empfindung besteht (...). Die hyletischen ‚reellen‘ Empfindungskomponenten, in denen sich die intentionale → Beziehung erlebnismäßig darstellt, werden durch die ‚auffassenden‘ oder ‚apperzipierenden‘ Akte (...) gleichsam ‚beseelt‘ die damit die objektivierende Bezugnahme von Bewußtseinserlebnissen auf etwas Gegenständliches ermöglichen (...).“ (Vetter 2004, 292)

Ebenfalls in den *Logischen Untersuchungen* finden sich ansatzweise die Gedankengänge Husserls zu einer umfassenden Intentionalitätsanalyse, die das Ziel verfolgt, auf systematische Weise alle objektivierenden Apperzeptionsleistungen aus den subjektiven Konstitutionsverhältnissen begreifbar zu machen. Für diese Sichtweise ist allerdings eine komplexere Auffassung von Intentionalität vonnöten, welche nicht ausschließlich auf augenblicklich vollzogene Bewusstseinsakte reduziert ist, sondern auch sog. „Horizontintentionalitäten“ (Husserl) umfasst und damit einen Gegenstand, auf den Schütz später in Zusammenhang mit seinen Analysen der Wissensstrukturen, der Relevanzen und auftauchender Probleme in der lebensweltlichen Wirklichkeit samt der Möglichkeit ihrer Überwindung, zurückgreifen wird.

Die Beschäftigung mit dem Intentionalitätsbegriff hat in den Bereich des Pragmatischen und damit auch des Handelns und der Handlung hinübergeführt, deren Unterscheidung den inhaltlichen Gegenstand des nachfolgenden Abschnitts bildet.

V.4.2 Die Unterscheidung von Handeln bzw. Bewusstseinsakten einerseits und Handlung bzw. sinnhaftem Gegenstand andererseits

Als eine Grundeinsicht der Intentionalitätslehre Husserls ist dessen Erkenntnis anzusehen, dass *intentio* und *intentum*, Weg und Ziel, nicht getrennt voneinander zu begreifen sind.

Bevor weiter unten auf die in der Überschrift zu diesem Abschnitt verwiesene Differenzierung zwischen Handeln und Handlung eingegangen wird, die eng mit der zuvor benannten Husserl'schen Grundeinsicht der Einheit von bzw. funktionalen Beziehung zwischen Noesis und Noema verknüpft ist und die er eingehend im dritten Kapitel seiner *Ideen (...)* (Husserl 1992a, §§ 87 ff.) analysierte, seien einige grundlegende Überlegungen zum Begriff des Handelns vorangestellt:

Letzterer kann auf ganz unterschiedliche Weise betrachtet und interpretiert werden, so als Veränderung des Leibes durch Lokomotion, durch Positionsveränderung im Raum und in der

Zeit, sodann – im Schütz-Luckmann'schen Sinne – als Eingreifen in die Lebenswelt des Alltags und dadurch hervorgerufene Veränderung derselben: „Wir müssen in der Lebenswelt des Alltags handeln, wenn wir uns am Leben erhalten wollen. Wir erfahren den Alltag wesensmäßig als den Bereich menschlicher Praxis.“ (Schütz; Luckmann 2017, 447)

Schließlich können wir Handeln im Sinne des interpersonalen Austausches oder des bewussten, gewollten Aneinander-vorbei-Lebens, als Formen des Tuns oder (Unter-)Lassens im Kontakt mit und Verhalten gegenüber anderen Menschen begreifen, kurz: als soziales Handeln. Dieses Verständnis des Terminus, den die verstehende Soziologie von ihrem Begründer, Max Weber, übernommen hat und mit ihm teilt, ist auch für das in dieser Arbeit zu behandelnde Thema von besonderer Wichtigkeit. Vor allem seine wesentlichen Charakteristika: dass dem Handeln stets eine Planung, ein Entwurf vorausgeht und dass das sich anschließende Tun immer durch ein Ergebnis, die vollbrachte, vollendete Handlung zum Abschluss kommt (die nach Schütz bereits vor ihrem Ablauf „vorphantasiert“ worden sein muss), verdienen unsere Beachtung und Berücksichtigung.

Gerade der Aspekt, dass jegliches Handeln mit einem Ergebnis als dessen Verlaufsresultat endet, erlaubt und ermöglicht überhaupt erst die Analyse nicht nur des Sinns sondern auch des Motivs einer Handlung. Diese Sachverhalte und Zusammenhänge gilt es – auch mit Blick auf die in den Folgekapiteln anstehenden Gedankengänge (siehe u. a. Kap. VII.2.2) – im Einzelnen zu betrachten und somit verständlich zu machen.

Was die Phase der Planung anbelangt, so ist mit ihr darauf verwiesen, „*Was das Handeln vom Verhalten unterscheidet (...)*“. Durch die Umsetzung des zuvor entworfenen Plans im Handeln gelangt letzteres zur Selbstgegebenheit. Da nun unter Sinn auf dieser ersten ursprünglichen Stufe die eigentümliche Intentionalität des reflexiven Aktes verstanden werden soll, können wir den Satz⁴ auch so formulieren, daß *der Sinn des Handelns die vorher entworfene Handlung sei* (Schütz 1993, 79).

Mit dieser Bestimmung des Terminus Handeln und dessen Orientierung, die bei Max Weber insbesondere bei seiner terminologischen Analyse zum Begriff des sozialen Handelns (siehe dazu vor allem Weber 1972, 11 ff.) einen so bedeutsamen Stellenwert einnimmt, ist ausgesagt, dass es bei dieser Form von Aktivität nicht um bloßes spontanes Tätigwerden geht. Vielmehr ist Handeln bezüglich seines Ablaufs am Handlungsentwurf orientiert (und beim sozialen Handeln am Verhalten anderer, welcher Sachverhalt jedoch hier nicht im Vordergrund der Betrachtung steht und zudem an anderer Stelle bereits angesprochen wurde; siehe Kap. IV.1).

Der zuvor angesprochene, erste Begriff von Sinn bedarf allerdings einer Erweiterung, um ihm den Gehalt und die Bedeutung zu geben, auf welche die Soziologie Max Webers hinaus will, wenn sie vom „gemeinten Sinn“ spricht. Dieser spezifische Sinn, das also, was der Handelnde

⁴ Gemeint ist der, der die benannte Unterscheidung anspricht sowie das Entworfensein der Handlung und die entsprechende Realisierung.

mit seinem Handeln meint, zeichnet es durch eben dieses Spezifikum vor irgendeinem anderen beliebigen Verhalten aus. Es gilt, genauer zu analysieren und zu hinterfragen:

„Wie konstituiert sich nun aus jenem ersten Begriff des sinnhaften Erlebens (...) der spezifische Sinn eines je besonderen Handelns oder allgemeiner: eines je besonderen Erlebens innerhalb des dauernden Bewußtseins? Wie kommt es vor allem, dass der Sinn ‚eines und desselben‘ Erlebnisses sich wandeln kann, je weiter zurück es in die Vergangenheit sinkt?“ (Schütz 1993, 96)

Schlicht erlebte Erlebnisse werden, wie oben ausgeführt wurde, dadurch in den meinenden Blick gebracht, dass ich mich ihnen zuwende. Diese Zuwendung unterliegt „attentionalen Modifikationen“, wie Husserl (Husserl 1992a, 213) es bezeichnet, und somit einer Reihe diffiziler Wandlungen der Aufmerksamkeit.

Letztere sieht der „Meister“, wie seine Assistentin Edith Stein (1891–1942) ihn respektvoll nannte, als eine Abfolge potenzieller Wandlungen an, die er nicht nur als solche des Erlebnisses in deren noetischem Sosein begreift, sondern als Auslöser radikaler Veränderungen der jeweils gegebenen Noemen, seien es solche der Wahrnehmungs-, der Erinnerungs- oder der reinen Phantasiewelt, „mithin auch alle Neutralitätsmodifikationen der Vergegenwärtigung, wie etwa die im Entwurf *modo futuri exacti* als abgelaufen sein werdend phantasierten Handlungen“ (Schütz 1993, 97). Die beiden zuvor erwähnten Husserl’schen Termini a) Noesis bzw. der aus ihm hergeleitete Begriff noetisch und b) Noema bzw. dessen Plural Noemen erläutert Husserl im dritten Kapitel seiner *Ideen* (Husserl 1992a, §§ 87 ff.).

Diese Prozesse der Vergegenwärtigung sind „Denkakte“, als welche sie dem Leben in der reinen Dauer gegenüberstehen. In dieser Spannung zwischen den beiden Bereichen: Leben in der Dauer hier und Denken in der raumzeitlichen Welt dort, ist nach Schütz die Sinnhaftigkeit von Erlebnissen begründet.

Das „Gerichtetsein des Ich auf das Leben“ in Form unterschiedlicher Spannungsstufen, die Husserl im II. Band seiner Logischen Untersuchungen (Teil 1, 160 ff.) analysiert, hatte Bergson in *Matière et Mémoire* als verschiedene Grade der „Aufmerksamkeit auf das Leben“, der „attention à la vie“ (Bergson 1991, 168 ff.; vgl. Bergson 1908) bezeichnet. Es ist damit die grundlegende Haltung des Ich angesprochen, die es

„im jeweiligen Jetzt und So seinem Erlebnisablauf gegenüber einnimmt. (...). Eben diese Grundhaltung der attention à la vie bestimmt auch die gesamte Einstellung des Ich zu seiner Vergangenheit: ob überhaupt eine reflexive Zuwendung zu abgelaufenen Erlebnissen erfolgt, welcher besonderen Art diese Zuwendung ist, das Blickfeld der Zuwendung selbst und damit die attentionalen Modifikationen des Erlebnisses selbst – all das ist abhängig von der attention à la vie im jeweiligen Jetzt und So.“ (Schütz 1993, 98)

Sollten die in der vorangegangenen Passage wiederholt erwähnten Modifikation den Stimmungen vergleichbar sein, dann wäre anlässlich von Stimmungsschwankungen (u. a. bei Menschen mit Demenz) die Möglichkeit zu erwägen, ob letztere nicht durch die emotionale Prä-

gung, durch das „Gestimmtsein: ‚wie einem ist und wird‘“ (Heidegger 1986, 134) hervorgerufen, zumindest jedoch mit verursacht sein könnten, das während der reflexiven Zuwendung auf abgelaufene Erlebnisse in der Vergangenheit, in vorangegangenen Phasen des Lebenslaufs einer Person gegeben war und jetzt, in der gegenwärtigen Reflexion, als Freude, Traurigkeit, Wehmut, Ärger oder Sehnsucht erfahren und empfunden wird.

Derartige Erwägungen und Fragestellungen, die an dieser Stelle lediglich beispielhaft angeführt und kurz gestreift wurden, sind zur eingehenderen Betrachtung und Analyse den Kapiteln VIII und IX vorbehalten.

V.4.3 Die Sinnhaftigkeit wohlumgrenzter Erlebnisse in Akten der Reflexion

Der nachfolgende Schritt im Fortgang dieser Arbeit, der aufgrund seines direkten Zusammenhangs mit dem im vorherigen Abschnitt thematisierten Aspekt der Sinnhaftigkeit von Gegenständen als Handlungsergebnisse einer direkten Betrachtung unterzogen werden soll, ist das Phänomen der sogenannten „wohlumgrenzten, aber abgelaufenen, vergangenen, entwordenen Erlebnisse“ (Schütz 1993, 69). Diese sind dadurch charakterisiert, dass das Ich sie aus der Fülle der anderen, sie als vorausgegangene oder ihnen nachfolgende umgebenden Erlebnisse aussondert und hervorhebt, indem es sich ihnen intentional zuwendet.

Schütz' Erläuterung zu diesem Begriff lautet folgendermaßen: „Wir wollen ein so herausgehobenes Erlebnis ein ‚*wohlumgrenztes Erlebnis*‘ nennen und von ihm aussagen, daß wir mit ihm einen ‚Sinn verbinden‘“ (Schütz 1993, 53).

Auch Endreß geht im Zuge seiner Untersuchungen zum Verstehensprozess und der Struktur der Sozialwelt näher auf diesen Terminus ein und merkt in dem Zusammenhang an, dass nur das Erlebte, nicht jedoch das Erleben selbst sinnvoll sei, „da wir erst in einem reflexiven Akt in der Lage sind, ein Erlebnis als ‚*wohlumgrenztes*‘ aus dem kontinuierlichen Erlebnisstrom herauszuheben.“ (Endreß 2006, 70)

Aufgrund dieses ihm wesenseigenen Merkmals wird mit dem hier in Rede stehenden Begriff ein Kernthema der verstehenden Soziologie berührt, welches in der Weber'schen Definition des sozialen Handelns verwurzelt ist und insofern eine Auseinandersetzung mit der Behauptung nahelegt, der Handelnde verbinde mit seinem Handeln einen Sinn.

Der in dieser Hypothese zum Ausdruck kommende Doppelaspekt führt zurück zu der im letzten Abschnitt getroffenen Unterscheidung zwischen Handeln und Handlung, zwischen *actio* und *actum*.

Abgesehen von dem Tatbestand, dass im Rahmen dieser Erörterung sowohl eigenes wie auch fremdes Handeln in den Blick genommen werden kann, ist hier, bei der Analyse der Sinnhaftigkeit wohlumgrenzter Erlebnisse, die Handlung als „abgelaufene vollbrachte, (...) als (...) „ein Gehandelt-worden-sein“ (Schütz 1993, 50 f.) bzw. im Gegensatz zu meinem „*Handeln in seinem Ablauf* (...) als eine Reihe *jetzt seiender*, genauer gesprochen, *jetzt werdender* und *entwerdender* Erlebnisse, in denen ich lebe, (...)“ (Schütz 1993, 50), von besonderem Interesse.

Daher soll der Frage, wie denn dieses Merkmal des Wohlumgrenzten genau zu verstehen sei, hier in Rückgriff auf Edmund Husserl und dessen Analysen in seiner Schrift *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* (Husserl 2013b) nachgegangen werden. Darüber hinaus soll – ergänzend zu den Ausführungen der Funktion der Handlung als *intentum* bzw. *actum* im Vollzug der Sinnkonstitution – auf diesbezüglich relevante Textpassagen und Aussagen von Alfred Schütz (1993) verwiesen werden.

Genauer befasst sich Husserl mit dem Gegenstand der „*Deutung und Erfassung von Zeitobjekten (...)*“ in Teil I, Abschnitt 2, §§ 7 ff. seines o. g. Werkes (Husserl 2013b, 21 ff.).

In seinen dortigen Ausführungen nimmt er u. a. Bezug auf die Gedanken Franz Brentanos, insbesondere auf dessen – stark an Herbart und Lotze angelehnter und orientierter – Lehre vom Ursprung der Zeit. Er bezieht jedoch gegenüber den Ansichten seines Lehrers und dessen Theorie der Zeitanschauung eine kritische Position, die sich zum einen auf die fehlende Berücksichtigung bzw. Unterscheidung zwischen Zeitwahrnehmung und Zeitphantasie bezieht. Des Weiteren, so Husserls Kritik, unterscheidet Brentano „nicht zwischen Akt und Inhalt bzw. zwischen Akt, Auffassungsinhalt und aufgefaßtem Gegenstand“ (Husserl 2013b, 18).

Schließlich – und damit können Husserls kritische Einwände gegenüber der Brentano’schen Zeitlehre bündig zusammengefasst werden – blieben in ihr die maßgeblichen, wesentlichen Aktcharaktere unberücksichtigt.

Wie ist nun Husserls eigene Sichtweise bezüglich des Zeitphänomens sowie des inneren Zeitbewusstseins, die ja zur Erhellung der Schütz’schen Analyse *wohlumgrenzter Erlebnisse* und dem mit ihnen verbundenen Sinn beitragen soll?

Um seine Gedanken zu dieser Thematik verständlicher zu machen, greift jener auf Beispiele aus dem Bereich der Musik (Ton, Töne, Melodien und deren Abfolge bzw. Dauer) zurück.

So tritt die Wahrnehmung und Empfindung eines Tons mit seinem Anheben (Ertönen) zu einem bestimmten Zeitpunkt, dem gegenwärtigen Jetzt, in unser Bewusstsein ein. Über die gesamte Dauer des Tones bzw. des Ablaufs einer Melodie ist unser Bewusstsein bei diesem sinnlichen, auditiven Ereignis. Nachdem der Ton verstummt bzw. die Melodie beendet ist, hallt bzw. klingt er oder sie noch nach.

Dieses Phänomen, dass ursprünglich gegebene, ins Bewusstsein gelangende Erlebnisse, Ereignisse und Phänomene, phänomenologisch als „Urimpressionen“ bezeichnet, noch als „entwordene“, dagewesen seiende, fort dauern, nennt Husserl „Retention“. „Aus diesem mit dem Begriff des Bewußtseinsstroms und oder Erlebnisflusses verbundenen Schema wurde unter dem Einfluß von Bergson das *strömende Leben*, das Paradoxon der *strömenden Lebensgegenwart*.“ (Blumenberg 2010, 30)

Bei der Modifikation, der Töne, Bilder, Erlebnisse und Erfahrungen in der Retention unterliegen, handelt es sich um eine Intentionalität ganz eigentümlicher Art:

„Man spricht von Abklingen, Verblässen usw. der Empfindungsinhalte, wenn eigentliche Wahrnehmung in Retention übergeht. (...) Wenn ein Ton abklingt, so ist er selbst zunächst mit besonderer Fülle (Intensität) empfunden, und daran schließt sich ein rasches Nachlassen der Intensität. Der Ton ist noch da, ist noch empfunden, aber im bloßen Nachhall. Diese echte Ton-Empfindung ist zu unterscheiden von dem tonalen Moment in der Retention. Der retentionale Ton ist kein gegenwärtiger, sondern eben im Jetzt ‚primär erinnertes‘: er ist im retentionalen Bewußtsein nicht reell vorhanden.“ (Husserl 2013b, 34)

Von dieser „primäre(n) Erinnerung oder Retention“, die Husserl sehr gelungen mit einem Kometschweif vergleicht, ist eine zweite Spielart zu unterscheiden: die „sekundäre Erinnerung“ (Husserl 2013b, 38), auch Wiedererinnerung genannt.

Um auch dieses Phänomen mit Husserl anhand eines Beispiels aus dem Bereich der Musik zu illustrieren: Erinnern wir uns z. B. an eine Melodie, die wir kürzlich in einem Konzert hörten, so handelt es sich dabei um ein Erinnerungsphänomen. Letzteres hat dieselbe Konstitution wie die vergangene Melodie-Wahrnehmung im tatsächlichen erlebten Konzert, wie die „Melodie als Urimpression“ also. Wenn wir die Melodie in sekundärer Erinnerung, in der „Reproduktion“ (Husserl 2013b, 38) und somit in der Phantasie durchlaufen, hören wir wie bei der Urimpression zuerst den Anfangston der Melodie an einem bestimmten Jetztpunkt genau wie wir den Abschlusston an einem konkreten Jetztpunkt wahrnehmen.

„Jeweils ist immer ein Ton (bzw. eine Tonphase) im Jetztpunkt. Die vorangegangenen sind aber nicht aus dem Bewußtsein ausgelöscht. Mit der Auffassung des jetzt erscheinenden, gleichsam jetzt gehörten Tones verschmilzt die primäre Erinnerung an die soeben gleichsam gehörten Töne und die Erwartung (Protention) der ausstehenden. Der Jetztpunkt hat für das Bewußtsein wieder einen Zeithof, der sich in einer Kontinuität von Erinnerungsauffassungen vollzieht, und die gesamte Erinnerung der Melodie besteht in einem Kontinuum von solchen Zeithofkontinuen, bzw. von Auffassungskontinuen der beschriebenen Art.“ (Husserl 2013b, 39)

Der Unterschied zwischen Retention bzw. primärer und Reproduktion bzw. sekundärer Erinnerung ist der, dass erstere keine „Dauergegenständlichkeit“ erzeugt, sondern das jeweils Erzeugte lediglich im Bewusstsein hält und ihm das Merkmal des „soeben vergangen“ (Husserl 2013b, 40) aufprägt, während sich die Wiedererinnerung selbst in einem Kontinuum von Urdaten und Retentionen aufbaut und (re-)konstituiert.

Sie, die Wiedererinnerung, Reproduktion bzw. sekundäre Erinnerung, vermag sich in unterschiedlichen Vollzugsmodi zu zeigen: Entweder in einem

„schlichten Zugreifen, wie wenn eine Erinnerung ‚auftaucht‘ und wir auf das Erinnerte in einem Blickstrahl hinsehen (...). Oder wir vollziehen wirklich nacherzeugende, wiederholende Erinnerung, in der in einem Kontinuum von Vergegenwärtigungen sich der Zeitgegenstand wieder vollständig aufbaut, wir ihn gleichsam wieder wahrnehmen, aber eben nur gleichsam. Der ganze Prozeß ist Vergegenwärtigungsmodifikation des Wahrnehmungsprozesses mit allen Phasen und Stufen bis hinein in die Retentionen: aber alles hat den Index der reproduktiven Modifikation.“ (Husserl 2013b, 40 f.)

Wie greift nun Schütz die beiden von Husserl differenzierten und in seinen Zeitanalysen detailliert betrachteten „Modi der zeitlichen Orientierung“ bzw. „Ablaufphänomene“ (Husserl 2013b, 30) auf und wie integriert er sie als wichtige Bausteine in seine „Konstitution des sinnhaften Erlebnisses in der je eigenen Dauer“ (Schütz 1993, 62)?

Mit diesen Überlegungen schließt sich der Kreis, da sie zurückführen zum Begriff des Handelns und seiner Sinnhaftigkeit, von der erst nach Vollzug des Handelns, im Blick auf die abgeschlossene Handlung und somit auf das „wohlumgrenzte Erlebnis“, die Rede sein kann.

Schütz geht im zweiten Abschnitt seines Werkes *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* auf die beiden Phänomene der Retention und der Reproduktion ein und stellt dort – auf Bergsons Unterscheidung zwischen der *durée* als innerem Dauerablauf und kontinuierlichem Werden und Entwerden mannigfaltiger Qualitäten und der „verräumlichten, diskontinuierlichen und quantifizierbaren Zeit“ (Schütz 1993, 62) zurückgreifend – fest, dass sich dieser Doppelaspekt nicht nur an „transzendenten ‚Zeitobjekten‘“ (Schütz 1993, 63) aufweisen ließe, sondern dass diese vom französischen Philosophen getroffene Unterscheidung generell, auf Erlebnisse überhaupt, zu übertragen und anzuwenden, möglich sei. Es handle sich dabei, wie Schütz des Weiteren schreibt, um eine Differenzierung, auf die bereits Husserl ausdrücklich hingewiesen und die er als die „doppelte Intentionalität der Retention und die Konstitution des Bewußtseinsflusses“ (Husserl 2013b, 86 bzw. § 39, 86 ff.) bezeichnet und beschrieben habe:

„Entweder wir betrachten den Inhalt des Flusses mit seiner Flußform. Wir betrachten dann die Urerlebnisreihe, die eine Reihe intentionaler Erlebnisse ist. Bewußtsein von. Oder wir lenken den Blick auf die intentionalen Einheiten, auf das, was im Hinströmen des Flusses intentional als Einheitliches bewußt ist: dann steht für uns da eine Objektivität in der objektiven Zeit, das eigentliche Zeitfeld gegenüber dem Zeitfeld des Erlebnisstromes.“ (Husserl 2013b, 130)

An benannter Stelle wirft Schütz – wiederum an Bergson anknüpfend – die Frage auf, wie sich innerhalb des Dahinströmens des Bewusstseinsstroms die einzelnen Erlebnisse zu intentionalen Entitäten zusammenfänden, wie sich aus den verfließenden Erlebnissen in der reinen Dauer wohlabgeschiedene Einheiten isolieren und herausbilden könnten.

Er stellt fest, dass das denkende und handelnde Ich im Vollzug des täglichen Lebens „in der Bewußtseinsebene der Raumzeitwelt“ lebt und die „Aufmerksamkeit auf das Leben“ („attention à la vie“) es daran hindert, sich der intuitiven Versenkung in der reinen Dauer hinzugeben. Sobald jedoch diese „Spannung des Bewusstseins“ (Schütz 1993, 63) nachläßt und dieser Zustand des Hell-wach-seins verebbt (wie z. B. in Phasen des „Abschaltens“ in einer Arbeitspause kurz vor dem Versinken bzw. „Abtauchen“ in den Schlaf), verlieren Bilder und im hellwachen Zustand klar umrissene und durch scharfe Konturen voneinander getrennte Erlebnissequenzen ihre „Wohlumgrenztheit“: Ihre Demarkationslinien lösen sich in fließende, gleitende Übergänge auf.

Das ‚Verfließen‘ zeitlicher Einheiten, die unserem Bewusstsein im schlichten alltäglichen Dahinleben gegeben sind, ihren ‚Konturenschwund‘ quasi, erfahren wir z. B. dann, wenn wir im

Urlaub oder an Wochenenden – bei Gelegenheiten und Aktivitäten also, während denen wir ohne Zeitdruck oder rollenbezogene Verpflichtungen sind, nicht andauernd auf die Uhr schauen und die wir vielleicht sogar gänzlich ohne Zeitmesser verbringen, um uns stattdessen ‚mit Leib und Seele‘ der Urlaubs- und Freizeitmuße hinzugeben und uns in diese zu versenken – die Zeit ‚vergessen‘, aus dem Blick verlieren: Wir scheinen die „attention à la vie“ und mit ihr ‚das Gefühl für die Zeit verloren‘ zu haben. Wir sehen uns nach einer Weile nicht mehr in der Lage, anzugeben, wieviel Zeit seit einem bestimmten, „wohlumgrenzten“ Erlebnis X, das sich aus dem Dauerstrom des schlichten Dahinlebens abhob und an das wir uns jetzt erinnern (eine Wegmarkierung, das Niedergehen einer Sternschnuppe oder das Wahrnehmen eines ungewöhnlichen Geräusches aus dem Umfeld), genau verstrichen sein mag.

Zurück zu den Schütz’schen Ausführungen und zur Konstitution sinnhafter Erlebnisse „in der je eigenen Dauer“, wo er hinsichtlich des Erlebnisbegriffs eine Unterscheidung trifft, die von großer Bedeutung und Tragweite für sein gesamtes Denken und Werk ist: Dass nämlich Erlebnisse niemals vollumfänglich und in ihrer vollen Einheit adäquat wahrnehmbar wären und wahrgenommen würden. Dem Erlebnis, das mit der Metapher eines Flusses begreiflich und verständlich gemacht werden soll (in den man sich – um eine vielzitierte landläufige Redeweise anzuführen – nie zweimal an der gleichen Stelle begeben kann), vermögen wir mit unserem reflektiv darauf gerichteten Blick von einem Jetztzeitpunkt aus nachzuschwimmen, „während die zurückliegenden Strecken für die Wahrnehmung verloren sind. Nur in Form der Retention haben wir ein Bewußtsein des unmittelbar Abgeflossenen, bzw. in Form der rückblickenden Wiedererinnerung.“ (Schütz 1993, 67)

Während ich also vor der reflektiven Zuwendung, wie Husserl sagt, „in meinen Akten“ (Schütz 1993, 68), in „natürlicher Einstellung“ (Husserl 1992a, 56), dahinlebe, haben meine Erlebnisse lediglich präphänomenalen Charakter.

Als „wohlunterschiedene Erlebnisse“ hingegen werden sie erst durch meine „aufmerkende Zuwendung“ aus dem Dauerstrom hervorgehoben und in ihrer Unterschiedenheit erfasst. Dazu Schütz:

„Dies ist für unser Thema von großer Bedeutung: Denn da der Begriff des sinnvollen Erlebnisses immer voraussetzt, daß das Erlebnis, dem Sinn prädiert wird, ein wohlunterschiedenes sei, so zeigt sich mit großer Klarheit, daß Sinnhaftigkeit nur einem vergangenen, d. h. nur einem Erlebnis zuerkannt werden kann, das sich dem rückschauenden Blick als fertig und entworden darbietet.“ (Schütz 1993, 69)

Mit diesen Ausführungen ist bereits das Kernthema des Schütz’schen Werkes und ein wesentliches Element der verstehenden, phänomenologisch fundierten Soziologie angesprochen: Die Konstitution von Sinn, die es im nachfolgenden Abschnitt unter dem speziellen Aspekt der Konstitutionsanalyse für soziologische Zwecke weiter zu explizieren gilt.

V.4.4 Konstitutionsanalyse sinnhaften Erlebens und ihre Subelemente

Die weiter oben vorgestellten Gedankengänge zum Sinnerleben vertiefend und ergänzend, soll in den nachfolgenden Ausführungen der Blick auf Aspekte gerichtet werden – hier als Subelemente bezeichnet – die diesem Erleben zuzurechnen sind und es mit konstituieren. Zu ihnen rechnet der Verfasser über die Intentionalität hinaus den Bewusstseinsstrom sowie dessen Dauer, sodann Aspekte des Zeitbewusstseins überhaupt sowie das komplexere Thema des Sinnzusammenhangs.

Als ein wesentlicher Teilaspekt der Schütz'schen Sinnanalyse ist das Dahinfließen der Erlebnisse in der Dauer des Bewusstseinsstroms anzusehen. Zur Erläuterung der Konstitution sinnhaften Erlebens greift Schütz bekanntlich sowohl auf Bergsons Konzept der *durée* als auch auf die Husserl'sche Analyse der Struktur des Zeitbewusstseins zurück. In letztere verortet er, anders als in den „Lebensformen“, den Sinnsetzungsprozess und zwar sowohl hinsichtlich dessen Intentionalität sowie der intentionalen Bewusstseinsakte überhaupt.

Aufgrund dieses Vorgehens können Erlebnisse nunmehr in ihrer Selbstgegebenheit erfasst werden, was Schütz als die Grundsubstanz des Sinnsetzungsprozesses ansieht, und müssen nicht mehr als „ein Prozeß symbolischer Vermittlung von erlebten Gehalten auf verschiedenen Bewußtseinsebenen“ (Srubar 1988, 104) aufgefasst werden.

Ein weiterer Vorteil des Rückgriffs auf die Perspektive Husserls bietet für Schütz der Aufweis des leistenden Bewusstseins in den Akten des Zeitbewusstseins. Anders als in der Analyse Bergsons „stehen bei Husserl einzelne Akte des Zeitbewußtseins und der damit verbundenen Form der Intentionalität in konstitutivem Zusammenhang“ (Srubar 1988, 106).

Während bei Bergson die *durée* als Erlebnisstrom und die Gedächtnisformen ein und demselben Ich angehören und, ohne einen einheitlichen ontologischen Status aufzuweisen und nach einer gemeinsamen Struktur formbar zu sein, als Elemente seiner „Weltkonstitution“ fungieren, bilden bei Husserl die Einzelakte des Zeitbewusstseins in Verbindung mit der ihnen eigenen Form der Intentionalität eine konstitutive Einheit. In letzterer bleiben Unterschiede bezüglich der Funktionalität – z. B. von Protention und Retention – Modi der Intentionalität originärer Zeitobjektkonstitution gegenüber Erwartung und Reproduktion als Arten sekundärer Vor- und Rückerinnerung. Was hier jedoch als Unterschied identifiziert wird, sind die

„Modi der gleichen Intentionalität, in der die Gegebenheitsweisen der Welt gegründet sind. (...) Neben dem Konzept der Reflexion und den Untersuchungen des Zeitbewußtseins bieten die Husserlschen Analysen des intentionalen Erlebens Schütz noch eine weitere Zugangsmöglichkeit zum Prozeß der Sinnkonstitution. Sie erschließt sich aufgrund der Husserlschen Konzeption der noetisch-noematischen Struktur des Erlebens. Erlebnisse enthalten demnach einen noematischen Kern (d. h. der in ihnen erlebte Gehalt) sowie eine diesen Gehalt in einer dem Erlebnis spezifischen Art auffassende Intentionalität – die Noesis.“ (Srubar 1988, 106 f.)

Das jeweilige „Wie“ des Erlebens eines Noema wird durch die noetischen Momente des Erlebnisses bestimmt. Sie bewirken somit eine besondere Art der Zuwendung zum noematischen

Kern und sind als solche als die sinngebenden Momente des Erlebens anzusehen, „indem sie den ‚gemeinten Gegenstand‘ in einem Akt des Glaubens, Meinens und Wertens u.s.w. erfassen. (...) Sinngebend sind für Schütz also die intentional-noetischen Akte, in welchen sich das Bewußtsein den Erlebnissen zuwendet.“ (Srubar 1988, 108)

An dieser Stelle ist es angezeigt, den Schütz'schen Begriff des Sinnzusammenhangs einzuführen. Mit ihm bezeichnet Schütz die Möglichkeit, auf den Zusammenhang der Erlebnisse, die in erfahrenden Akten polythetisch aufgebaut und damit in eine „Synthese höherer Ordnung“ überführt werden, mit einem Blick als Einheit oder, wie er mit Husserl sagt, „monothetisch“ hinzuschauen. Allerdings haften diesen Zuwendungen selbst Modifikationen dahingehend an, dass der Handelnde sich seinen Erlebnissen mit unterschiedlicher Aufmerksamkeit zuwendet, die Schütz, wie weiter oben bereits erwähnt und wiederum in Übereinstimmung mit Husserl, als „attentionale Modifikationen“ bezeichnet (siehe Abschnitt V.4.2 in dieser Arbeit). Letztere bestimmen auch die Tiefenschicht, in welche der reflexive Blick beim Erfassen eines Sinnzusammenhangs hinabschauen muss, um zu einer angemessenen Deutung bzw. – im Falle vorphantasierter Bewusstseinsinhalte – zu einem Entwurf zu gelangen. Die erfahrenden Akte geben den Sinnzusammenhängen Ordnung. Sie werden, genauer gesagt, zu Synthesen höherer Ordnung, die in ihrer Gesamtheit den Gesamtzusammenhang unserer Erfahrung, unseren *Erfahrungsvorrat*, darstellen.

Die Schemata erfahrender Erlebnisse bewirken deren stimmige Anordnung zu Sinnzusammenhängen, die uns als Deutungsschemata der Selbstausslegung dienen und auf die das Ich letztlich in Form der Idealität des „Ich kann immer wieder“ (Husserl, zit. nach Schütz 1971a, 23) zurückblicken kann. Zu beachten ist allerdings, dass die oben angeführte Bezeichnung „Selbstausslegung“ seitens Schütz im Sinne eines sozial generierten, in interaktiven Zusammenhängen angeeigneten Wissens gebraucht wird und in dieser Weise zu verstehen ist.

Mit der oben angesprochenen, sich auf verschiedenen Ebenen vollziehenden Ordnung von Erfahrungsinhalten zu Sinnzusammenhängen höherer Ordnung – ein Prozess, in dem auf pragmatische Relevanzen als Ordnungsrahmen und mit „Sinnklammerfunktion“ (Srubar 1988, 247) zurückgegriffen wird – ist auf ein dem Menschen vorbehaltenes, eigentümliches Vermögen und auf einen Themenkomplex verwiesen, mit dem sich ein spezieller Wissenschaftszweig befasst: die philosophische Anthropologie nämlich.

Fragestellungen und Interessengebiete dieser Disziplin sind auch für die Phänomenologie von Schütz bedeutsam, wie insbesondere aus dessen intensiver Auseinandersetzung mit Max Scheler hervorgeht (siehe dazu Schütz 1971a, 174 ff.) und darüber hinaus auch durch Srubar (1988, 195 ff.) nachgewiesen und belegt wird.

Wenn auch die Themen und Fragestellungen der philosophischen Anthropologie vielfach als nicht mehr zeitgemäß oder gar als überholt aufgefasst werden, so sind sie dennoch für die in dieser Dissertation bearbeitete Forschungsfrage und die Teildisziplinen der Wissenschaft, auf die sich die Antwortsuche richtet, für die Gerontologie, von erheblicher Bedeutung.

V.5 Philosophische Anthropologie – Begriff und Gegenstand

Der Anthropologie-Begriff taucht Landmann zufolge bereits Anfang des 16. Jahrhunderts auf, und zwar im Titel eines 1501 erschienenen Traktates des Leipziger Magisters Magnus Hundt, der sich jedoch „trotz der im Titel angekündigten Abhandlung über Spiritus und Anima des Menschen, noch in den allgemeinen Strom somatologischer Literatur dieser Zeit“ hineinbeigt. Weiter heißt es dort: „Erst die fast hundert Jahre später erschienene zweibändige Schrift des protestantischen Humanisten und Stader Rektors Otto Casmann (...): ‚Psychologia anthropologica sive animae humanae doctrina (...)‘ wird im allgemeinen als die Begründung der philosophisch-wissenschaftlichen Anthropologie angesehen.“ (Landmann 1962, 360)

Wie Emerich Coreth aufzeigt, hat Martin Buber (1878–1965) darauf hingewiesen, „dass die anthropologische Frage immer dann aufbricht, wenn der Mensch seine bisher gesicherte Heimatung und Geborgenheit verliert, wenn ihm seine Welt und die eigene Stellung in der Welt fragwürdig werden“ (Coreth 1973, 31 f.; siehe Buber 2007).

Dies war der Fall, als sich mit dem Einsetzen neuzeitlichen Denkens in der Philosophie – stellvertretend für eine Vielzahl von Wegbereitern dieser neuen, bahnbrechenden Ära sei hier lediglich der Philosoph der Renaissance, Pico della Mirandola (1463–1494), genannt – eine Hinwendung zum Subjekt, ein ‚Anthropozentrismus‘ quasi, vollzog, nachdem im Altertum und Mittelalter ein eher objektives Denken bestimmend war.

„Der Mensch als bloßes Subjekt wird zum Mittelpunkt, jedoch nicht als Mittelpunkt einer objektiven Seinsordnung, sondern als Mitte einer subjektiven Erkenntniswelt, die – bei *Descartes* (1596–1650) – in der reinen Selbstgewißheit des Bewußtseins (*ego cogitans*) ihren sicheren Ausgangspunkt findet.“ (Coreth 1973, 32)

Soweit eine mögliche Deutung der Entstehungsbedingungen für die hier betrachtete Disziplin, deren ‚Renaissance‘ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Tat mit Martin Buber als eine Folge sozialer und gesellschaftspolitischer Veränderungen, Bedrohungen und Erschütterungen gedeutet, zumindest jedoch mit diesen in Verbindung gebracht werden kann.

Was aber ist eigentlich unter philosophischer Anthropologie zu verstehen, was genau ist ihr Gegenstand?

Anthropologie kann ganz allgemein als Wissenschaft vom Menschen (griech. „anthropos“ = dt. der Mensch, griech. „logos“ = dt. Lehre, Wissenschaft) aufgefasst werden. Im Laufe der Zeit haben sich aus ihrem Kerngebiet diverse Subdisziplinen herausgebildet: so die Kultur-, die Sozial- und schließlich auch die philosophische Anthropologie im engeren Sinne. Letztere ist, als eigenständiges Wissensgebiet jedenfalls, erst

„ein Kind unseres Jahrhunderts. Ja, man kann ihre Geburt fast auf das Jahr genau bestimmen. Es ist das Jahr 1928, in dem *Schellers* (...) Vortrag (...) *Die Stellung des Menschen im Kosmos* auch als Buch erschien. (...) Aber noch im selben Jahr 1928 erschien auch *Plessners* wesentlich umfangreicheres Buch *Die Stufen des Organischen und der*

Mensch (...). Scheler und Plessner können (...) als die Begründer der philosophischen Anthropologie gelten.“ (Bollnow 1974, 19; siehe dazu auch Landsberg 1960)

Plessner (1892–1985) selbst jedoch stellt fest, es sei Scheler zu verdanken, dass die Lehre und das Wort „Ende der zwanziger Jahre unter die Leute kam“ (Plessner 1974, 37).

Die Anthropologie unterscheidet sich nicht nur epochal sondern auch inhaltlich von der *philosophischen* Anthropologie. Während die erstgenannte, wie oben erwähnt, naturwissenschaftlich ausgerichtet ist, fokussiert die letztgenannte ihre Anstrengungen darauf, „die Erkenntnisleistungen aus dem Gesamtzusammenhang des menschlichen Lebens angemessen zu begreifen“. In diesem Zusammenhang ist sie auch als eine „Erweiterung und Vertiefung der bisherigen Erkenntnistheorie, in gewissem Sinn kann man sogar sagen: der Kantischen Transzendentalphilosophie“ (Bollnow 1974, 22) anzusehen.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen zu Gegenstand und Entstehung der philosophischen Anthropologie verweist Bollnow schließlich darauf, dass diese auch aufgefasst werden kann „als die methodische Fortführung eines Ansatzes, den die Lebensphilosophie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Nietzsche und Dilthey, und weiter in Bergson, Simmel, Klages und manchen anderen“ (Bollnow 1974, 23) entwickelt hatte.

Einer gesonderten, konzentriert und in aller Kürze erfolgenden Betrachtung unterzieht der Verfasser daher an dieser Stelle – nochmals auf Bollnow zurückgreifend – die spezifischen methodischen Prinzipien der philosophischen Anthropologie.

Ein entsprechender Einschub erscheint ihm nicht zuletzt deshalb als statthaft, weil die aus diesen Prinzipien abzuleitenden Konzepte und Verfahren auch für eine anthropologisch orientierte Gerontologie und ihre Subdisziplinen, auf die in Kap. VIII.1.3 näher eingegangen wird, von Bedeutung sind.

Das Methodenproblem der philosophischen Anthropologie, von Plessner bereits ansatzweise in Angriff genommen, versucht Bollnow auf einem – wie er meint – neuen, angemessenen Weg zu entwickeln. Dabei lassen sich ihm zufolge

„vier methodische Grundprinzipien einer solchen noch nicht vorhandenen, sondern erst zu entwickelnden philosophischen Anthropologie unterscheiden, (...) die untereinander wiederum eng zusammenhängen, indem sie den einheitlichen Ansatz nach verschiedenen Seiten hin abwandeln. 1. Das *erste* dieser methodischen Prinzipien lässt sich in unmittelbarem Anschluß an Plessners Darstellung entwickeln. Dieser begreift in der genannten Schrift den Menschen als ‚die produktive ‚Stelle‘ des Hervorgangs einer Kultur‘ und erläutert diesen Gedanken dann näher als ‚das Prinzip der Relativierung aller außerzeitlichen Sinnsphären auf den Menschen als ihre Quelle im Horizont der Geschichte‘.“ (Bollnow 1974, 26 f.)

Bollnow merkt hinsichtlich dieses ersten Prinzips an, er habe es in einem früheren Zusammenhang einmal als das der „*anthropologischen Reduktion*“ (Bollnow 1974, 27) bezeichnet. Letztere kann zum einen auch mit Blick auf alte Menschen und deren Handeln bzw. auf das Alter

zur Anwendung kommen und im Zuge dessen sowohl mit Sinnsetzungs- als auch mit Sinndeutungsprozessen in Zusammenhang gebracht und als Leitgedanke genutzt werden. Sie kann darüber hinaus jedoch auch auf räumliche oder soziale und damit auf „außerzeitliche Sinnspären“ im Sinne Bollnows und damit als ein Schlüsselement innerhalb der „Strukturen der Lebenswelt“ betrachtet und so in die Nähe und das Umfeld der Gedankengänge von Schütz und Luckmann gebracht werden.

„2. Der anthropologischen Reduktion, die die objektiven Kulturbereiche vom Menschen her zu begreifen unternimmt, entspricht als zweites methodisches Prinzip der im selben Zusammenhang ebenfalls von Plessner entwickelte Gedanke, umgekehrt das menschliche Leben von den objektiven Gebilden her zu verstehen. (...) Wir bezeichnen es allgemein als das *Organon-Prinzip* in der philosophischen Anthropologie. Das Organon-Prinzip ist, genau genommen, die zur anthropologischen Reduktion inverse Operation. (...) Sie fragt also: Wie muß das Wesen des Menschen beschaffen sein, damit er aus einem inneren Bedürfnis heraus die Kunst, die Wissenschaft, die Politik usw. hervorbringen konnte?“ (Bollnow 1974, 28 f.)

Obwohl Bollnow von der grundlegenden Feststellung ausgeht, es gehöre zum Wesen des Menschen, nur in einer Kultur leben zu können, erkennt er darüber hinaus auch solche Phänomene an, die sich nicht von der Kultur aus fassen lassen. Er tut dies deshalb, weil ihnen Bestandteile des Lebens selbst, unabhängig von dessen kulturellen Objektivationen, angehören. Zu jenen gehören Züge sowohl der leiblichen als auch der seelischen Organisation wie Triebe, Gefühle und Stimmungen.

„3. Hier setzt dann das dritte und allgemeinste methodische Prinzip der philosophischen Anthropologie ein, das ich seinerzeit in meinem Buch über *Das Wesen der Stimmungen* (1941) in Anlehnung an Kierkegaards Deutung der Angst zu formulieren versucht habe. (...) Es fragt (...): Wie muß das Wesen des Menschen im ganzen beschaffen sein, damit sich diese besondere, in der Tatsache des Lebens gegebene Erscheinung darin als sinnvolles und notwendiges Glied begreifen läßt? Ich bezeichne es in Ermangelung eines prägnanteren Ausdrucks kurz als das *Prinzip der anthropologischen Interpretation der Einzelphänomene des menschlichen Lebens*.“ (Bollnow 1974, 30)

4. Falls es erforderlich wäre – und die soeben zitierten Ausführungen zum dritten methodischen Prinzip der philosophischen Anthropologie legen dieses Erfordernis nahe – ein Bild vom Menschen bereit zu haben oder vorzuhalten, welches das Wesen des Menschen im Ganzen umfasst und widerspiegelt, um auf dieser Grundlage ein beliebiges Einzelphänomen in dieses Ganze einzufügen bzw. „einzupassen“, woran hätte sich dann ein solches Bild zu orientieren, um diesem im wahrsten Sinne des Wortes fragwürdigen Zweck dienen zu können und zu genügen? Dieser Problemstellung sei mit einem längeren Zitat des Tübinger Philosophen und Pädagogen nachgegangen:

Für Bollnow stellt sich diese Frage folgendermaßen:

„Wenn wir von den Einzelzügen ausgehen und von ihnen auf das Ganze zurückschließen, welches ist dann dieses Gesamtverständnis, dieses ‚Wesen des Menschen im Ganzen‘, auf das wir hinauswollen? Bei jedem zugrundegelegten Einzelphänomen ist es immer nur ein auf dieses bestimmte Einzelphänomen relatives Ganzes. Aber woher

wissen wir, daß wir von den verschiedenen Einzelphänomenen aus immer zum selben ‚Ganzen‘ kommen? (...) Aber eben hier müssen wir uns entschieden zur Wehr setzen und diese Frage als unangemessen zurückweisen. (...) Es gibt (...) weder die Möglichkeit, die Einheit der anthropologischen Bestimmungen durch ein vorgängiges ontologisches Fundament zu garantieren, noch sie in nachträglicher Synthese aus den Einzeltzügen zu gewinnen. Es gibt vielmehr nur die *eine* Möglichkeit, nämlich auf die Orientierung an einer solchen Einheit, an einem solchen Bild vom Menschen überhaupt zu verzichten. Das ist es, was Plessner als das *Prinzip der offenen Frage* formuliert hat und was wir mit vollem Gewicht als viertes zu unseren bisherigen methodischen Prinzipien hinzufügen müssen.“ (Bollnow 1974, 33 f.)

Ganz im Sinne der mahnenden Worte Bollnows und dessen Widerstreben, sich ein „Bild vom Menschen überhaupt“ zu machen und ihn in einem Gesamtverständnis zu fixieren, äußert sich auch Scheler, den Schulz mit folgenden Worten zitiert: „Der Mensch ist ein so breites, buntes, mannigfaltiges Ding, dass die Definitionen alle ein wenig zu kurz geraten. Er hat zu viele Enden.“ (Schulz 2001, 432)

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei der Frage nach dem Menschen in seiner Gesamtheit bzw. nach dem Ganzen des Mensch-seins geradezu um eine Kardinalfrage, welche durch alle geschichtlichen Epochen hindurch, von Forschern aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten in unzähligen Varianten immer wieder neu gestellt wurde, so von Pestalozzi: „Was bin ich, und was ist das Menschengeschlecht?“ oder von Kant: „Was ist der Mensch?“, um hier lediglich zwei bekannte Beispiele anzuführen.

Den Menschen als Ganzes zu erfassen bzw. ihn so zu begreifen, „wie er wirklich ist“, bemühte man sich epochenübergreifend jedoch nicht nur fragend, sondern auch durch Zu- bzw. Fest-schreibungen, durch Bilder, Pauschalurteile, Etikettierungen, Typifizierungen oder Klassifizierungen wie „homo absconditus“ (Plessner und Levinas), „homo homini lupus“ (Plautus), „homo faber“ (Frisch), „homo oeconomicus“ (Dahrendorf) oder „homo academicus“ (Bourdieu; siehe dazu auch dessen Werk *Homo Academicus*, Bourdieu; 1988).

Mit dem ‚Prinzip der offenen Frage‘ begibt sich die Methodologie der philosophischen Anthropologie in die Nähe des von Husserl entwickelten Verfahrens der Epoché, dem für die transzendentale Phänomenologie charakteristischen Schritt der „Einklammerung“. Dabei beschränkt sich die Betrachtung eines Gegenstands durch den Betrachtenden einzig und allein auf den Bewusstseinsakt, verzichtet konsequent auf jegliches ‚Vor-Urteil‘ und übt sich in Enthaltung gegenüber subjektiven Einstellungen, theoretischen und sprachlichen Vorannahmen ebenso wie gegenüber Hypothesen und Konventionen.

In ähnlicher Weise soll das Prinzip der offenen Frage im Rahmen der philosophischen Anthropologie vor Missverständnissen und Irrtümern schützen und uns dazu befähigen, bei jedem neuen Phänomen, auf das wir intentional gerichtet sind, „immer offen zu bleiben für das unerwartete Neue, das gerade dieses bestimmte Phänomen zu bieten hat (...)“ (Bollnow 1974, 36).

V.5.1 Die anthropologische Fundierung des Schütz'schen Ansatzes

Sind bereits 1932 in seinem Werk *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (Schütz 1993) Schritte in Richtung einer Zuwendung und Öffnung der Schütz'schen Position gegenüber philosophischen Fragen und Themen erkennbar, so tritt diese Tendenz und Orientierung seines Denkansatzes in Form der philosophisch-anthropologischen Ausrichtung und Perspektive in den nachgelassenen Schriften noch wesentlich klarer hervor. Sie zeigt sich u. a. deutlich

„an der Schütz'schen Rezeption von Scheler, in deren Rahmen die Denkfiguren der Schelerschen Anthropologie soweit übernommen werden, als sie als Analysen der *mundanen* Einstellung zu betrachten sind. (...) In diesem Kontext ist es also zu sehen, wenn Schütz erwartet, daß seine Analysen auch einen Beitrag zu einer solchen Klärung⁵ leisten können.“ (Srubar 1988, 189)

Aber auch im Rahmen von Schützens eigener Konzeption lassen sich ontologische Elemente identifizieren, die auf eine anthropologische Dimension verweisen. In diesem Zusammenhang ist zum einen die Zeitlichkeit des mundanen Subjekts zu nennen. Diese entfaltet sich im Wirken, mit dem eine zweite, pragmatische Grunddimension in den Blick gerückt wird.

Mit den zuvor benannten Dimensionen, die der Husserl-Schüler mit der Reflexivität sowie der Sozialität des Menschen um zwei weitere ergänzt, sind vier wichtige Pfeiler angesprochen, die für die philosophisch-anthropologische Grundlegung des Schütz'schen Denkansatzes von tragender Bedeutung sind.

V.5.2 Bausteine der philosophisch-anthropologischen Fundierung bei Schütz

Um die zuvor angesprochene philosophisch-anthropologische Orientierung zu ergänzen, zu vertiefen und zu konkretisieren, werden nachfolgend über die weiter oben benannten zwei weitere, von Srubar in ihrer Gesamtheit als „ontologische Grundfakten“ (Srubar 1988, 190) bezeichnete Dimensionen benannt und eingehend beleuchtet. Vorab sei dieses Kategorien-Quartett noch einmal kompakt vorgestellt:

1. Die Zeitlichkeit des mundanen Subjekts
2. Das Wirken des mundanen Subjekts
3. Die Reflexivität des Menschen
4. Die Sozialität des Menschen.

Zu 1)

Die *Zeitlichkeit* des Menschen in der „relativ natürlichen Einstellung“ (Scheler) umfasst zugleich dessen Endlichkeit und Welttranszendenz.

Gehen wir jedoch, anstatt die Komplexität menschlicher Zeitlichkeit in den Blick zu nehmen, zunächst der Frage nach, warum das Thema Zeitlichkeit für Schütz überhaupt zum Problem wurde, so gelangen wir zu dem Denker, mit dessen Überlegungen zum Zeitphänomen sich

⁵ der *conditio humana* nämlich

Schütz vor seiner Beschäftigung mit dem Husserl'schen Werk und den darin zu findenden Zeitanalysen beschäftigte: zu Bergson nämlich.

Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem komplexen Stufenaufbau der Lebensformen und Sinnstrukturen, wie sie sich für Schütz aus der Rezeption der Bergson'schen Theorie der *durée* ergab, machte eine Auflösung und Distanzierung von jenen Formen und Strukturen notwendig und deren Ersetzung durch einen reflexiven Sinnbildungsprozess erforderlich, „dessen Temporalisierung auf den Unterscheidungen von Retention und Reproduktion einerseits und Protention und Erwartung andererseits ruht“ (Sebald 2009, 132).

Neben der Analyse zeitlicher sowie sozialer Strukturen der Lebenswelt des Alltags hatten Schütz und Luckmann auch deren räumliche Struktur einer genauen Untersuchung unterzogen und dabei eine „a) Welt in aktueller Reichweite“ und eine „b) Welt in potentieller Reichweite“ unterschieden, wobei sie letztere nochmals in eine „wiederherstellbare“ sowie eine „erlangbare“ aufteilten.

Den unter a) angeführten Sektor der Welt definieren die beiden Wissenschaftler als den, „der meiner unmittelbaren Erfahrung zugänglich ist“ (Schütz; Luckmann 2017, 71), den unter b) analysierten als einen Bereich, der auf „der Grundannahme der Konstanz der Weltstruktur“ bzw. „der lebensweltlichen Idealisierung des ‚Und-so-weiter‘“ zum einen und auf der des „Ich-kann-immer-wieder“ (Schütz; Luckmann 2017, 72 f.) zum anderen beruht (siehe zu den beiden Arten der Idealisierung auch die Ausführungen des Verfassers in Kap. VIII.4.2). „Die empirischen Aufstufungen der Wiederherstellbarkeit erklären sich aus den in meinem Wissensvorrat sedimentierten Erfahrungen: (...) Sektoren der Welt, die nur je in meiner Reichweite waren, reihen sich (...) in oft unmerklichen Überschneidungen an zu einem Gesamtbereich der Welt, der in meiner wiederherstellbaren Reichweite liegt (...).“

Zur zweiten der beiden Subebenen, die weiter oben unter b) angeführt wurde, heißt es dann:

„Während die Zone der Wiederherstellbarkeit innerhalb der Welt in potenzieller Reichweite den Zeitcharakter der – erinnerten – Vergangenheit trägt, ist eine andere Zone mit dem Zeitcharakter der Zukunft gekennzeichnet. Welt, die nie in meiner Reichweite war, die aber in sie gebracht werden kann, soll Welt in erlangbarer Reichweite genannt werden.“ (Schütz; Luckmann 2017, 73)

Zu 2)

Die Zeitlichkeit des mundanen Subjekts ist eng mit dessen *Wirken* verbunden, durch welches die Schütz'sche anthropologische Grunddimension ihre pragmatische Ausrichtung erfährt. Definiert und gegenüber anderen Begriffen wie („offenkundigem“, „verdecktem“ und „halbverdecktem“) Verhalten, Handeln und Leistung abgegrenzt, findet man den Begriff bei Schütz in Band I seiner *Gesammelten Aufsätze*, wo es heißt:

„Wirken ist (...) vorgefaßtes Handeln in der Außenwelt, gekennzeichnet durch das Vorhaben, den entworfenen Tatbestand durch Körperbewegungen hervorzubringen. Unter allen beschriebenen Formen der Spontaneität ist das Wirken für die Konstitution der Wirklichkeit der alltäglichen Welt die wichtigste (...), vereint das hell-wache Selbst

in seinem Wirken und durch sein Wirken seine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einer spezifischen Zeitdimension; in Handlungen vom Typ des Wirkens verwirklicht es sich selbst als ein Ganzes; im Wirken verständigt es sich mit Anderen; im Wirken strukturiert es die verschiedenen Raumperspektiven der Alltagswelt.“ (Schütz 1971a, 239)

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Wirkens lässt zum einen eine Verbindung zu Max Weber erkennen, schließt zum anderen aber auch eine mögliche diesbezügliche Beschäftigung Schützens mit dem Werk Wilhelm Diltheys (1833–1911) nicht aus, wie Endreß feststellt (2006, 73).

Über Max Weber stößt Schütz schlussendlich auf dessen Gedanken und Analysen zu den Themen und Termini des sozialen Handelns, der Fremdeinstellung und des Fremdwirkens, während ihn Dilthey zu den Inhalten und Problembereichen seiner Schrift *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (Dilthey 1992) führt, insbesondere zu dem dort behandelten Phänomen „Lebenszusammenhang“ im Sinne eines Wirkungszusammenhangs (konkret verweist Endreß auf die Seiten 151 ff. sowie 248 ff. des benannten Dilthey-Werkes).

Die Welt des Wirkens setzt sich nach Schütz in ihrer Gesamtheit als *ausgezeichnet (paramount)* von anderen Bereichen der Wirklichkeit ab. Als Welt der physischen Dinge schließt sie meinen Körper mit ein, bildet – wie bereits angesprochen – den Bereich meiner körperlichen Aktivitäten und Fortbewegungen. In ihr muss ich Hindernisse überwinden, die sie mir in den Weg stellt und sie stellt mir Aufgaben zur Lösung. Sie erlaubt mir ferner, meine Pläne und Absichten zu realisieren oder macht es möglich, dass ich dabei scheitere.

„Durch mein Wirken schalte ich mich in die Außenwelt ein und verändere sie. Diese Veränderungen sind zwar durch mein Wirken ausgelöst worden, können aber sowohl von mir als auch von Anderen in dieser Welt erlebt und geprüft werden, und zwar unabhängig davon, daß sie in meinem Wirken ihren Ursprung hatten. Ich teile diese Welt und ihre Gegenstände mit anderen; mit Anderen habe ich Zwecke und Mittel gemeinsam; in mannigfaltigen sozialen Handlungen und Sozialbeziehungen wirken wir aufeinander, miteinander und gegeneinander. Die Welt des Wirkens ist die Wirklichkeit, in der Kommunikation und das Wechselspiel gegenseitiger Motivation ins Werk gesetzt werden. Die Wirkwelt kann daher in beiden Bezugsschemata erfahren werden: einmal als Kausalität der Motive, zum anderen als Teleologie der Zwecke.“ (Schütz 1971a, 260 f.)

Aus diesen Ausführungen wird u. a. zweierlei deutlich: dass die Welt des Wirkens für unsere natürliche Einstellung vorrangig nicht ein Gegenstand des Denkens, sondern ein zu beherrschender Raum ist und dass unser Wirken in dieser Welt in erster Linie ein *soziales* Wirken ist. „Unter ‚sozialem Wirken‘ oder ‚Fremdwirken‘ versteht Schütz vorentworfene, intentional auf das alter ego bezogene, also soziale Akte spontaner Aktivität, die ‚unter dem Um-zu-Motiv stehen, bestimmte Bewußtseinserlebnisse anderer herbeizuführen, d. h., auf andere zu wirken‘ (...).“ (Srubar 1988, 116)

Zu 3)

Die *Reflexivität*, die als ein Moment der Zeitlichkeit aufgefasst werden kann, lässt den Menschen aus der ursprünglich unmittelbaren Gegebenheit seiner Umwelt heraustreten und ihn diese als unsicher erfahren. Andererseits ist mit der Erfahrung dieser Unsicherheit zugleich die Chance gegeben, diese zu bewältigen, indem der Mensch die Unsicherheit in das Vermögen der aktiven Prägung dieser Umwelt umwandelt und – damit einhergehend – seine eigene Formbarkeit überwindet.

Ohne Reflexivität des Sinnes wäre, wie Srubar konstatiert, intersubjektive Spiegelung in der Wirkensbeziehung unmöglich. Er weist zum einen nach, dass das Schütz'sche Sinnkonzept mit seiner Betonung der pragmatischen, reflexivitätsgestützten und motivationalen Momente entwickelt wurde, um die monadische Sinnggebung zu sprengen. „Exakter müßte es heißen: um die monadische Sinnggebung zu sprengen, ohne den Subjektbezug der Sinnkonstitution aufzugeben.“ (Srubar 1988, 127) Zum anderen zeigt er auf, dass die intersubjektive Spiegelung in der Wirkensbeziehung nicht möglich wäre ohne die Reflexivität des Sinnes.

Ein weiterer Hinweis zum Schütz'schen Verständnis von Reflexivität als eines dieser „ontologischen Grundfakten“ bzw. als einer der „anthropologischen Grunddimensionen“ (Srubar 1988, 190) soll die Betrachtung beenden:

„Die Schütz'sche Konzeption der Reflexivität des Sinnes thematisiert zwei Komponenten der erfahrenden Akte. Die erste besteht in der prinzipiellen Möglichkeit von reflexiven Zuwendungen auf allen Bewußtseinsebenen. Zweitens allerdings ist dem Erfahrungsgehalt immer auch eine besondere Intention, eine attentionale Modifikation eigen, die das besondere ‚Wie‘ der Zuwendung und damit auch der Einordnung eines Erlebnisses in die Erfahrungsschemata bzw. die intentionale Ausrichtung dieser Schemata selbst bestimmt.“ (Srubar 1988, 129).

Zu 4)

Mit einigen Gedanken zur *Sozialität* wird die Vorstellung und Erläuterung der weiter oben angeführten vier „anthropologischen Grunddimensionen“ (Srubar 1988, 190) abgeschlossen.

„Die Prägung der Umwelt und die Formung des Menschen sind (...) jedoch an seine *Sozialität* gebunden. Die Konstruktion der Wirkwelt und die Konstitution der sozialen Person im Rahmen dieser Wirkwelt sind soziale Prozesse. (...) Der Mensch produziert in seinem Wirken nicht nur seine konkrete Sozialwelt, sondern auch sich selbst als Identität.“ (Srubar 1988, 191)

Die anthropologischen Dimensionen Wirken, Zeitlichkeit, Reflexivität und Sozialität, auf die zuvor näher eingegangen wurde und auf die auch später noch einmal Bezug genommen werden wird (so in Zusammenhang mit dem Thema ‚Alltag‘, Kap. VII sowie mit der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit Älterer, Kap. X.1.2), sollen an dieser Stelle auch in ihrem gegenseitigen Bezug und ihrer wechselseitigen Beeinflussung zumindest andeutungsweise betrachtet werden:

Ihre Bedeutung für das Schütz'sche philosophisch-anthropologische Konzept besteht u. a. darin, dass er mit diesen vier Dimensionen und deren Wechselwirkung ein Relevanzsystem fundieren kann, „das einerseits einen institutionalisierten wirkweltlichen Pol hat und andererseits in den individuellen Modifikationen der sozialen Person existiert“ und somit „die konkrete kulturelle Einheit von Subjekt und Wirkwelt“ zueinander führt. Schließlich stützen diese „ontologischen Grundfakten“ und das sie verbindende Relevanzsystem innerhalb der zuvor erwähnten Schütz'schen Konzeption der Wirkwelt den bedeutsamen Zwischenschritt der sozialen Person, der ihm zugleich als ein wesentliches Bindeglied bzw. Erweiterungselement von seiner Handlungs- zu seiner Lebenswelttheorie darstellt. Zudem lässt sich, um mit Srubar sogar noch einen Schritt weiter zu gehen, zeigen, „daß die gegenseitigen Bezüge dieser vier Kategorien den philosophisch-anthropologischen Rahmen abgeben, der die Schütz'sche Theorie stützt“ (Srubar 1988, 190).

Nicht zuletzt ist die Bedeutung der Wirkens-Thematik für das handlungs- und kommunikationstheoretische Theorieinstrumentarium bei Schütz, welches zugleich ein wesentliches Begründungselement und Movens für dessen Abwendung vom transzendental-phänomenologischen Ansatz Husserls hin zu dem von ihm entwickelten mundan-phänomenologischen darstellt, sehr wichtig für methodologische und pragmatische Fragestellungen auch im Bereich der Gerontologie.

Dies veranlasste den Verfasser, entsprechende Ausführungen und Überlegungen im hinteren Teil seiner Dissertation und damit in Vorbereitung und ‚in der Nähe‘ der Erörterung von Problemstellungen und Praxissituationen aus dem Alltag der Altenhilfe zu positionieren – z. T. in Kap. VIII, vornehmlich jedoch Kap. IX.

Anders ausgedrückt: Um die inhaltliche Verknüpfung von sinnkonstituierenden Prozessen mit solchen der Intersubjektivität, des Handelns bzw. Wirkens und mit methodologischen Überlegungen bezüglich der Frage des ‚Wie‘ und ‚Womit‘ in der Analyse von Prozessen und Abläufen in der gerontologischen bzw. Altenhilfe-Praxis an geeigneter Stelle innerhalb der Dissertation aufzuzeigen, verortete der Verfasser seine diesbezüglichen Gedankengänge an den im vorigen Absatz angegebenen Ort.

Mit Srubar sei die Sinnhaftigkeit dieses Entschlusses auch noch einmal theoretisch untermauert und begründet, indem jener feststellt, Schütz habe schnell erkannt,

„dass die sinngebenden Akte (...) eine wesentliche Prägung in den Interaktionen der Wirkensbeziehungen erfahren. In Wirkensbeziehungen entstehen immer Verkettungen von Typisierungen und Selbsttypisierungen, die als intersubjektive Sinnschemata fungieren, in welchen sich das gegenseitige Verstehen und das Verstehen der Situation bzw. der Umwelt vollzieht. Es sind diese Schemata, die die Handlungsorientierung möglich machen. In der in unmittelbarer dyadischer Wir-Beziehung entstehenden Wir-Welt verankert, richten sich typische Erwartungen auf die diese Wir-Welt transzendierenden weiteren Sphären des alltäglichen Wirkens – das Typisieren und die Typik als strukturelle Merkmale der Handlungsorientierung in der alltäglichen Welt werden so sichtbar. Im Wirken miteinander und in der Welt wird so die Realität quasi mit einem Sinnkleid überzogen – sie wird zur sinnhaften Welt.“ (Srubar 2007, 230)

V.5.3 Schütz' Rezeption und Auseinandersetzung mit der Philosophie und Anthropologie Max Schelers

Im bereits erwähnten ersten Band seiner insgesamt dreibändigen *Gesammelten Aufsätze*, der den Titel trägt *Das Problem der sozialen Wirklichkeit* (Schütz 1971a), beschäftigt sich Alfred Schütz u. a. mit dem Thema *Schelers Theorie der Intersubjektivität und die Generalthese vom Alter Ego* (174–206; vgl. Schütz 1942).

Gleich zu Beginn seiner Ausführungen stellt Schütz fest: „Wem Schelers Theorie der Intersubjektivität und ihr Platz innerhalb seiner philosophischen Untersuchungen völlig verständlich werden soll, der muß sich eingangs seinem Begriff einer philosophischen Anthropologie zuwenden.“ (Schütz 1971a, 174)

Diesen hatte Max Scheler in seinem bereits erwähnten, auch als Buch erschienenen Vortrag *Die Stellung des Menschen im Kosmos* (Scheler 1988) ausgearbeitet, den er ursprünglich als Einführung in eine geplante zweibändige Anthropologie und Metaphysik konzipiert hatte, ohne jedoch dieses Vorhaben vollenden zu können.

In dieser kurz gefassten Schrift skizziert Scheler die Sonderstellung des Menschen, die seiner Ansicht nach für uns erst dann deutlich werden könne, sofern wir den Aufbau der biopsychischen Welt in seiner Gesamtheit in den Blick nehmen. Er schreibt dazu: „Ich gehe dabei aus von einer *Stufenfolge der psychischen Kräfte* und Fähigkeiten, wie sie die Wissenschaft langsam herausgestellt hat. Was die Grenze des Psychischen betrifft, so fällt sie mit der Grenze des *Lebendigen* überhaupt zusammen (...).“ (Scheler 1988, 11)

Die in diesem Zitat angesprochene „Stufenfolge“ stellt ein Schema dar, das aus vier aufeinander aufbauenden Ebenen besteht.

Deren unterste Stufe des Psychischen bildet nach Scheler „der bewußtlose, empfindungs- und vorstellungslose ‚*Gefühlsdrang*“.

Diese erste „Stufe des seelischen Werdeseins“ (Scheler 1988, 12) kann bereits der Pflanze zugewiesen werden. Sie ist noch frei ist von jeglichem Bewusstsein, von Wahrnehmungen und Empfindungen. Charakteristisch für diese basale Stufe ist hingegen „(d)ie *wesenhafte* Richtung des Lebens, die das Wort ‚pflanzlich‘, ‚vegetativ‘ bezeichnet“. Dagegen wird Bewusstsein

„erst in der primitiven re-flexio der Empfindung, und zwar stets gelegentlich auftretender Widerstände – alles Bewußtsein gründet in Leiden und alle höheren Stufen des Bewußtseins in steigendem Leiden – gegenüber der ursprünglich spontanen Bewegung. Mit dem Bewußtsein, mit der Empfindung fehlt der Pflanze alle Lebens,wachheit‘, die ja aus der Wächterfunktion der Empfindung erst herauswächst. (...) Was dagegen der Pflanze ganz fehlt, das sind die Kundgabefunktionen, die wir bei allen Tieren finden (...).“ (Scheler 1988, 15)

Als zweite seelische Wesensform sieht Scheler den ‚Instinkt‘ an und definiert diesen vom Verhalten des Lebewesens aus, das sich seiner Ansicht nach stets als „Gegenstand äußerer Beobachtung und möglicher Beschreibung“ (Scheler 1988, 18) zeigt. Instinktives Verhalten ist,

wie Scheler weiter ausführt, durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Es muß zum einen sinnmäßig sein, was bedeutet, dass es

„für das *Ganze* des Lebensträgers selbst (...) oder das Ganze anderer Lebensträger (d. h. eigendienlich oder fremddienlich) teleo-klin ist. Und es muß zweitens nach einem *festen*, unveränderlichen *Rhythmus* ablaufen. (...) Ein weiteres Merkmal des instinktiven Verhaltens ist, daß es nur auf solche typisch wiederkehrende Situationen anspricht, die für das *Artleben* als solches, nicht für die Sondererfahrung des Individuums bedeutsam ist. (...) Dieses Merkmal scheidet das instinktive Verhalten erstens scharf von ‚Selbstdressur‘ durch ‚Versuch und Irrtum‘ und allem ‚Lernen‘, zweitens von allem ‚Verstandes‘gebrauch, die beide (...) primär individual- und nicht artdienlich sind. Sehr wichtig als Merkmal des Instinktes ist endlich, daß er ein Verhalten darstellt, das von der *Zahl* der Versuche, die ein Tier macht, um einer Situation zu begegnen, unabhängig ist: in diesem Sinne kann er als von vornherein ‚fertig‘ bezeichnet werden.“ (Scheler 1988, 18–20)

Unter den beiden ursprünglich aus dem instinktiven Verhalten hervorgehenden „Verhaltensweisen“ (Scheler 1988, 20 u. ö.), der gewohnheitsmäßigen und der intelligenten, stellt die erstgenannte die dritte psychische Form dar, die Scheler benennt und die wir als „Inbegriff der Tatsachen der Assoziation, Reproduktion, des bedingten Reflexes, d. h. jene Fähigkeit (...), die wir als ‚*assoziatives Gedächtnis*‘ (Mneme) bezeichnen“ (Scheler 1988, 24 f.).

Als die vierte Wesensform des psychischen Lebens sieht der gebürtige Münchener „die prinzipiell noch *organisch gebundene praktische Intelligenz*“ an, die er definiert „als die plötzlich aufspringende *Einsicht* in einen zusammenhängenden *Sach- und Wertverhalt* innerhalb der Umwelt, der weder direkt wahrnehmbar gegeben ist noch auch je vorher wahrgenommen wurde (...)“ (Scheler 1988, 32).

Was diese vierte und letzte der von Scheler benannten Formen und zugleich die „Sonderstellung“ des Menschen eigentlich ausmacht, ist ‚Geist‘ und das „Aktzentrum (...), in dem Geist innerhalb endlicher Seinssphären erscheint, bezeichnen wir als ‚Person‘“ (Scheler, 1988, 38).

Gegen Ende seiner hier öfter zitierten Abhandlung pointiert Scheler die Aufgabe der philosophischen Anthropologie, die seiner Ansicht nach darin besteht, „genau zu zeigen, wie aus der Grundstruktur des Menschseins (...) alle spezifischen Monopole, Leistungen und Werke des Menschen hervorgehen: so Sprache, Gewissen, Werkzeug, Waffe, Ideen von Recht und Unrecht, Staat, Führung, die darstellenden Funktionen der Künste, Mythos, Religion, Wissenschaft, Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit“ (Scheler 1988, 87).

Die Bedeutung der philosophisch-anthropologischen Gedanken und Konzeption Schelers, deren Rezeption und die Auseinandersetzung mit ihnen seitens Schütz, gelten die nachfolgenden Ausführungen in diesem Abschnitt.

Das anthropologische Konzept Schützens erhält Impulse aus mehreren Quellen: so über Kierkegaard und Heidegger aus dem Motiv der Angst und der Sorge heraus sowie über Scheler aus dem

„des pragmatischen Weltzugangs und der Sozialität als der anthropologischen Grundlage der Überwindung der Welttranszendenz. Aufgrund der früh ansetzenden und anhaltenden Verflechtung des Schützischen Ansatzes mit dem Schelerschen (...) kann behauptet werden, dass die philosophisch-anthropologische Ebene in der Schützischen Theorie durch die Sicht Schelers geprägt wurde. (...) Sowohl für das Schützische Verständnis der philosophischen Anthropologie als auch für seine Auffassung des pragmatischen Ansatzes spielt die Auseinandersetzung mit Scheler eine entscheidende Rolle.“

Letzterer Tatbestand kann auch über die Erweiterung des Spektrums an Möglichkeiten des „Gebrauchs des phänomenologischen Denkens als Forschungsmethode“ (Srubar 1988, 272) nachgewiesen werden, zu dem Schütz durch seine Scheler-Rezeption gelangt. Sie trug dazu bei, statt der Husserlschen Einklammerung der Welt im Zuge der phänomenologischen Reduktion zu folgen, einen alternativen, mundan ausgerichteten Erkenntnisweg im Sinne Schelers und dessen (der Realität der Welt zugewandten) Weg mitzugehen. Insofern kann man sagen, dass Scheler Schütz dazu anregte, „den verborgenen konstitutiven Zusammenhängen dieser Realität durch ‚geistiges Experimentieren‘ nachzuspüren“ (Srubar 1988, 272 f.).

Der Anstoß und Einfluss, den die philosophisch-anthropologischen Gedanken und Ideen Schelers samt der sie tragenden Säule der mundanen Sozialität und der an seinem Ende in groben Umrissen skizzierten Wissenssoziologie, dem phänomenologischen Denken und seinem Resultat, dem Werk Schützens, gaben und auf beide ausübten, können kaum überschätzt werden.

Sie lassen sich auch nachweisen anhand des Umfangs, in dem Schütz nicht nur anthropologische und (wissens)soziologische Bausteine, Konzepte und Motive aus Max Schelers Werk sondern darüber hinaus aus dem Heidegger'schen daseinsanalytischen Philosophieren (*Sein und Zeit: Geworfensein, Sorge, Angst*; Heidegger 1986) sowie aus Kierkegaards existenzphilosophischem Denken (*Der Begriff Angst: Angst, Schuld, Freiheit*; Kierkegaard 2002) berücksichtigte und integrierte.

Allerdings hat die Angst – dies muss hier besonders betont werden – als Erlebnis der Transzendenz der Welt im existenzphilosophischen (Kierkegaard) und im daseinsanalytischen Kontext (Heidegger) eine andere Bedeutung als bei Schütz.

Gegenüber den beiden erstgenannten Denkern ist die Angst für Schütz nicht „das Tor, durch welches sich dem Menschen der Zugang zu seinen eigentlichen Seinsmöglichkeiten eröffnet“ oder „die Überwindung der alltäglichen Gegebenheit der Welt, hinter der sich erst das eigentliche Sein erblicken lässt (...)“, wie Heidegger sie begreift. Für Schütz ist die Angst kein Angelpunkt, von dem aus sich der existenziale Zugang zum Menschen erschließt, sondern „das Motiv der menschlichen Konstitution des Diesseitigen, der Schaffung der sozialen Realität eines Kosmos, durch die die Transzendenz der Welt nicht etwa vernichtet, sondern durch soziale Ordnung gezähmt wird. (...) Die Angst wird als ein Grunderlebnis aufgefaßt, das zum Handeln in der Welt zwingt, durch welches Lebenswelt entsteht.“ (Srubar 1988, 273)

In dem eingangs dieses Abschnitts erwähnten Schütz'schen Aufsatz zur Anthropologie Schelers (Schütz 1971a, 174–206) findet der interessierte Leser den ursprünglich als Einführung in eine

zweibändige Schrift über Anthropologie und Metaphysik geplanten Aufsatz Schelers, auf den ebenfalls schon hingewiesen wurde, in Schützens Worten wiedergegeben, wobei letzterer gegenüber der nachfolgenden komprimierten Darstellung genauer auf Schelers Person-Begriff eingeht und schreibt:

„Das Handlungszentrum, das der Stufe des ‚Geistes‘ entspricht, wird von Scheler ‚Person‘ genannt und muß von anderen Lebenszentren unterschieden werden, die er ‚see-lische Zentren‘ nennt. Der Bereich des Geistes ist auch der Bereich der Freiheit: Freiheit von der Abhängigkeit vom organischen Leben, Freiheit von den Bindungen des Gefühlsdrangs, Freiheit auch von der Umwelt, in der das Tier versinkt.“ (Schütz 1971a, 176)

Den für sein philosophisches Denken elementaren Begriff der Person hatte Scheler bereits in seinem Buch *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik* (Scheler 2014) erarbeitet und dort scharf zwischen dem Ich und der Person unterschieden:

„Das Erlebnis-Ich ist in jeder Hinsicht ein *Gegenstand* unseres Denkens. Er ist unserer inneren Wahrnehmung als Datum gegeben (...). Umso weniger kann aber das Korrelat der mannigfaltigen Formen und Kategorien der Handlungen, kann die Person als Gegenstand betrachtet werden. Sie manifestiert sich ausschließlich in der Ausführung von Handlungen, in denen sie lebt und durch die sie sich selbst erfährt.“ (Schütz 1971a, 177 f.)

In diesem Zitat tritt die Nähe Schelers zu den Gedanken und Ideen Husserls deutlich hervor, indem er ähnlich wie jener auch vom Leben des Handelnden in seinen eigenen Akten sprach und strikt zwischen Handeln als Ablauf, als Prozess, und Handlung als das „Entwordene“, als Ergebnis, unterschied.

Schütz merkt weiter zum Person-Begriff bei Scheler an: „Der Schelersche Begriff des ‚Ich‘ ist stets auf seine zweifache Antithese bezogen: einerseits auf die äußere Welt, zum anderen auf das ‚Du‘. Der Begriff ‚Person‘ ist frei von diesen Nebenbedeutungen.“ (Schütz 1971a, 179)

Mit einer kurzen Betrachtung der Scheler’schen Intersubjektivitäts-Theorie und Schützens kritischer Stellungnahme gegenüber derselben kommen die Ausführungen dieses Abschnitts zum Ende.

Scheler wandte sich im Zuge seiner Untersuchungen zum Problem des Alter Ego gegen die Lehren vom Analogieschluss und von der Empathie, die beide für sich in Anspruch nahmen, sowohl die Existenz des Alter Ego als auch das darin implizierte Problem transzendentaler Konstitution erklären bzw. lösen zu können.

Als eigenen Lösungsbeitrag insbesondere zu letztgenanntem Problem konzipiert Scheler eine eigene Wahrnehmungstheorie, in die er die Hypothese der Existenz eines Erlebnisstroms integriert, innerhalb dessen es keine Unterscheidung von Mein und Dein gibt und der unsere eigenen Erlebnisse ebenso wie die aller anderen enthalte. Gegen diese Annahme wird seitens Schütz folgender Einwand erhoben: „Im Entwurf seiner Wahrnehmungstheorie des *alter ego*

unterscheidet Scheler nicht zwischen der naiven Einstellung eines in seinen (auf Andere gerichteten) Handlungen und Gedanken Lebenden und dessen Einstellung der Reflexion auf diese Handlungen und Gedanken.“ (Schütz 1971a, 196)

Im Einzelnen formuliert Schütz gegen Schelers Theorie folgende Einwände:

1. Die Behauptung, wir lebten eher in Anderen „als in unserem eigenen individuellen Leben, gilt nur für die naive Einstellung, in der wir andere zum Gegenstand unserer Handlungen und Gedanken machen“ (Schütz 1971a, 197).
2. Es kann kein mir „vorgegebenes Erlebnis“ (Schütz 1971a, 197; Schütz zitiert hier Scheler) geben ohne einen Verweis darauf, welchem individuellen Bewusstseinsstrom es zugehörig ist. Sobald ich mich diesem Erlebnisstrom reflektierend zuwende, ist dieser Fluss ausschließlich der *meiner* Erlebnisse allein;
3. Auch wenn einige meiner Erlebnisse auf fremdes Denken verweisen, bleibt deren grundsätzliches Merkmal bestehen, dass es sich um solche meiner individuellen Sphäre handelt. „Wenn ich die Gedanken Anderer denke, so denke ich sie als ‚fremde, von mir gedachte Gedanken.‘ Wenn ich mit anderen Menschen leide, so bin ich von Anfang an auf ‚fremdes Leid, das von mir nachvollzogen wird,‘ eingestellt.“
4. Dem Heranziehen neuer Ergebnisse der Kinderpsychologie und Studien zu primitiven Kulturen durch Scheler zum Zwecke der Erhärtung seiner Behauptungen widerspricht Schütz nicht, merkt dazu jedoch an: „aber diese Ergebnisse zeigen gerade, daß die Technik der Reflexion vom Kind und von primitiven Menschen erst sehr spät gelernt wird und daß sie *in* ihren Handlungen auf ihren Gegenstand gerichtet leben. Sie können dann auch zu Gegenständen ihrer eigenen Handlungen werden.“ (Schütz 1971a, 197)

Die Annahme, man könne sich derart in das Bewusstsein bzw. in den Bewusstseinsstrom des Gegenübers einleben, dass sowohl ich selbst als auch Alter Ego ein und denselben Strom bewusstseinsmäßig durchschwämmen, dass wir also beide desselben Stromes inne wären, ist allein insofern absurd, als sie der Unterscheidung zwischen mir und dem Anderen jegliche Bedeutung nähme. Selbigen oder ähnliche Annahmen oder Tendenzen dazu wie dem Versuch, „konkrete sozialwissenschaftliche Probleme durch unmittelbare Anwendung der Methode der eidetischen Reduktion auf ungeklärte Vorstellungen des Common-Sense-Denkens oder auf ebenso ungeklärte Begriffe der empirischen Sozialwissenschaften zu lösen (...)“, die Schütz bereits gegenüber Edith Stein und Gerda Walther einer kritischen Beurteilung unterzogen hatte (Schütz 1971a, 162 f.), setzte er „DIE GENERALTHESE VOM ALTER EGO“ (Schütz 1971a, 174) bzw. „*die Generalthese der Existenz des alter ego*“ (Schütz 1971a, 201) entgegen und verweist darauf, dass wir „zwischen unserer Erfahrung der *Existenz* des Anderen (...) und unserem Wissen von oder über spezifische *Gedanken* des Anderen unterscheiden müssen“, denn „unsere Erfahrung der *Gedanken* des Anderen ist transzendent, und unsere Annahme der Existenz dieser Gedanken ist daher eine prinzipiell zweifelhafte Annahme“ (Schütz 1971a, 203 f.).

Mit seiner Definition stellt Schütz allerdings auch klar:

„Das *alter ego* ist der subjektive Gedankenstrom, der in seiner lebendigen Gegenwart erlebt werden kann. Um das *alter ego* erfassen zu können, müssen wir nicht etwa so tun, als ob wir den Gedankenstrom des Anderen unterbrächen, noch müssen wir sein ‚Jetzt‘ in ein ‚Soeben‘ verwandeln. Das *alter ego* existiert gleichzeitig mit unserem eigenen Bewußtseinsstrom, wir teilen gemeinsam dieselbe lebendige Gegenwart – mit anderen Worten, wir altern zusammen. Das *alter ego* ist daher der Bewußtseinsstrom, dessen Leistungen ich in ihrer Gegenwart durch meine eigenen, gleichzeitigen Leistungen fassen kann.“ (Schütz 1971a, 201)

Das hier in Rede stehende Problemfeld ist nicht zuletzt in Zusammenhang mit der Fragestellung interessant, bis zu welchem Grade oder ob überhaupt ein Zugang zum alten Menschen oder gar zu alten Menschen mit einer Demenz, auf dem Wege über ‚Objektivationen‘, d. h. über Ausdruckshandlungen und -bewegungen, über den Leib oder Gesten, Mimik etc., möglich ist, wenn Sprache diesbezüglich nicht mehr als ‚Medium‘ bzw. als Zeichensystem verfügbar und gegeben ist.

Es darf angesichts dieser Problematik nämlich nicht übersehen werden, dass der Umkreis des Wahrnehmbaren – nicht nur von schriftlich überlieferten Gegenständen wie Büchern und Texten, sondern auch von Handlungen anderer Personen wie z. B. von Pflegenden – stets „durch die Relevanzen eines Wahrnehmenden“ mitbestimmt und mitgeprägt sind. „Die Annäherung an intersubjektiv nachvollziehbares Verstehen müsste dementsprechend Folgendes leisten (...): 1. das bewusste und kontrollierte Abstrahieren des Interpreten von den eigenen kulturellen Fraglosigkeiten und der eigenen historischen Perspektive (Reflexion der eigenen Vor-Urteile) (...)“ (Soeffner 2019, 171)

Eine weitere, eng mit der vorherigen verbundene Frage ist die nach der ‚Veräußer(lich)ung‘, d. h. nach der äußerlichen Kundgabe von inneren Gefühlen bzw. Gefühlszuständen und Empfindungen wie Erröten bei Wut und Zorn, Scham und Verlegenheit und nach den Möglichkeiten und Grenzen ihrer Deutung und Interpretation?

Auf derartige und ähnliche Fragestellungen wird später – unter Bezugnahme auf entsprechende Gedanken und Analysen A. Schützens im *Sinnhaften Aufbau* (Schütz 1993, Abschn. 23 ff.) – nochmals zurückzukommen sein.

Zumindest indirekt tangieren derartige Frage- und Problemstellungen auch wieder das bereits betrachtete Aufgabengebiet der philosophischen Anthropologie und verdeutlichen den Zweck und die Absicht, an späterer Stelle in dieser Arbeit näher auf Altersbilder und Alternstheorien einzugehen. Dadurch soll u. a. deren großer Einfluss auf unser Denken über gerontologische Themen ganz allgemein sowie über die Lebensphase Alter, über ‚den‘ Prozess des Älterwerdens sowie über Sichtweisen und Annahmen in Bezug auf alte Menschen und Altern im besonderen zutage gefördert und erhellt werden.

VI. Selbstverstehen und Fremdverstehen bei Schütz

VI.1 „Aktuelles“ und „motivationsmäßiges“ Verstehen bei Weber

Die Überlegungen gegen Ende des letzten Kapitels waren auf die Möglichkeit der Erfassung des Bewusstseinsstroms Alter Egos gerichtet. Damit wurde die Konstitution von Sinn im je eigenen Erleben, im Bewusstsein des einsamen Ich verlassen und in den Bereich des Intersubjektiven hinübergewechselt. Mit anderen Worten: Es wurde die „Vorgegebenheit des alter ego und das Postulat der Erfassung des subjektiven Sinns“ (Schütz 1993, 28 ff.) auch der Handlungen eines Gegenübers, einer anderen Person zum Thema gemacht. Wie Schütz meint, setzt dieses

„Postulat der Erforschung des gemeinten Sinnes fremden Handelns (...) bereits implizite eine bestimmte Theorie der Erfassbarkeit des Fremdseelischen und damit eine bestimmte Grundansicht über die besondere Vorgegebenheitsweise des alter ego voraus. Nur wenn angenommen wird, dass auch der Andere mit seinem Verhalten einen Sinn verbinde und diesen Sinn so in den Blick bringen könne, wie ich auf den Sinn meines Handelns hinzusehen vermag, kann überhaupt mit Fug nach dem fremden gemeinten Sinn gefragt werden.“ (Schütz 1993, 28)

Genau diese Frage bildet, wie in Kap. V.1 bereits erwähnt, den Kern von Max Webers Verständnis sozialen Handelns, auf das an dieser Stelle noch einmal in dem Umfang Bezug zu nehmen ist, wie dies zum Verständnis der durch Schütz getroffenen Unterscheidung zwischen *Weil-* und *Um-zu-Motiv* des Handelns dienlich ist.

Max Weber zufolge kann der Begriff Verstehen auf zweifache Art und Weise interpretiert werden. Mit ihm kann zunächst das *aktuelle* Verstehen des gemeinten Sinnes einer Handlung – auch einer Äußerung – gemeint sein. Als Beispiele für diese Art führt er an, wir verstünden aktuell den Satz, dass $2 \times 2 = 4$ sei und bezeichnet diese Variante genauer als „rationales aktuelles Verstehen“ von Gedanken. Von ihr unterscheidet er einerseits „irracionales aktuelles Verstehen“ (Weber 1980, 3) von Affekten, wofür er beispielhaft einen Zornesausbruch, der sich im Gesichtsausdruck niederschlägt, anführt sowie andererseits „rationales aktuelles Verstehen von Handlungen“, das z. B. dann vorliege, wenn jemand nach der Klinke greift, um die Tür zu öffnen. Es kann darüber hinaus als „erklärendes Verstehen“ aufgefasst werden, und zwar wenn wir *motivationsmäßig* begreifen, welchen Sinn eine Person mit dem ausgesagten oder niedergeschriebenen Satz, $2 \times 2 = 4$, verband und warum sie ihn genau zu diesem Zeitpunkt äußerte – z. B. im Zuge einer betriebswirtschaftlichen Kalkulation oder einer technischen Berechnung, und wir uns in der Lage sehen, den ausgesagten oder schriftlich fixierten Satz einem verständlichen *Sinnzusammenhang* zuzuordnen („rationales Motivationsverstehen“; Weber 1980, 4).

Wir verstehen den Griff zur Klinke oder das Anvisieren eines Zielobjektes mit dem Gewehr nicht lediglich aktuell, sondern auch motivationsmäßig, wenn wir wissen, dass der nach der Klinke Greifende das Zimmer betreten möchte, weil er darin seinen Schlüssel vergessen hat oder der Schütze das Tier erlegen will, weil es krank ist (rational) oder weil er sich abreagieren will (irrational). Dazu Schütz:

„All dies sind verständliche *Sinnzusammenhänge*, deren Verstehen wir als *Erklären* des tatsächlichen Ablaufs des Handelns ansehen. ‚Erklären‘ bedeutet also für eine mit dem Sinn des Handelns befaßte Wissenschaft soviel wie: Erfassung des *Sinnzusammenhangs*, in den, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach, ein aktuell verständliches Handeln hineingehört [...] In all diesen Fällen (...) wollen wir den subjektiven Sinn des Geschehens, auch des Sinnzusammenhangs, als ‚gemeinten‘ Sinn bezeichnen (...).“ (Schütz 1993, 34; Schütz zitiert hier Weber; siehe Weber 1980, 4)

Wurde in Abschnitt V.2 dieser Arbeit bereits die Schütz'sche Kritik an Webers Verständnis des Sinnbegriffs erwähnt, so sei nachfolgend auf dessen kritische Auseinandersetzung insbesondere mit den Weber'schen Termini „aktuelles“ und „motivationsmäßiges Verstehen“ näher eingegangen.

VI.2 Kritik an Webers Termini „aktuelles“ und „motivationsmäßiges“ Verstehen durch Schütz

„Gemeinter Sinn“ hat für Weber zum einen die Bedeutung des subjektiven Sinns, den ein Handelnder mit seinem Handeln verbindet und der im aktuellen Verstehen erfassbar ist. Darüber hinaus kann unter dem Begriff aber auch der Sinnzusammenhang verstanden werden, in den ein aktuell verständliches Handeln nach seinem subjektiv gemeinten Sinn hineingehört und der mit Hilfe des erklärenden oder motivationsmäßigen Verstehens erschließbar ist.

Zunächst ist zu fragen, wie der subjektive Sinn von Affekten und Gedanken im aktuellen Verstehen erfasst werden oder – noch grundsätzlicher – ob es sich bei diesen Erlebnissen überhaupt um sinnhaftes Verhalten handelt, was Weber zufolge nur schwer zu entscheiden sei. Wenn ich nämlich, um zunächst auf die Affektebene einzugehen, bei einem anderen Menschen (A) anhand seiner Mimik und Gestik einen vermeintlichen Zornesausbruch wahrnehme, so stehen immer noch folgende fragwürdige Deutungsmuster als Alternativen im Raum: Ob es sich bei der mimisch-gestischen Gebärde um eine heftige Reaktion auf einen außerordentlichen Reiz oder um das Abreagieren eines aufgestauten Emotionspotenzials handelte. „Eine Entscheidung über diese Frage kann im *aktuellen* Verstehen unmöglich getroffen werden. Ich habe zwar die komplizierte Ausdruckshandlung des A als Zornesausbruch ‚aktuell‘ verstanden, über den subjektiven Sinn aber, den A mit dieser Abreaktion möglicherweise verbunden hat, bleibe ich im unklaren.“ (Schütz 1993, 35)

Das Gleiche trifft – wie Schütz im Rückgriff auf Husserl erläutert – hinsichtlich des aktuellen Verstehens von Gedanken, z. B. des Urteils $2 \times 2 = 4$, zu.

„Als Sinn einer Aussage kann 1. das betreffende *Urteil* verstanden werden. Geht aber der Aussagende von schlechthinniger Gewißheit ‚S ist p‘ über zum Vermuten, Fürwahrscheinlich-halten, zum Zweifeln, zur Bejahung oder verneinender Ablehnung, oder auch zur Annahme desselben ‚S ist p‘, so hebt sich 2. als Urteilssinn der ‚*Urteilsinhalt*‘ als ein *Gemeinsames* ab, das *im Wechsel des Seinsmodus* (Gewißheit, Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Fraglichkeit, ‚Wirklichkeit‘, Nichtigkeit), in subjektiver Richtung des doxischen Setzungsmodus sich identisch erhält.“ (Schütz 1993, 35; Schütz zitiert hier Husserl; siehe Husserl 1992b, 224 f.)

Was wir ‚aktuell‘ beim Wahrnehmen eines Urteils verstehen, so fährt Schütz in seiner kritischen Analyse fort, ist offenbar das, was Husserl als den – vom subjektiven doxischen Setzungsmodus unabhängigen – ‚Urteilsinhalt‘ bezeichnet, der nach Webers Dafürhalten den vom Urteilenden „gemeinten“, zu erforschenden subjektiven Sinn ausmacht.

Keine geringeren Schwierigkeiten als die in den vorherigen Passagen skizzierten begegnen uns, sobald wir uns an die Analyse einer Handlung begeben. Zur Illustration der damit verbundenen Problemstellung sei das sowohl von Weber als auch von Schütz angeführte ‚Holzfäller-Beispiel‘ wiedergegeben: Wenn ich über einen Mann aussage, er hacke Holz, so tue ich dies aufgrund der Wahrnehmung der beobachteten Abläufe am Körper dieses Mannes, konkreter: „am fremden bewegten Leib, die Weber als Substrat des aktuellen Verstehens anführt“. Diese oder ähnliche Verstehensakte wie das weiter oben erwähnte Greifen nach einer Klinke oder Anlegen auf ein Zielobjekt mit dem Gewehr, „sind aber bereits verstanden und gedeutet, sobald ich sie ‚Holzhacken‘, ‚nach der Klinke greifen‘, auf ein Tier mit dem ‚Gewehr anlegen‘ benennen konnte“ (Schütz 1993, 36).

Habe ich aber, so ist wiederum zu hinterfragen, mit diesen meinen Deutungsakten der Leibesbewegungen der anderen Person tatsächlich den mit diesen Bewegungen bzw. Veränderungen verbundenen bzw. gemeinten Sinn erfasst? Darüber bleibe ich im Ungewissen, da das Anvisieren mit dem Gewehr möglicherweise der Überprüfung des Visiers, das Holzhacken vielleicht der körperlichen Ertüchtigung und das Greifen nach der Klinke eventuell der Sicherstellung der Schlossfunktion und nicht der Absicht dienen, zu jagen, Heizmaterial zu spalten oder ein Zimmer zu betreten.

Wir können das zuvor Gesagte ganz allgemein auch so formulieren, dass das, was ich im „aktuellen Verstehen“ von Handlungen erfasse, die „objektive Gegenständlichkeit des Handlungsablaufs“ darstellt, die meinerseits gedeutet und in einen Sinnzusammenhang eingestellt wird, der jedoch keineswegs mit dem seitens des Handelnden „gemeinten Sinn“ übereinstimmen muss. Schütz schlägt vor, diesen letztgenannten Sinnzusammenhang als „objektiven“ zu bezeichnen und ihm einen „subjektiven“, den vom Handelnden mit seinem Handeln selbst „gemeinten“ also, gegenüberzustellen (Schütz 1993, 36).

VI.3 Die Unterscheidung zwischen *Weil-Motiv* und *Um-zu-Motiv* des Handelns

Mit der Differenzierung zwischen *Weil-* und *Um-zu-Motiven* wird auf zwei Arten des Verstehens Bezug genommen, die seitens Weber als erklärendes oder motivationsmäßiges Verstehen bezeichnet werden und die ihm zufolge, wie Schütz meint, dazu dienen, den Sinnzusammenhang zu erfassen, „in den *seinem subjektiv gemeinten* Sinn nach ein aktuell verständliches Handeln hineingehört“.

Für diese Variante des Verstehens ist das Vorhandensein gewisser Daten unabdingbar, die dem aktuellen Verstehen (im Sinne Webers) nicht verfügbar sind. Für das motivationsmäßige Verstehen ist nämlich die aus dem Kontext entfernte Momentaufnahme der Tätigkeit auf keinen

Fall ausreichend, denn das erklärende Verstehen setzt „bereits ein gutes Stück Kenntnis der Vergangenheit und Zukunft des Handelnden voraus“ (Schütz 1993, 37).

So muss der Deutende, um nochmals auf die weiter oben angeführten Beispiele zurück zu kommen, aus vergangenen Erfahrungen bereits wissen, dass die Person, die das mathematische Urteil „ $2 \times 2 = 4$ “ fällt, mit einer wissenschaftlichen Abhandlung befasst ist, der Holzfäller, der berufsmäßig mit dem Spalten beschäftigt ist, bei einem Dienstherrn unter Vertrag steht und derjenige, der sich anschickt, die Türklinke herunterzudrücken, einen Gegenstand im Zimmer hinter dieser Tür hat liegen lassen, bevor ich den Sinnzusammenhang deuten kann, in den die jeweilige Handlung hineingehört.

Auf die Zukunft gerichtet muss der um eine Deutung Bemühte davon ausgehen, dass der Holzfäller durch sein Tun die Lohnauszahlung bewirken und der Türöffnende im dahinterliegenden Zimmer seinen Schlüssel tatsächlich finden werde.

„Beide Male ist hier nach dem ‚Motiv‘ eines Handelns gefragt. Unter ‚Motiv‘ versteht Weber ‚einen Sinnzusammenhang, welcher dem *Handelnden selbst oder dem Beobachtenden* als sinnhafter ‚Grund‘ eines Verhaltens erscheint“ (Schütz 1993, 37).

Ebenfalls zweierlei kann gemeint sein, wenn ein Handelnder aussagt, dass ihm ein Sinnzusammenhang als sinnhafter Grund seines Verhaltens erscheine: Zum einen nämlich, dass dieser sinnhafte Grund sich in einer Reihe aufeinanderfolgender Erwartungen zukünftiger Ereignisse bzw. Ergebnisse als Folge des eigenen Verhaltens zeigen werde. Zum anderen, dass ihm diejenigen der bereits abgelaufenen Erlebnisse als sinnhafter Grund erscheinen, die ihn dazu veranlassen haben, genau dieses Verhalten zu realisieren. Im ersten Fall kann das Verhalten als Medium zur Erreichung in den Blick genommener Ziele angesehen werden, im zweiten betrachtet der Handelnde sein jeweiliges Verhalten als das Ergebnis vorvergangener Erlebnisse bzw. als „Wirkung vorgängiger ‚Kausationen“ (Schütz in Anlehnung an Husserl) und die Frage, die er sich hinsichtlich des Motivs seines Verhaltens stellt, bezieht sich darauf, welche der verstrichenen sich von all denjenigen abheben, dass sie den Sinn seines aktuellen Verhaltens bestimmen oder zumindest mitbestimmen.

Weber unterscheidet die eine Frage nicht von der anderen und lässt darüber hinaus, wie Schütz kritisch anmerkt, auch die Problematik außer Acht, ob der *Sinnzusammenhang*, den der Handelnde als sinnhaften Grund seines Handelns supponiert, und der *Sinn*, welchen dieses Handeln für ihn hat, gleichbedeutend seien. Als „Motiv“ bezeichnet er einmal die Orientierung des Handelns an einem zukünftigen Ereignis, das „Um-zu-Motiv“ also, und zum anderen „das ‚Weil‘ des Handelns, (...) den Rückbezug des Handelns auf ein vergangenes Erlebnis, ohne diesen doppelten Gebrauch zu rechtfertigen.“ (Schütz 1993, 116)

Ferner kann diese Kritik, die bereits in Kapitel IV.2 dieser Arbeit ins Spiel gebracht wurde, jetzt noch um den Punkt ergänzt werden, dass die von Weber als motivationsmäßig bezeichnete Art des Verstehens lediglich die Aufdeckung der Motive thematisiert, während der Sinnzusam-

menhang, der dem Beobachter als sinnhafter Grund fremden Verhaltens erscheint, nicht Gegenstand seiner Betrachtung ist. Die alleinige Bloßlegung der Motive kann aber, wie die zuvor angeführten Beispiele verdeutlichen sollten, ausschließlich anhand eines bereits identifizierten Sinns des Handelns selbst erschlossen werden, der als gemeinter Sinn zwar dem Handelnden, nicht jedoch dem Beobachtenden fraglos gegeben ist.

Schütz hält die Weber'sche Unterscheidung zwischen aktuellem und motivationsmäßigem Verstehen bei genauerer Betrachtung für eine willkürliche, weil dem Deutenden in beiden Fällen ein objektiver Sinnzusammenhang vorgegeben und das Erfassen des subjektiven Sinns nicht möglich ist.

Gleichwohl hält Schütz die Differenzierung der beiden Arten des Verstehens durch Weber für bedeutsam, da wir – auf den Hergang des Handlungsverlaufs hinblickend, ihn in actu miterlebend – diesen als Anzeichen eines fremden Bewusstseinsablaufs interpretieren.

„(...) das aktuelle Verstehen von Sinn ist also prinzipiell die Verstehensweise des schlichten Dahinlebens im Alltag der sozialen Umwelt; (...). Im Gegensatz zum aktuellen Verstehen ist das von Max Weber als motivationsmäßig bezeichnete Verstehen nicht an die Bedingung des aktuellen gegenständlichen Ablaufs *umweltlichen* Handelns geknüpft. Jedes Handeln der entfernteren *Mitwelt* und *Vorwelt*, bis zu einem gewissen Grade der *Folgewelt* (...) kann Thema des erklärenden Verstehens sein.“

Voraussetzung beim Verstehen einer Handlung ist nämlich nicht deren *Ablauf*, sondern dass die Betrachtung der Handlung als in Zukunft abgelaufen seiend und somit „als Ausgangs- oder Zielpunkt der oben beschriebenen doppelten Motivationsfunktion angesehen wird“ (Schütz 1993, 41). Jegliches Handeln läuft auf der Grundlage eines Entwurfs ab und orientiert sich am Phantasma der *modo futuri exacti* abgelaufenen Handlung. Dieser Sachverhalt soll anhand eines Beispiels veranschaulicht werden: Wenn ich den Plan gefasst habe, die Universitäts-Bibliothek aufzusuchen, um mir dort ein benötigtes Buch zu entleihen oder, um es anders auszudrücken ‚das In-diese-Institution-Gehen‘ „*modo futuri exacti* als vollzogen phantasiert habe, steht für mich das an diesem Ziel orientierte Handeln in einem Sinnzusammenhang“ (Schütz 1993, 117).

Das hier angeführte Beispiel soll noch einmal verdeutlichen, dass sich jegliches Handeln auf der Grundlage eines derartigen Entwurfs und damit als „*modo futuri exacti* abgelaufen phantasiert“, vollzieht. Dieser Tatbestand kann auch anhand der These formuliert werden, die derart konzipierte Handlung stelle für den Handelnden ein „Um-zu-Motiv“ dar. Sie macht zugleich deutlich, dass das vom Handelnden gesetzte Ziel stets den temporalen Modus des Zukünftigen hat, es sich somit um eine Protention handelt.

Will man nun den *Um-zu*-Motiven die sogenannten *Weil*-Motive gegenüberstellen und jene von diesen abgrenzen, so kann man dabei nicht auf die Umgangssprache zurückgreifen, da letztere nicht zwischen beiden Motivarten unterscheidet. So wählen viele Studierende anlässlich ihres Plans, ein Buch zu entleihen, die sprachliche Wendung, sie begäben sich in die Universitätsbibliothek, *weil* sie ein benötigtes Buch auszuleihen beabsichtigten. Sie wählen diese

Formulierung, obwohl sie ihren Plan zum Zeitpunkt der Absichtserklärung noch nicht in die Tat umgesetzt haben und folglich noch nicht auf die Handlung (als eine erst in Zukunft abgeschlossen sein werdende) zurückblicken können, wie dies mit einem Satz folgenden Wortlautes zum Ausdruck gebracht werden könnte: „Ich bin in die Universitätsbibliothek gegangen, *weil* ich mir ein benötigtes Buch ausgeliehen habe.“

Derartige Sätze, in denen eine geplante und damit in der Zukunft umzusetzende Handlung in einer den Um-zu-Sätzen äquivalenten Weise mit „weil“ zum Ausdruck gebracht wird, bezeichnet Schütz als „unechte Weil-Sätze“ und führt dazu näher aus: „Wir sehen hier wieder ein Beispiel für den doppelten Sinnbezug des Handelns, der einmal als Rückbezug auf den vorhergegangenen Entwurf, das andere Mal, als Orientierung an der durch das Handeln zu verwirklichenden Handlung sichtbar wird.“ (Schütz 1993, 120)

Von den unechten sind die echten Weil-Sätze zu differenzieren, deren Charakteristikum darin besteht, dass sie sich nicht in eine Um-zu-Motivation überführen lassen. Auch dazu ein Beispiel: Wenn man von einem Räuber aussagt, er habe den Geldboten überfallen, um in den Besitz des von diesem transportierten Geldes zu gelangen, so wird damit etwas über das Um-zu-Motiv seiner Tat ausgesagt. Erfolgt des weiteren die Aussage, der Räuber habe den Überfall begangen, um mit der geraubten Geldsumme seine hohen Schulden bei der Bank zu begleichen, so ist zwar die Aussagestruktur die gleiche geblieben, lediglich die Spannweite des dem Räuber supponierten Plans ist umfassender geworden, da die In-Besitznahme des Geldes lediglich als Zwischenziel und die Schuldenbegleichung als letztendliches Ziel seiner räuberischen Handlung fungiert. Treffe ich dagegen die Aussage, der Mann sei zum Räuber geworden, weil er zu seinem Überfall durch seine Frau ‚angestachelt‘ worden sei, so hat diese Aussage einen vollkommen anderen Charakter. Sie hat mit dem Handlungsentwurf des Täters „als monothetischer Setzung von modo futuri exacti phasenweise abgelaufenem Handeln“ (Schütz 1993, 122) nichts zu tun, hat ihren Bezugspunkt nicht im Entwurf des zukünftigen Handelns. Sie geht vielmehr von dem bereits verübten Raub des Mannes aus. „Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen dem Um-zu-Motiv und dem echten Weil-Motiv. Indessen das Um-zu-Motiv, ausgehend vom Entwurf, die Konstituierung der Handlung erklärt, erklärt das echte Weil-Motiv aus vorangegangenen Erlebnissen⁶ die Konstituierung des Entwurfes selbst.“ (Schütz 1993, 123)

Wurden mit den vorangegangenen Betrachtungen zum Selbst- und Fremdverstehen sowie zu den damit verbundenen Aspekten und Formen des Verstehens relativ begrenzte Themen in den Blick genommen, so wendet sich der Verfasser mit dem sich anschließenden Kapitel einer umso komplexeren Thematik zu: der Alltags- und Lebenswelt. Diese Ausführungen greifen u. a. auf diesbezügliche Analysen von Schütz, Schütz; Luckmann, Grathoff, Srubar und Fischer zurück und gehen, über die Betrachtung der beiden Schlüssel-Termini Alltag und Lebenswelt hinaus, auf Phänomene ein, die diese zwei Kernbegriffe konstituieren oder größere ‚Schnittflächen‘ mit ihnen teilen: auf verschiedene Sinnbereiche als Wirklichkeitsbereiche, auf Handeln, Handlung, Sprache und Wirken – letzteres als Sonderform sozialen Handelns –, auf

⁶ und dadurch abgespeichert in der besonderen Weise des ‚passiven‘ Wissens

Schritte der Sinnkonstruktion sowie auf Möglichkeiten und Ansätze der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit überhaupt.

Auf dem Wege der Auseinandersetzung mit den soeben benannten Themen sollen, anknüpfend an zuvor in dieser Arbeit betrachtete Inhalte, im weiteren Verlauf zusätzliche Erkenntnisse, tiefere Einblicke und dienliche Anregungen für die eingangs dieser Arbeit vorgestellte Forschungsfrage und die Annäherung an deren Beantwortung erzielt werden.

VII. Alltagswelt und Lebenswelt: Strukturen, Charakteristika und Rekonstruktionsaspekte als Grundthemen der verstehenden Soziologie und des Schütz'schen Forschungsinteresses

Zum Einstieg in dieses Kapitel und die darin aufgegriffenen Themenkomplexe und betrachteten Untersuchungsgegenstände bedarf es zunächst der inhaltlichen Präzisierung des Alltagsbegriffs als Fundament der auf ihn bezogenen und mit ihm – maßgeblich auch über das Wirken – sich erschließenden Welt. Diese Aufgabe soll mit Grathoff schrittweise bewältigt und in einer ersten Annäherung als

„Alltag' die konkrete und lebendige, umfängliche Fülle der Erlebniserfahrung von Handelnden bezeichnet werden, die aneinander sich orientierend, auf abwesend Andere sich beziehend und auf Zukünftiges zugehend, im historischen und biographischen Bestand einer stets vorgegebenen Gesellschaft ihre Orientierung suchen und ihre Situation definieren.“(Grathoff 1978b, 68)

So muss der Handelnde angesichts einer ständig vorgegebenen Alltagswelt und in Orientierung an ihr, denkend und handelnd seine „eigene“ Welt aufbauen, was nach Sinnkonstruktion verlangt und daher wiederum mit der Herausforderung verbunden ist, sich im Verstehen des Aufbaus jener vorgegebenen Welt „auf die Analyse der *Konstitution* von Sinnvorgaben“ zu stützen. „Alltag' soll dann heißen: dieses stets vorgegebene soziale Konstrukt einer bereits vielfältig vorkonstruierten Welt in ihrer stets konkreten Geschichte.“ (Grathoff 1978b, 68)

An dieser ersten Fassung seiner Alltagsdefinition bemängelt Grathoff selbst deren Unschärfe, beliebige Anwendbarkeit und triviale Allgemeinheit. Er arbeitet sich daher über die Darstellung verschiedener phänomenologischer Auffassungen des Alltagsbegriffs, den Schütz'schen Beitrag zur Soziologie des Alltags und eine abwägende Erörterung der beiden Formulierungen „Phänomenologische Sozialtheorie oder Soziologie des Alltags“ hinsichtlich deren begrifflicher Stimmigkeit innerhalb der theoretischen Diskussion, heran an eine terminologische Präzisierung, die er nunmehr in die Worte fasst: „Alltag ist stets bereits ‚vorgegeben‘, d. h. eine in sozialen Konstruktionen (Sprache, Wissen, Sozialstruktur) vorkonstruierte Welt, die spezifische Stile der Erlebniserfahrung des Alltags (insbesondere: Arbeit) bereits vorgibt. In diesem Sinne ist Intersubjektivität ein lebensweltliches Faktum des Alltags.“ (Grathoff 1978b, 78)

Dies ist auch der Grund, warum im weiteren Verlauf dieser Ausführungen zur Alltagswelt und zu deren tragenden Pfeilern Sinn, Handeln und Handlung, die spezielle soziale Beziehungs- und Handlungsform des Wirkens näher betrachtet wird. Mit dieser Spezifizierung des Handelns und dem mit der vollendeten Handlung gesetzten Sinn werden zudem die in den vorangegangenen Kapiteln primär auf die Sinnsetzungsprozesse im subjektiven Bewusstsein fokussierten Betrachtungen auf solche im Rahmen von sozialen, intersubjektiven Beziehungen ergänzt und erweitert.

Wie aber ist – über die zuvor dargelegten, mit der Struktur der vorliegenden Arbeit verbundenen Absichten hinaus – grundsätzlich das Interesse an einer Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff und der mit ihm verbundenen thematischen Problembereichen zu erklären?

Auch diese Frage soll im Rückgriff auf entsprechende Analysen Grathoffs beantwortet werden, der diesbezüglich ausführte, Schütz hätte den „epistemischen‘ Anspruch einer Soziologie des Alltags (...) aus dem Fundierungsproblem einer allgemeinen Theorie sozialen Handelns abgeleitet“ (Grathoff 1978a, 403). In diese Verlegenheit war letzterer aufgrund des Scheiterns von Husserls Lösungsversuch des Intersubjektivitätsproblems geraten.

Zugleich macht der ehemalige Bielefelder Soziologieprofessor deutlich, dass es sich beim Alltag keineswegs um eine spezifisch phänomenologische Begrifflichkeit handele, hätten sich doch Forscher vor Schütz wie auch solche, die sich nicht gleichermaßen eng wie dieser den Husserl’schen Ideen verbunden gefühlt hätten, derselben Thematik zugewandt, wie z. B. Charles Cooley, George Herbert Mead, Erving Goffman und Henri Lefebvre.

Die alltägliche Lebenswelt wird Schütz und Luckmann zufolge durch den Wirklichkeitsbereich gebildet, der durch das Eingreifen des Menschen und der damit durch ihn bewirkten Veränderungen gekennzeichnet ist und

„den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit ‚schlicht gegeben‘ bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist. Daß freilich jederzeit das bishin Fraglose in Frage gestellt werden kann, ist ein Punkt, mit dem wir uns noch zu beschäftigen haben werden.“ (Schütz; Luckmann 2017, 29)

Weiter oben wurde der Alltag als eine vorstrukturierte Welt bezeichnet, in welcher spezifische Stile der Erlebniserfahrung bereits vorgegeben sind. Mit der exponierten Stellung der Arbeit als einem dieser Stile, in denen alltägliche Erfahrung erworben wird, gelangt man direkt und mühelos zu einem Terminus, der bezüglich seiner Position im Rahmen des Schütz’schen Konzepts und phänomenologischen Problems der Konstitution von Intersubjektivität eine dem Arbeitsbegriff durchaus vergleichbare Stellung einnimmt und ihm gegenüber große Ähnlichkeit aufweist: zum Wirken sowie zu einem seiner Komposita, der Wirkwelt.⁷

Das Wirken kann, wie Schütz; Luckmann feststellen, als unmittelbares wechselseitiges Handeln mit „gewissen Einschränkungen (...) als Grundform allen sozialen Handelns gelten, während man die anderen Formen als Ableitungen dieser Grundform verstehen kann.“ Die ausschlaggebende Dimension, aufgrund der sich unmittelbares wechselseitiges Handeln von den anderen drei Formen gesellschaftlichen Handelns – unmittelbares und einseitiges, mittelbares und einseitiges sowie mittelbares und wechselseitiges – abhebt, ist die, „daß sich der Andere, auf

⁷ Interessante Analysen zu einem ganz anderen Bereich sozialen Handelns, der Alltagswelt und -erfahrung bzw. – um mit Schütz zu reden – „geschlossenen Sinnbereich“, dem der Freizeit bzw. ‚generationsspezifischen soziokulturellen Begegnung‘, bietet der vom Deutschen Zentrum für Altersfragen e. V. herausgegebene Band *Alltag in der Seniorenfreizeitstätte. Soziologische Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen*, Berlin 1987.

den der Entwurf gerichtet ist, in der Reichweite des Handelnden befindet“ (Schütz; Luckmann 2017, 551).

Das zuvor benannte Charakteristikum der Wechselseitigkeit, von Weber mit dem Terminus „soziale Beziehung“ belegt, ist, wie Schütz es begreift, ein Sichverhalten mehrerer, sofern es sich um „ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes“ (Schütz 1993, 213) handelt. Dabei ist es für die Beantwortung der Frage, ob eine soziale Beziehung gegeben ist oder nicht, Schütz zufolge von besonderer Bedeutung, ob eine Chance besteht, „daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht“ (Schütz 1993, 214).

Ohne an dieser Stelle näher auf die Differenzierung zwischen subjektiver und objektiver Chance bei der Identifizierung einer sozialen Beziehung einzugehen, sollen hier verschiedene Grade der Einsichtigkeit erwähnt werden, die sich nach Schütz dem Beobachter zur Feststellung des Vorliegens einer sozialen Beziehung eröffnen.

Der Grad der Einsichtigkeit kann auch aufgefasst werden als das Niveau der Zuordenbarkeit der Anzeichen – verstanden als Kundgabehandlungen – am Leib einer beobachteten Person zu deren Bewusstseinserebnissen. Diese Möglichkeit der Deutung erläutert Schütz folgendermaßen:

„Beobachte ich Mitmenschen bei gemeinsamem Wirken und Werken, so wird mir in der Abfolge von Aktion und Reaktion, in der Zuordnung der Weil-Motive des Einen zu den Um-zu-Motiven des Anderen das Bestehen einer sozialen Beziehung optimal evident. Ebenso wenn ich Kundgabehandlungen, also Zeichensetzungen, deren Deutungsschema mir, auch wenn ich nicht Kundgabeadressat bin, zugänglich ist, als Anzeichen für das Bestehen einer Korrespondenzrelation vorgegeben habe.“ (Schütz 1993, 217)

In welchem Zusammenhang stehen diese Schütz'schen Sätze nun mit dem weiter oben erwähnten Grad der Einsichtigkeit bzw. Deutbarkeit? Er besteht darin, dass jede soziale Beziehung, in deren Rahmen sich ein *Fremdwirken* vollzieht und die wir daher als *Wirksambeziehung* (beide kursiv gesetzten Termini stammen von Schütz; H. B.) bezeichnen können, über einen höheren Deutbarkeitsgrad verfügt als eine, „in der sich nur Akte der *Fremdeinstellung* abspielen und die wir (...) *Einstellungsbeziehung* nennen wollen“ (Schütz 1993, 217).

Wie kann, so gilt es weiter zu fragen, die bloße Annahme des Vorhandenseins einer objektiven Chance „in urteilende Gewißheit“ (Schütz 1993, 218) überführt werden? Um bezüglich dieser Fragestellung Klarheit zu gewinnen, muss der zuvor lediglich Beobachtende zu den beobachteten Personen fragend in direkten Kontakt treten, wodurch er allerdings selbst in eine soziale Beziehung zu den von ihm Befragten tritt.

Wir sind mit diesem Schritt in die Analyse des „*Kontakthandelns*“ hinübergewechselt, die wiederum von unterschiedlichen Formen attentionaler Modifikation geprägt sein kann.

„In ihrer Reinheit und Fülle ist sie (...) an die leibhaftige Vorgegebenheit des umweltlichen Du geknüpft. Als solche ist sie lebendige umweltliche Beziehung oder reine Wirbeziehung. Aus ihr leiten alle nicht der Sphäre der sozialen Umwelt zugehörigen Akte der Fremdeinstellung, alle Deutungsweisen des subjektiven Sinns, alle Möglichkeiten der Blickwendung auf Mitwelt und Vorwelt ihr ursprüngliches und originäres Recht ab.“
(Schütz 1993, 219)

Die Wirbeziehung ist in der Form einer Wirkensbeziehung dann gegeben, wenn der Handelnde einen Akt des Fremdwirkens in der Erwartung setzt, die Zielperson, an die sich dieses Wirken richtet, werde daraufhin eine Reaktion zeigen, werde eine besondere attentionale Haltung einnehmen, und damit eine Fremdeinstellung beziehen, in der er die von mir durch mein Handeln gesetzten Erzeugnisse als Zeugnisse meiner Bewusstseinerlebnisse interpretiert.

Die zuvor angesprochene Beziehung wird gegen Ende dieser Dissertation anhand zweier Formen von Wirkensbeziehung in gerontologischen Praxisfeldern näher betrachtet werden: In der Seniorenberatung anhand der Beziehung zwischen der beratenden und der ratsuchenden Person sowie in der Altenpflege anhand der zwischen pflegender und zu pflegenden Person.

Stellt die zuvor erwähnte Art der Beziehung aufgrund der exponierten Stellung des pragmatischen Motivs auch einen zentralen Bereich des Alltags dar, so dürfen über dessen Betrachtung und Analyse nicht diejenigen Wirklichkeitsbereiche aus dem Blick geraten, die außer und neben ihm die Wirklichkeit samt darin ablaufender intersubjektiver Prozesse mitkonstituieren.

VII.1 Wirklichkeitsbereiche außerhalb der Alltagswelt der natürlichen Einstellung: Geschlossene Sinnbereiche

Die Alltagswelt als intersubjektive Welt hat, wie weiter oben bereits ausdrücklich betont wurde, lange Zeit vor unserer Geburt bestanden und wird von uns – wie dies auch bei unseren Vorgängern der Fall war – als eine geordnete Welt begriffen, in der uns Dinge und Erlebnisse zur Deutung vorgegeben sind. Bei diesen Deutungsakten greifen wir auf ein reichhaltiges Arsenal früherer Erfahrungen, auf das uns verfügbare Wissen zurück. Weil die Alltagswelt keine private, sondern eine intersubjektive Welt ist, die wir gemeinsam teilen und weil sie durch die Arbeit, das gemeinsame Wirken als ein vorrangiges Merkmal gekennzeichnet ist, können wir auch sagen, dass unsere natürliche Einstellung ihr gegenüber pragmatisch geprägt bzw., wie Schütz es ausdrückt, „von einem pragmatischen Motiv beherrscht wird.“ (Schütz 1971a, 239)

Diese Welt des Alltags und Wirkens setzt sich als „ausgezeichnete Wirklichkeit“ („paramount reality“; James) von anderen „sub-universa“ (James) bzw. von „geschlossenen Sinnbereichen (finite provinces of meaning)“, wie Schütz vorzugsweise sagt, ab. Diesen terminologischen Vorzug gegenüber dem Begriff des amerikanischen Vertreters des Pragmatismus begründet Schütz folgendermaßen:

*„Wir sprechen von Sinnbereichen und nicht von ‚sub-universa,‘ weil nicht die ontologische Struktur der Gegenstände, sondern der Sinn unserer Erfahrungen die Wirklichkeit konstituiert. Wir nennen daher einen bestimmten Komplex unserer Erfahrungen – vorausgesetzt, daß diese einen bestimmten Erkenntnisstil aufweisen und in *bezug**

auf diesen Stil nicht nur in sich stimmig, sondern auch untereinander verträglich sind – einen geschlossenen Sinnbereich.“ (Schütz 1971a, 264)

Schütz weist an der angegebenen Stelle seiner Arbeit ausdrücklich auf die Wichtigkeit der Einschränkung „in *bezug auf diesen Stil*“ hin, „weil Unstimmigkeiten und Unverträglichkeiten *einzelner* Erfahrungen – die alle den gleichen Erkenntnisstil aufweisen – nicht notwendig den Entzug des Wirklichkeitsakzents vom ganzen jeweiligen Sinnbereich zur Folge haben, sondern lediglich diese einzelne Erfahrung, oder einzelne Erfahrungen, *innerhalb* dieses Bereiches ungültig machen“ (Schütz 1971a, 264).

Da es in diesem Kapitel der vorliegenden Dissertation zunächst um die Alltags-, sodann um die Lebenswelt als jeweilige Sinnbereiche geht, trifft es sich gut, dass Schütz die erstgenannte als einen geschlossenen Sinnbereich und als die oberste und ausgezeichnete Wirklichkeit („paramount reality“) zudem, beispielhaft heranzieht, um die für sie basalen Merkmale und einige ihrer konstitutiven Bestandteile ihres Erkenntnisstils zu benennen:

- 1) „eine spezifische Bewußtseinsspannung, nämlich das Hell-Wach-Sein, das in der völligen Aufmerksamkeit auf das Leben gründet;
- 2) eine spezifische *Epoché*, nämlich die Ausklammerung des Zweifels;
- 3) eine vorherrschende Form der Spontaneität, nämlich die des Wirkens. (...)
- 4) eine spezifische Form der Selbsterfahrung (das wirkende Selbst als das Gesamt-Selbst);
- 5) eine spezifische Form der Sozialität (die gemeinsame Welt der Kommunikation und des sozialen Handelns);
- 6) eine spezifische Form der Zeitperspektive (die Standardzeit, die im Schnittpunkt der *durée* und der kosmischen Zeit ihren Ursprung hat und als die universale Zeitstruktur der intersubjektiven Welt fungiert).“ (Schütz 1971a, 265)

Weitere Beispiele für „geschlossene Sinnbereiche“ im oben dargelegten Sinne sind die Welt der Träume, der religiösen Erfahrung, der Kunst, die Welt des kindlichen Spiels, des Wahnsinns sowie die der wissenschaftlichen Kontemplation. Als solche sind ihnen allesamt folgende Merkmale zu eigen:

- dass sie über einen besonderen Erkenntnisstil verfügen
- dass innerhalb der jeweiligen Welt sämtliche Erfahrungen hinsichtlich des Erkenntnisstils miteinander verträglich und in sich stimmig sind
- dass jeder dieser Bereiche einen spezifischen Wirklichkeitsakzent erhalten kann, mit Ausnahme den der Wirkwelt.

Nur innerhalb des jeweiligen Wirklichkeitsbereiches obwalten Verträglichkeit und Stimmigkeit der Erfahrungen, die diesem Bereich angehören. Dies ist auch der Grund, warum von „geschlossenen Sinnbereichen“ gesprochen werden kann. Schütz erläutert diesen Sachverhalt folgendermaßen:

„Keineswegs wird das, was innerhalb des Sinnbereichs P verträglich ist, auch innerhalb des Sinnbereichs Q verträglich sein. Im Gegenteil, von P aus gesehen, falls P als wirklich gilt, würden Q und alle zu Q gehörigen Erfahrungen als lediglich fiktiv, ungereimt und

unverträglich erscheinen. Das entsprechende gilt im umgekehrten Fall. (...) Diese Geschlossenheit bedeutet, daß es an Transformationsregeln fehlt, mit denen man die verschiedenen Sinnbereiche in wechselseitigen Bezug setzen könnte.“

Zu einem vorläufigen Abschluss gebracht seien diese Ausführungen zu den Wirklichkeitsbereiche außerhalb der Alltagswelt der natürlichen Einstellung mit dem Hinweis, dass sie alle von unseren Erfahrungen innerhalb der Welt des Wirkens im alltäglichen Leben, die Schütz als den „Archetyp unserer Erfahrung der Wirklichkeit“ (Schütz 1971a, 267) bezeichnet, abgeleitet sind.

Im folgenden Abschnitt wendet sich der Verfasser u. a. der begrifflichen Klärung des Terminus Lebenswelt und seiner definitorischen Abgrenzung gegenüber dem des Alltags und der Alltagswelt zu, um damit einhergehend auch auf methodologische Aspekte und solche der Intersubjektivität und Sinnkonstitution anzusprechen.

VII.2 Die Soziologie der Lebenswelt und die Gesamtheit aller Sinnprovinzen als ihr Gegenstand

Im Rahmen dieser Dissertation wird das Lebensweltkonzept aus dem Grunde eingehend thematisiert, da es im Hinblick auf das Sinn-Phänomen und damit für die hier bearbeitete Themenstellung insgesamt von hervorragender Bedeutung ist. Auf umfassendere theoretische Analysen zur Lebenswelt wird dabei verzichtet (siehe dazu u. a. Husserl 1986, 276 ff.), während auf sie als Methode, in ihrer Bedeutung für fundiertes Handeln in gerontologischen Arbeitsfeldern, in Kapitel IX, insbesondere in den Abschnitten IX.2.2 und IX.2.2.1 dieser Arbeit ausführlich eingegangen wird.

Bevor im Folgenden die begriffsgeschichtliche Entwicklung des Lebenswelt-Begriffs in groben Zügen dargestellt wird, sei zu Beginn auf dessen Mehrdeutigkeit verwiesen. Letztere wird von diversen Autoren konstatiert und an dieser Stelle Heinz Abels als einer von ihnen beispielhaft zitiert. Er beantwortet die Frage, was die alltägliche Lebenswelt sei, sich auf Schütz und Luckmann bzw. auf Schütz allein berufend (Begründung in einer Fußnote aus S. 71 seines Buches), wie folgt:

„Die erste Antwort, die Schütz gibt, ist erhellend: Die alltägliche Lebenswelt ist der Wirklichkeitsbereich, an dem (...) der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt. (...) Ferner kann sich der Mensch nur innerhalb dieses Bereiches mit seinen Mitmenschen verständigen, und nur in ihm kann er mit ihnen zusammenwirken. (...) Die Lebenswelt des Alltags ist folglich die vornehmliche und ausgezeichnete Wirklichkeit des Menschen.“ (Abels 2010, 71 f.; Binnenzitat aus Schütz; Luckmann 2017, 29)

Er fährt fort mit der Feststellung, dass die zweite Definition, die er zitiert, gegenüber der ersten einen ganz anderen Aspekt aufzeige: „„Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet.““ (Abels 2010, 72; Zitat Schütz; Luckmann 2017, 29)

Damit wird deutlich, dass die jeweilige Lebenswelt eines Menschen nicht dessen private, sondern für ihn wie für jedermann eine intersubjektive Welt ist.

Die in den ersten beiden Definitionen angeführte, möglicherweise irritierende Attribuierung der Lebenswelt als alltägliche, schmälert den Nutzen der beiden Definitionen für die hier nachzuweisende Variabilität des Lebenswelt-Begriffs nach Ansicht des Verfassers nicht. Sie scheint sich in diesem Punkt an die Begriffswahl von Schütz; Luckmann (2017, Kap. II B) anzulehnen und taucht in den beiden nachfolgenden Definitionen nicht mehr auf. Grundsätzlich ist allerdings die Unterscheidung zwischen den Begriffen Lebenswelt und Alltag wichtig und die „Differenz (...) ist mit spezifisch phänomenologischen Methoden und Begriffen als lebensweltlicher ‚Zusammenhang‘ zu erarbeiten“ (Grathoff 1989, 93 und 91 ff.).

In die dritte Definition fließt der Gedanke Husserls ein, den dieser in den Mittelpunkt seines Denkens gestellt hat: der der Intersubjektivität nämlich. Die Lebenswelt

„wird erfahren als geteilt in Gemeinsamkeit mit anderen. Wir wissen, dass wir für andere existent sind, und wir wissen auch, dass wir uns wechselseitig wahrnehmen. Wir haben Bedeutung füreinander. Da ich unterstelle, dass die Wirklichkeit, in der wir gemeinsam leben, von den anderen im Prinzip so gesehen wird, wie ich sie sehe, kann ich mit diesen anderen in mannigfache Sozialbeziehungen treten, und diese auch mit mir.“ (Abels 2010, 73)

Die vierte der von Abels angeführten Definitionen zum Terminus Lebenswelt legt schließlich besonderen Akzent darauf, dass wir in dieser so bezeichneten Welt nicht nur leben, sondern dass wir in ihr handeln:

„Die Lebenswelt ist (...) eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert. Wir können sagen, dass unsere natürliche Einstellung der Welt des täglichen Lebens gegenüber durchgehend vom *pragmatischen Motiv* bestimmt ist.“ (Abels 2010, 73⁸; Zitat aus Schütz; Luckmann 2017, 33)

Der Begriff der Lebenswelt hat, um nunmehr auf dessen Begriffsgeschichte einzugehen, eine recht lange Tradition. Er lässt sich bis in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen und wurde schon von Heinrich Heine (1797–1856) in seiner Erzählung *Florentinische Nächte* (1836, 355) gebraucht.

In die (Religions-)Philosophie geht der Terminus erst später ein, nachdem er sich zuvor in der Biologie und Botanik verankert hatte.

Eine zentrale Rolle spielt er dann in der Lebensphilosophie, wo er u. a. von Wilhelm Dilthey (1992), Henri Bergson (1912) und Georg Simmel (1912) aufgegriffen und ebenso zum Thema wird wie bei Edmund Husserl (2012, 1986) und schließlich auch bei Martin Heidegger (1986), der ihn jedoch nur anfänglich und in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* (1986) gar nicht mehr benutzte, sondern als begriffliches Äquivalent das Konstrukt „In-der-Welt-Sein“ ersann und

⁸ Auf die große Ähnlichkeit dieser Explikation mit dem Pragmatismus von W. James sei hier nur nebenbei verwiesen.

dieses als „Grundverfassung des Daseins“ (Heidegger 1986, § 12, 52 ff.) interpretierte und verwendete.

Edmund Husserl beschäftigt sich in dem letzten von ihm veröffentlichten Werk *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie: Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie* (2012) mit der Lebenswelt, dem Zentralbegriff seines Spätwerkes überhaupt. Gerd Brand wählt ihn als Titel zu dem von ihm verfassten Buch *Die Lebenswelt*, das er im Untertitel als eine *Philosophie des konkreten Apriori* (Brand 1971) bezeichnet.

Die Lebenswelt stellt die unterste Dimension der Erfahrung dar, in welcher alle höheren ihren Grund haben.

„Daher wird diese Dimension auch von Husserl als vorprädikative und vorlogische verstanden. Lebenswelt ist somit der Titel für das Grundproblem der genetischen Phänomenologie. Sie ist in diesem Sinne *arché*, Grund des Seins, Grund des Werdens, Grund des Erkennens im Sinne des Aristoteles: Lebenswelt, wo jedes woher und wohin seinen Anfang hat. In die Sprache der Phänomenologie übersetzt ist also Lebenswelt der Inbegriff der elementaren Funktionen des Bewußtseins, die allen Menschen, gleichgültig zu welchen Menschengruppen oder Epochen [sie] gehören, gemeinsam sind. Lebenswelt ist damit der Grund dieses apriori, mit dem überhaupt erst die Möglichkeit zum Vergleich dieser Menschengruppen und Kulturen gegeben wird.“ (1985, XXXVII f.)

Anknüpfend an Husserls Gedanken zur Lebenswelt-Thematik wird letztere auch von Jürgen Habermas in dessen *Theorie des kommunikativen Handelns* (1988) aufgegriffen. Habermas bezieht und bewahrt jedoch insofern eine kritische Position und Haltung gegenüber der phänomenologischen Sichtweise auf die Lebenswelt, als diese sich seiner Meinung nach auf ein „ego-logisches Bewußtsein“ (Habermas 1988, 196) bezieht und insofern das subjektphilosophische Paradigma verlängert.

Die Relevanz der Lebenswelt und des lebensweltlichen Denkens für ein phänomenologisch orientiertes soziologisches Wissenschaftsverständnis legen Schütz und Luckmann in Ihren *Strukturen der Lebenswelt* (2017) unmissverständlich klar. In dem benannten Werk heißt es: „Die Wissenschaften, die menschliches Handeln deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den – in der natürlichen Einstellung verharrenden – Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt.“ Zur näheren Erläuterung dieses Bereiches und des Begriffes, mit dem sie ihn markieren und um den es den beiden Wissenschaftlern geht, ergänzen Schütz und Luckmann ihre diesbezüglichen, zuvor zitierten Ausführungen mit den Worten:

„Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit ‚schlicht gegeben‘ bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist.“ (Schütz; Luckmann 2017, 29)

Im Unterschied zu Husserls Konzept der Lebenswelt, dem eine „bewusstseinstheoretische Schlagseite vorgeworfen“ wird (Srubar 2008, 43), skizziert Srubar „die Grundzüge des sinn-generativen Zusammenhangs (...), von dem die pragmatische Lebenswelttheorie ausgeht“. Anstatt auf letztere an dieser Stelle genauer einzugehen, seien lediglich die drei „konstituierenden Modi der Sinnstruktur der Lebenswelt qua soziale Wirklichkeit“ bzw. die „Momente des sinn-generativen Zusammenhangs“ (Srubar 2008, 44) wiedergegeben, die Srubar benennt und näher erläutert: „Bewußtsein, Handeln und Sprache“ nämlich (Srubar 2008, 44 ff.).

Eine Theorie der Lebenswelt muss auch dem Schütz'schen Verständnis nach pragmatisch aufgebaut und abgefasst sein,

„d. h. als eine, (...) die die kognitiv-pragmatische Mechanik ihrer Konstitution als sinn-hafte Kulturwelt zum Gegenstand hat. Die Einheit der Lebenswelt ist so nicht von dem transzendentalen Nachweis ihrer Intersubjektivität abhängig, sondern wird auf den sinn- und realitätskonstituierenden Charakter des Pragmas als Wirken zurückgeführt. Die transzendente Subjektivität wird durch mundane Sozialität ersetzt.“ (Srubar 1988, 259)

Diese wichtige und weittragende Feststellung wird hier noch einmal angeführt und hervorgehoben, weil sie den entscheidenden Unterschied zwischen den lebensweltlichen Betrachtungen und Analysen seitens Schütz gegenüber den transzendentalphänomenologischen Husserls verdeutlicht.

Schütz sah sich – und dies gilt für Aron Gurwitsch in gleichem Maße – mit der Veröffentlichung von Husserls Krisis-Band im Jahr 1954 durch Walter Biemel zur Klärung seiner Lebensweltkonzeption herausgefordert. Beide Emigranten legen im Zuge dieses Prozesses ihre Distanz gegenüber der Husserl'schen Konzeption in diesem Punkt endgültig fest und festigen dabei zugleich ihre eigene.

Im *Briefwechsel* (Schütz; Gurwitsch, 1985) aus dem Zeitraum 22. November 1953 bis 1. Januar 1956 zwischen den beiden Freunden heißt es dazu:

„(1) Husserls Lebensweltkonzept ist nicht akzeptabel und ‚der phänomenologischen Methode unwürdig‘ (SG 1.1.56). Er scheitert, da er ‚das Problem der Intersubjektivität nicht lösen kann‘ (SG 23.8.54).⁹

(2) Schütz setzt gegen Husserl eine mundane Konstitution der Intersubjektivität als Grundlage der Lebenswelt durch: Das schwierige Problem lebensweltlicher Transzendenzen löst er mit seiner Neukonzeption des Symbolbegriffs, indem er ‚die Struktur der Lebenswelt aus dem Erlebnis der Transzendenz‘ ableitet (SG 13.10.54). (...)

(3) Für Gurwitsch ist die Lebenswelt ein ‚polemischer Begriff‘ (GS 10.9.54), der in der Spannung zwischen der Welt, ‚in der wir leben‘ und der Welt, ‚die die Wissenschaft konstruiert‘, eine ‚Realität‘ bildet.“ (Schütz; Gurwitsch 1985, 336 f.; Kommentar des Herausgebers)

⁹ Die Kürzel 1. SG und 2. GS stehen für 1. Briefe von Schütz an Gurwitsch und 2. für die von Gurwitsch an Schütz.

Ein Aspekt, der in Zusammenhang mit Fragestellungen zum Themenfeld Lebenswelt von hoher Relevanz und Aktualität ist, bezieht sich auf die Begegnung bzw. das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Lebenswelten infolge von Globalisierung, Vertreibung und Migration.

Schütz hat dies aus eigener Betroffenheit leidvoll erfahren müssen, als er mit seiner Familie aus politischen Gründen sein Heimatland Österreich und später auch Europa verlassen musste, um sich in den Vereinigten Staaten von Amerika eine neue Existenz aufzubauen (siehe dazu Kap. V.1 in der vorliegenden Arbeit.)

So tragisch dieses Schicksal auch gewesen ist und so belastend dieser Neuanfang auch war – Schütz konnte aus diesen historischen Ereignissen und biografischen Widerfahrnissen auch Lehren ziehen sowie als Wissenschaftler und Forscher an diesem Umstand auch wachsen: U. a. entstanden vor dem Hintergrund der zuvor erwähnten Erfahrungen Mitte der 1940er Jahre zwei wichtige und interessante Arbeiten, in denen Schütz „wegweisende Beispiele zur Anwendung der Lebenswelttheorie gibt“ (Fischer 2012, 59). Es handelt sich um die Studien a) *Der Fremde* (Schütz 1944) und b) *Der Heimkehrer* (Schütz 1945), in denen zum einen der Versuch eines Fremden geschildert wird, der in einer für ihn neuen Kultur Fuß zu fassen und sich ihr anzunähern bemüht (a) und zum anderen um die Erwartung eines Zurückkehrenden in eine Umwelt, von der er denkt und stets gedacht hat, dass er intime Kenntnis von ihr gehabt hätte und habe und die er nur wieder fraglos annehmen müsse, um sich dort aufs Neue zurecht zu finden (b). Dem Fremden ist daran gelegen, den Sinn der Situation, die sich ihm nicht auf Anhieb erschließt, zu entschlüsseln. Danach erst kann sich nach und nach das Interpretationschema des Fremden ändern,

„bis sich eine Kompatibilität seiner Interpretation mit seinen Erfahrungen einstellt. Ist dies vollzogen, kann eine Transformation und Erweiterung des Wissensvorrats und des Relevanzsystems erfolgen. Der Fremde darf sich also, will er die Spaltung zwischen sich und der Gruppe überwinden, nicht mit dem ihm zur Verfügung stehenden vagen Wissen um die neue Kultur zufrieden geben, sondern muss vielmehr neben der Frage des ‚was‘ (die in-group tut) auch die des ‚warum‘ (die in-group dieses tut) beantworten. Nur so ist die anfängliche Inkongruenz der jeweiligen Relevanzsysteme zu überbrücken und es stellt sich für ihn ein neues Verhältnis zwischen Anonymität und Typizität sozialer Handlungen ein.“ (Fischer 2012, 61)¹⁰

Interessant erscheint dem Verfasser die Feststellung von Endreß,

„dass der Lebensweltbegriff in seiner Verwendung bei Schütz eine interne Gliederung in mehrere ‚geschlossene Sinnprovinzen‘ aufweist, die als wirklichkeitskonstituierende Weltzugänge immer schon eine unaufhebbare Spannung zwischen Vertrautheit und Unvertrautheit (Fremdheit) implizieren. Denn auch wenn man in natürlicher Einstellung mehr oder weniger darum weiß, dass die *eine* Lebenswelt ein plurales Gefüge unterschiedlicher Wirklichkeitsperspektiven darstellt, die jeweils von unterschiedlicher Relevanz für die eigene Lebensführung sind, so sind diese Perspektivierungen selbst jedoch keineswegs aus der Perspektive des für den Alltag, also für die Welt der natürlichen Einstellung eigentümlichen Erkenntnisstils ihrerseits vertraut. Denn für die

¹⁰ Siehe in diesem Zusammenhang. auch Waldenfels 2005, 195 ff.; ders. 2006 und 2013.

verschiedenen Sinnprovinzen sind jeweils unterschiedliche ‚Erkenntnisstile‘ konstitutiv (...).“ (Endreß 2006, 114)

Durch diese Ausführungen wird auch der Zusammenhang zwischen den beiden Termini und Themen Lebenswelt und Alltag bzw. Alltagswelt deutlich, zu deren Interdependenz man im Hinblick auf ihren Entstehungszusammenhang zunächst ganz allgemein sagen kann, dass ohne die vorbereitenden Konzepte Husserls zur Lebenswelt viele daran anknüpfende und darauf aufbauende Ansätze und Gedankengänge rund um den Alltagsbegriff – so bei Schütz und Schütz; Luckmann etc. – kaum vorstellbar wären.

Im Umkehrschluss wiederum erhält die Lebenswelt – und insofern kann mit Recht von einem Verhältnis der Interdependenz gesprochen werden – die „Qualifikation der Alltäglichkeit, sofern sie nicht erst spezifischen, künstlichen Konstruktionen einer Wissenschaftspraxis entstammt¹¹, sondern schon im vor- und außerwirtschaftlichen [!] Leben als Boden und Horizont fungiert“ (Waldenfels 2005, 154 f.).

Eine weitere Sichtweise auf den Zusammenhang der beiden Phänomene bietet Fischer, indem er schreibt:

„Die Lebenswelt ist (...) eine phänomenologische Betrachtungsweise des Alltags, der ihr sodann als die *primäre* und *abgeschlossene Sinnprovinz* in Erscheinung tritt. Sie ist der grundlegende Ort sinnlicher Erfahrung, das Hier und Jetzt des Leibes. (...) Sie wird deshalb als *natürliche Einstellung* bezeichnet, weil in ihr die Welt weitgehend unreflektiert in die Erfahrung des Subjekts tritt. Weitgehend unreflektiert erfolgt dies deshalb, weil das *pragmatische Prinzip* der Lebenswelt, nur auf eine eingeschränkte Reflexion der Erfahrung fokussiert ist. Reflexion erfolgt nur dann, wenn das alltägliche Handeln auf Probleme stößt.“ (Fischer 2012, 51)

Nach Ansicht von Anne Honer schließlich muss festgehalten werden, dass die „Alltagswelt, auf die sich das Augenmerk der Sozialwissenschaften *hauptsächlich* richtet, (...) ‚lediglich‘ der aus pragmatischen Gründen ‚ausgezeichnete‘ Wirklichkeitsbereich der Lebenswelt“ (Honer 2011, 12) ist.

Unabhängig von den teils spezifischen Perspektiven und Positionen, die in den Sozialwissenschaften bzw. in der Soziologie zu den beiden Termini Lebenswelt und Alltag im einzelnen eingenommen und bezogen werden und die mit den vorangegangenen Zitaten und Ausführungen lediglich exemplarisch vorgestellt werden sollten, möchte der Verfasser zum Ende dieses Abschnitts den Alltagsbegriff noch einmal gesondert in den Blick nehmen. Er hält dies für angebracht, weil sich gerade aus und mit ihm zahlreiche weitere, für die in dieser Arbeit behandelte Forschungsfrage wichtige Phänomene und Prozesse wie Sinnsetzung, Sinndeutung, Sinnprovinzen und Sinndifferenzierung, Typisierungen, Transzendenzen und Grenzerfahrungen (im Alter bzw. alter Menschen) ableiten, erläutern und besser verstehen lassen.

¹¹ und damit einer besonderen Sinnprovinz mit eigenständlichem Erkenntnisstil

Phänomene der Sinndifferenzierung sind in Form von alltäglichen bzw. außeralltäglichen Transzendenzen für die Alltagserfahrung charakteristisch. „Denn aus der Perspektive einer Untersuchung der Sinnstrukturierung der Lebenswelt finden die angesprochenen (...) Transzendenzen ihren Ausdruck in Gestalt der Gliederung der Lebenswelt in vielfältige ‚geschlossene Sinnprovinzen‘ (...).“ (Endreß 2006, 88)

Die alltägliche Wirklichkeit, die in dem phänomenologisch fundierten sozialtheoretischen Ansatz von Alfred Schütz insgesamt, vor allem jedoch als „pragmatischer Kernbereich“ seiner Theorie der Lebenswelt einen so bedeutsamen Stellenwert einnimmt, bildet

„das Zentrum menschlicher Realitätserfahrung (...). Die alltägliche Wirklichkeit ist die Wirklichkeitsregion, in die der Mensch vermittelt über seinen Leib eingreifen und die er verändern kann (Raumdimension), in der er sich mit seinen Mitmenschen temporär verständigen und mit ihnen zusammenwirken kann (Zeitdimension) und die von Anfang an intersubjektiv ist (Sozialdimension) (...).“ (Endreß 2006, 83)

Für die menschliche Alltagserfahrung sind nach Schütz zwei Faktoren von besonderer Relevanz und kennzeichnend: Die sogenannten „Grenzerfahrungen“ zum einen sowie die – an späterer Stelle in dieser Arbeit (siehe Kap. VII.2.2.a) eingehender behandelte – „Typik menschlicher Sinnsetzungen, die eine spezifische Gliederung der Lebenswelt in so genannte ‚Sinnprovinzen‘ nach sich zieht“ (Endreß 2006, 85).

Die Strukturierung der Alltagserfahrung, mit der sich Schütz auf Max Webers Unterscheidung zwischen Alltag und Außeralltäglichkeit aufbauend, befasst, erfolgt also erstens durch die Differenzierung von Ich-bezogenen gegenüber Ich-überschreitenden Erfahrungen. „Diese soziokulturell spezifisch ausgeprägte Strukturierung bildet das grundlegende Stabilitäts- und Orientierungsmuster im Alltag.“ Auf mehrfache Weise sehen sich die Menschen im Alltag ‚Grenzerfahrungen‘ gegenüber. Die Welt, die sie jeweils erfahren,

„weist Horizonte auf, die die jeweiligen biografischen Situationen des räumlichen ‚Hier‘ und des zeitlichen ‚Jetzt‘ stets notwendig transzendieren, also über diese subjektzentrierte (...) Konstellation des ‚So‘ hinausweisen. Und zwar nicht nur sozial in subjektiver (Traum, Ekstase) oder intersubjektiver/kollektiver Hinsicht (Familie, Gruppen, Ethnien), sondern auch in zeitlicher Hinsicht (Vergangenheit, Zukunft). (...) Das Phänomen der Erfahrungstranszendenz zeigt dabei unterschiedliche Formen: Neben Transzendenzen, ‚die der Realität der alltäglichen Lebenswelt‘ zugehörig sind, stehen Erfahrungen, die ‚die geschlossene Sinnprovinz der alltäglichen Lebenswelt transzendieren‘ (...). Schütz spricht in diesem Zusammenhang sehr formal von erster, zweiter und dritter Transzendenz (...).“ (Endreß 2006, 85)

Bei den zeitlich-räumlichen und den sozialen handelt es sich um alltägliche Transzendenzen mit jeweils typischen Vergleichbarkeiten, bei den dritten um außeralltägliche Bezüge.

Diese drei sollen nachfolgend – auch darin Endreß folgend – konkretisiert und so ihres als „sehr formal“ beurteilten Charakters entledigt werden:

Auf Zonen, die in der eigenen Reichweite, nicht aber in der einer anderen Person liegen, verweisen alltägliche *zeitlich-räumliche* Transzendenzen. So sehe ich in einer Konversation mit einem Gegenüber Dinge, die dieser nicht wahrnehmen kann, weil sie sich hinter seinem Rücken befinden. Umgekehrt kann jener Objekte visuell erfassen, die zwar in seinem Gesichtsfeld liegen, nicht jedoch in meinem, da ich ihnen gegenüber während des Gesprächs abgewandt bin.

Die andere Person transzendiert in alltäglichen *sozialen* Transzendenzen jeweils die eigene, da Individuen nie mit ihrem Selbst sondern stets als dieser oder jener Rollenträger, besser: als Träger spezieller sozialer Rollen, in eine soziale Beziehung eintreten. Diese Transzendenzen beziehen sich auf das Verstehen von Mitmenschen und die Verständigung mit ihnen. „Bei diesen ‚zweiten‘ Transzendenzen geht es um *kontinuierliche* und grundsätzlich *nicht-kontingente* Grenzerfahrungen.“ (Endreß 2006, 86)

„*Außeralltägliche* Transzendenzen als Phänomene wie beispielsweise ‚Wir-Beziehung selbst‘, die ‚die Alltagsexistenz beider Partner in dieser Beziehung‘ transzendiert, verweisen auf einen ‚geschlossenen Sinnbereich‘ jenseits der Alltagswirklichkeit. (...) Dies gilt beispielsweise auch für den Schlaf und Traum oder Tagtraum, in der Extase oder in Situationen höchster Bedrohtheit, d. h. in so genannten überwältigenden Erfahrungen. Bei diesen ‚dritten‘ Transzendenzen handelt es sich um *prinzipielle* und *strukturell auf andere Wirklichkeiten verweisende* Grenzerfahrungen.“ (Endreß 2006, 86 f.; Binenzitate Schütz 2003, 154)

Mit dem zuvor erwähnten Verweis auf Transzendenzen, die „die Alltagstranszendenz beider Partner“ in einer Wir-Beziehung übersteigen, kann auch der nachfolgend zitierte Hinweis von Endreß in Verbindung gebracht werden:

„Soziologisch von besonderem Interesse ist der sozio-kulturell spezifische Umgang mit unterschiedlichen Formen von Transzendenz. Die Vergesellschaftung und d. h. die soziale Kontrolle des die alltäglichen Relevanzsysteme (zumindest potenziell) gefährdenden ‚Außeralltäglichen‘ wird *räumlich* durch die Schaffung von ‚Enklaven‘ und *sozial* beispielsweise durch die Übersetzung in ‚Spielformen‘ (u. a. ‚verkehrte Welt‘ in Witz und Humor) organisiert.“ (Endreß 2006, 87)

Dieser Hinweis bietet nicht zuletzt Anreize und Anregungen, in gerontologischen Untersuchungen oder Forschungsprojekten der Frage nachzugehen, ob und inwiefern nicht auch gerontopsychiatrische Einrichtungen, sog. „geschlossene Wohnbereiche“ für Menschen mit Demenz z. B., zumindest in Teilaspekten der von Endreß angesprochene Kontroll- und Enklaven-Funktion dienen.

Derartige Perspektiven sind allerdings lediglich Nebenaspekte bei der hier vorrangigen Beschäftigung mit alltäglichen sozialen Transzendenzen als Phänomene in der Lebenswelt. Um die Rekonstruktion der letztgenannten soll es in den nachfolgenden Analysen gehen.

Bei derartigen Bemühungen muss man sich stets des Tatbestandes bewusst sein, dass alle diesbezüglichen Versuche und Anstrengungen niemals so umfänglich und hochgradig gelingen können, dass die jeweilige Rekonstruktion deckungsgleich wäre mit den Ur-Wahrnehmungen,

Ur-Empfindungen, „Ur-Impressionen“ (Husserl), kurz: mit den jeweiligen originären Bewusstseinsinhalten des anderen Menschen. Vielmehr kann und wird es sich dabei stets nur um eine ‚graduelle Annäherung‘ an die ursprünglichen Phänomene im Bewusstsein des anderen (z. B. alten) Menschen handeln. „Was erfaßt werden kann, ist immer nur ein ‚Näherungswert‘ zu diesem Limesbegriff ‚fremder gemeinter Sinn‘, an welchen in unendlichem Progreß Annäherungen erfolgen können.“ (Schütz 1993, 150).

Als zu diesem ‚proredienten Versuch‘ gehörend kann die Gesamtheit der phänomenologisch orientierten Verfahren und methodologischen Konzepte angesehen werden, von denen mit dem Verstehen in dieser Dissertation ein erster Ansatz vorgestellt wird, ohne ihn selbst gliederungsmäßig zu separieren oder hervorzuheben (siehe Kap. VI sowie VIII.4.3). Im Rahmen dieser Arbeit findet sich das Verstehen als Methodenansatz und dessen wesentliche Aspekte in Form ‚textimmanenter‘ inhaltlicher Bestandteile der Kapitel IV, VIII.4.3 und IX wieder.

Mit dem Lebensweltkonzept (Thiersch 2020) und der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (Soeffner 2019) werden an späterer Stelle (siehe Kap. IX.2.2 und IX.2.3) zwei weitere Konzepte gesondert präsentiert, die heuristisch in die gleiche Richtung weisen wie das erstgenannte, das Verstehen, und die ebenfalls dem weiter oben angedeuteten Versuch dienen sollen: der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit der Lebenswelt nämlich, deren Vorstellung sich der folgenden Abschnitt zuwendet.

VII.2.1 Das grundlegende Leitmotiv der verstehenden Soziologie: Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit als Lebenswelt

Nachdem sich in den Human- und Gesellschaftswissenschaften die Ansicht Gehör verschafft und stärkere Berücksichtigung gefunden hatte, dass es in den zu diesen Wissensgebieten zählenden Einzeldisziplinen um soziale Probleme, um (den) Menschen und nicht um ‚leblose Materie‘ gehe und es damit einhergehend eine spezifische, nicht an Mechanistik und Kausalität sondern vielmehr an Geist und Leben orientierte Methodologie zu entwickeln gelte, wurden verstärkt entsprechende methodologische Ansätze und Verfahren entwickelt.

Dabei bemühte man sich häufig, an die aristotelische Tradition anknüpfend und darüber hinaus an diesbezügliche Gedanken und Analysen Wilhelm Diltheys, um eine „kritische Antipode zur positivistischen Wissenschaftskonzeption“, und es entwickelte in den eingangs benannten Wissenschaften mit der Hermeneutik ein spezifisches und angemessenes Verfahren. „Als ‚ars interpretandi‘ entstand sie bereits in den Anfängen abendländischer Geistesgeschichte (...) und entwickelte sich v. a. in den grossen Krisen der Überlieferung (...).“ (Eberle 1984, 72; zur Geschichte der Hermeneutik verweist Eberle an dieser Stelle auf Gadamer 1974, Hufnagel 1976, Pöggeler 1972 und Diemer 1977.)

Worin ist nun, so ist genauer zu fragen, die spezifische Auslegung bzw. Ausbildung des Verstehens-Begriffs in der Soziologie zu sehen?

Die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit und mit ihr die Aufklärung des Zusammenhangs der Sinnhaftigkeit von Handlungen, kann als das grundlegende Leitmotiv der verstehenden Soziologie bzw. der phänomenologischen Forschung betrachtet werden, womit die gegen Ende des letzten Abschnitts erwähnten Verfahren und methodologischen Konzepte dieses Zweiges der Soziologie noch einmal eine grundsätzliche Rahmung erhalten und in ihrer theoretischen Bestimmung besser verständlich werden.

Dass die soziale Wirklichkeit als Forschungsbasis und -feld seitens Schütz dann nochmals begrenzt, fokussiert und als Wirkwelt interpretiert wird, kommt in folgendem Zitat aus einem von Schütz an Gurwitsch gerichteten Brief zum Ausdruck: „Ich glaube, daß die Realität der Welt des täglichen Lebens auf ihrer Struktur als Wirkwelt beruht.“ (Schütz; Gurwitsch 1985, 247, Beilage Anm.) Diese Eingrenzung bzw. Fokussierung sei hier nochmals kurz vermerkt – sie wurde weiter oben (siehe Kap. VII.1) bereits thematisiert und auf sie wird später noch vertiefend eingegangen – in Zusammenhang mit der Rolle des Wirkens und der Wirkensbeziehung bei der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit der Lebenswelt allgemein (siehe Kap. VII.2.2.2) sowie bei der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit als der Lebenswelt älterer und älterer Menschen im Besonderen (siehe Kap. IX.1.2).

Aus einer sozialphänomenologischen Forschungsperspektive können mit Grathoff (1989, 122 ff.) mehrere „Sinndimensionen“ voneinander unterschieden werden, wie das „Handeln“ als eine erste, „Subjektivität“ als eine weitere, sodann „Intersubjektivität als originäre lebensweltliche Sinndimension“, „Generationen“ als eine vierte, die „vielfältiger Realitäten“ als vorletzte und schließlich „Wissenschaft als eine notwendige Sinndimension der Lebenswelt“ und als „für ihren Zusammenhang hinreichend“ (Grathoff 1989, 3) einzuschätzende.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Arbeit auf einzelne dieser Dimensionen zurückgegriffen, sie an geeigneter Stelle und in angemessenem Umfang mit Inhalten und Verweisungsaspekten in Verbindung gebracht, die ihm für das von ihm verfolgte Forschungsinteresse von Belang zu sein schienen (siehe dazu Kap. V.4.2 und V.3, Unterpunkt c).

Im Folgenden werden, in vorbereitender Absicht zu den sich anschließenden, für das Forschungsthema dieser Arbeit durch den Verfasser selbst ausgewählten, ihm sehr wichtig erscheinenden Rekonstruktionsaspekten zur Analyse sozialer Wirklichkeit, zunächst drei der von Grathoff erwähnten „Sinndimensionen“ aufgegriffen und untersucht: a) „Handeln“, b) „Intersubjektivität“ und c) „die lebensweltliche Sinndimension vielfältiger Realitäten“ (Grathoff 1989, 3, zu a) S. 131 ff.; zu b) S. 136 ff.; zu c) S. 142 ff.).

Sie bilden den Rahmen und die Basis für die sich anschließende Betrachtung und Analyse der drei seitens des Verfassers selbst gewählten Dimensionen bzw. Ansätze oder Aspekte: a) Rekonstruktion als Nachvollzug der Sinnsetzungsprozesse (Kap. IX.1.1), b) Analyse und Rekonstruktion des Wirkens als sinnorientiertes Handeln (Kap. IX.1.2) und c) die – mit dem vorherigen Aspekt in engstem Zusammenhang stehende – Rekonstruktion der Erzeugung von In-

tersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen (Kap. IX.1.3). Insbesondere bei der letztgenannten, der ‚Intersubjektivitäts-Dimension‘, wird versucht, durch eigene Akzentuierungen, Gedankengänge und Perspektiven die Ausführungen Grathoffs zu ergänzen.

Die drei ‚selbstgewählten‘ oben angeführten Rekonstruktionsaspekte werden später (siehe IX.1 ff.) wieder aufgegriffen, um sie dort mit dem Sonderaspekt der Analyse der Lebenswelt als sozialer Wirklichkeit älterer Menschen in Verbindung zu bringen und ausführlich zu untersuchen.

VII.2.2 Besondere Aspekte der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit

Dass die Sinndimension des Handelns für die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit bedeutsam ist, kann man sich anhand des Verweisungscharakters des Handelns auf die Sinn- und Zeitstruktur bewusst machen, die mit Hilfe entsprechender Handlungsanalysen expliziert werden können (siehe dazu Kap.V.4.2 und V.4.3). Dazu Schütz; Luckmann:

„Der Handelnde lebt ja nicht für sich allein, sondern in einer Sozialwelt. Sein Handeln und Nicht-Handeln hat bemerkbare Folgen für Andere, ebenso wie das Handeln und Nicht-Handeln anderer Menschen merkliche Folgen für ihn hat. Handeln, eine subjektive Bewußtseinsleistung, ist zugleich *die* Voraussetzung für den Aufbau der Sozialwelt.“ (Schütz; Luckmann 2017, 451 f.)

An anderer Stelle äußern sich beide Autoren ganz konkret zum Zusammenhang zwischen Handeln, Sinn und Zeit, indem sie schreiben:

„Handeln (...) erhält seinen Sinn – genauer: seinen aktuellen Sinn als Handeln – vom Entwurf: Im Entwurf wird das Handlungsziel in der Vorstellung vorweggenommen; auf dieses Ziel beziehen sich die einzelnen Handlungsschritte. Vom Entwurf her soll jeder Schritt näher zum Ziel führen; jeder Schritt wird gemacht, um – Schritt für Schritt – an das Ziel zu gelangen.“ (Schütz; Luckmann 2017, 471)

So könnte man über die zuvor dargelegten Zusammenhänge zwischen Handeln und Zeit sowie unter Hinzuziehung der indirekt ebenfalls angesprochenen Phasen der Zielplanung, der schrittweisen Realisierung im Handeln sowie auf die abgeschlossene Handlung als Ergebnis bzw. Zielerreichung, des weiteren auf übergeordnete Handlungssysteme wie den Lebenslauf sowie schließlich auch auf die verschiedenen Motivations- oder Relevanztypen, die den Ansporn zur Erreichung der Etappen bzw. des Ursprungsziels beflügeln, übertragen.

In diesem Sinne kommen Schütz; Luckmann nochmals zu Wort mit der Reflexion zuvor von ihnen getätigter Analyseschritte: „Entwurf und lebensgeschichtliche Bedingtheit des Handelns haben wir in den Analysen der Relevanzstruktur als Motivation im Um-zu- und Motivation im Weil-Zusammenhang genau untersucht.“ (Schütz; Luckmann 2017, 472)

Damit sollte der Nachweis erbracht worden sein, dass die erste der drei beispielhaft ausgewählten Sinndimensionen, das Handeln, sehr wohl als Basis und Rahmen für die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit ganz allgemein sowie im Hinblick auf die nachfolgend zu untersuchenden Aspekte der Rekonstruktion, herangezogen werden kann.

Als nächstes soll der Frage nachgegangen werden, ob diese Tauglichkeit und Nützlichkeit auch bei der zweiten von Grathoff angeführten Sinndimension, der Intersubjektivität, gegeben ist, von der an anderer Stelle ebenfalls bereits die Rede war (siehe Kap. V.2.2.3) und die als ein auch vom Verfasser selbst gewählter Rekonstruktionsaspekt noch thematisiert werden wird (siehe Kap. VII.2.2.3 sowie Kap. IX.1.3).

Obwohl behauptet werden könnte, auf die soeben gestellte Frage sei mit den bereits erfolgten Ausführungen zum Begriff ‚Handeln‘ zumindest teilweise und indirekt bereits positiv geantwortet worden, sollen ergänzend noch weitere, direkte Antworten geliefert werden, zumal es sich bei der hier angesprochenen Sinndimension um eine – wie Grathoff schreibt – „originäre lebensweltliche“ (Grathoff 1989, 136) handelt.

Die zuvor in Aussicht gestellten Antworten würde man bei Husserl vergeblich suchen. Sein in der fünften der *Cartesischen Meditationen* (Husserl 1992) unternommener Versuch, das Problem des Alter Ego zu lösen, scheitert, wie Schütz kritisch feststellt indem er Husserl zur Last legt, dass dieser „alle konstitutiven Leistungen eliminiert, die unmittelbar oder mittelbar auf die Subjektivität von Anderen verweisen. Dies geschieht, indem von allem ‚Sinn‘ abstrahiert wird, der auf Andere verweist, indem also der natürlichen Umwelt ihr intersubjektiver Charakter entzogen wird.“ (Schütz 1971a, 191)

Erfolgversprechender ist es, sich statt der Lösungssuche im transzendentalen Bereich mit Schütz „der mundanen Sphäre unserer Lebenswelt zuzuwenden“ (Schütz 1971a, 193). Die mit dieser von Husserls transzendentalem Ansatz sich abwendende und neue, „mundane Perspektive“, die Schütz (endgültig im Pariser Exil) einnimmt, ist auch der Grund, warum auf das Wirken als besondere Form der Intersubjektivität mehrfach in dieser Arbeit eingegangen und dem Thema seitens des Verfassers relativ viel Raum und große Aufmerksamkeit zugestanden wird.

Mit seiner „These ‚mundaner‘ Intersubjektivität“ eröffnet Schütz ergiebige und lohnenswerte Forschungsfelder und Studien u. a. „der Stile alltäglicher Sozialitäten und sozialer Welten (z. B. Milieuanalysen)“ (Grathoff 1989, 137).¹²

Auch für die Handlungstheorie liefert der Schütz’sche Ansatz vermittelt seiner im Handlungs- umgang mit Symbolen konstituierenden Intersubjektivität wesentliche Impulse. „Lebenswelt- forschung soll die ‚Urerfahrung des ‚Wir‘ klären, Intersubjektivität als soziale Konstituente von Milieu und Gesellschaft aufzeigen“. (Grathoff 1989, 137)

Wichtiger in diesem Zusammenhang ist allerdings, deutlich herauszustellen, dass Wir- haf- tigkeit und Intersubjektivität nicht – wie etwa bei Habermas – durch Kommunikation fundiert wird („Die *Lebenswelt* verdankt ihre Gewißheit ‚einem in die Intersubjektivität sprachlicher Verständigung eingebauten sozialen Apriori‘“, Habermas 1988, 198–202) sondern dass umge- kehrt im Vorsprachlichen die Grundlegung des Sprachlichen und in der Intersubjektivität die Grundlegung von Kommunikation und Sozialität zu suchen sind. Daher stellt Grathoff fest: „Sinn als intersubjektiver Sinn ist vor-semantisch (Schütz: ‚untersprachlich‘ – Schütz 1981,

¹² Siehe dazu auch die Arbeiten von Girtler 1998a, 1998b, 2012, 2013.

329). Von der Perspektive des Subjektiven zur Reziprozität der Perspektiven in der Intersubjektivität erstreckt sich eine komplizierte Sinndimension, die es noch aufzuklären gilt.“ (Grathoff 1989, 137)

Mit diesen Ausführungen sollte hinsichtlich der zweiten Sinndimension nachgewiesen sein, dass auch sie als Fundament und Rahmen zur Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit bzw. zur weiter unten anstehenden Untersuchung dreier selbst gewählter Aspekte der Rekonstruktion, dienlich sein kann.

Diesen Nachweis gilt es nun auch noch für die dritte lebensweltliche Sinndimension, die der vielfältigen Realitäten, zu erbringen, wobei sich der Verfasser in diesem Punkt auf wenige Aspekte beschränken wird, da diese Dimension bereits in Abschnitt VII.1 ausführlicher durchleuchtet wurde.

Bei den nachfolgenden ergänzenden Ausführungen ist wiederum eine Orientierung an einer entsprechenden Textpassage aus dem Schütz'schen Werk (konkret aus Band I seiner *Gesammelten Aufsätze*, Schütz 1979a, 268 ff.) hilfreich, in der sich Schütz zu den vielfältigen Realitäten bzw. zu den „geschlossenen Sinnbereichen“ äußert und wichtige Hinweise liefert. Schütz merkt dort an, es

„wäre eine interessante Aufgabe, diese geschlossenen Sinnbereiche nach ihrem konstitutiven Prinzip, dem Grad unserer Bewußtseinsspannung, die mit der Abwendung unserer Aufmerksamkeit vom Alltag geringer wird, systematisch anzuordnen. Eine solche Analyse würde zeigen, daß mit zunehmender Abwendung vom Leben die fraglich gewordenen Teilbereiche der alltäglichen Wirkwelt immer größer werden: die *Epoché* der natürlichen Einst[e]llung, die jeden Zweifel ausschaltet, wird von anderen Arten der *Epoché* ersetzt.“ (Schütz 1979a, 268)

Es könnte beispielsweise eine lohnenswerte Aufgabe sein, bestimmte wahnhaftige Störungen bei Patienten in der Psychiatrie oder Gerontopsychiatrie als Formen des Außer-Kraft-Setzens der Alltäglichkeit oder der natürlichen Einstellung durch Einklammerung bzw. *Epoché* aufzufassen, ebenso wie Demenzen, durch die der „intersubjektive Charakter des Alltagswissens“ (Schütz 1971a, 11) verlorengelht und infolgedessen auf Typisierungen ebenso wenig zurückgegriffen werden kann wie auf die Formen grundlegender Idealisierung, die Schütz in seinem soeben zitierten Aufsatz anspricht (Schütz 1971a, 13).

Einer Herausforderung vergleichbarer Art sah sich z. B. Sancho Pansa in dem Cervantes-Roman *Don Quixote* (1605/1615) angesichts der Widerfahrnisse seines Herrn in dessen Wahnwelt bzw. „geschlossenem Sinnbereich“ gegenüber, ein Thema, dessen sich Schütz in einer weiteren Arbeit annahm (siehe Schütz 1972, 102–128) und zu der Grathoff schreibt: „Sein (...) Essay *Don Quixotte und das Problem der Wirklichkeit* zeichnet in den verschiedenen Sinn- und Verstehensstufen jene Handlungswelten nach, die ständig an die Plausibilitäten des Sancho anstoßen und dennoch eine bemerkenswerte logische Konsistenz in den ‚irren‘ Interpretationen des Don Qichotte finden.“ (Grathoff 2010, 42)

Wer je in seiner beruflichen Praxis mit Menschen konfrontiert war, die an einer ausgeprägten wahnhaften Störung litten, der weiß, durch welche ausgeklügelten, d. h. ‚in sich stimmigen‘ Wahngebäude und -systeme Betroffene die Leere einer aus subjektiv empfundener Notwendigkeit heraus gesetzten Epoché ‚aufzufüllen‘ bzw. ‚zu ersetzen‘ in der Lage sind (ganz zu schweigen von der oft vergeblichen Mühe, derartige ‚Gebäude‘ oder Systeme durch ‚Korrekturen‘, ‚Klarstellung‘, ‚objektive Wahrheiten‘ oder ‚objektiv richtige‘ Gedanken und Wahrnehmungen zu begegnen!). (Siehe dazu u. a. Blonski 1996.)

Nunmehr soll jedoch zur Beantwortung der noch im Raum stehenden Frage zurückgekehrt werden, ob auch für die dritte der von Grathoff angeführten Sinndimensionen, die lebensweltliche Sinndimension vielfältiger Realitäten, die Aufklärung des Zusammenhangs von Sinnhaftigkeit und Realität als Basis und Rahmen bzw. als Leitmotiv für die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit herangezogen werden und von Nutzen sein kann.

Diesbezüglich stellt Grathoff selbst fest, dass im Hinblick auf das spezielle Thema der dritten Sinndimension das zuvor erwähnte und bewährte Leitmotiv allgemeiner *phänomenologischer* Forschung nur in begrenztem Umfang gelte. „Nicht die Frage, *was* man für real zu halten hat (...), sondern enger: inwiefern und auf welche Weise ist Handeln auf vielfältige Handlungsrealitäten verwiesen und aufzuklären, will man das Verstehen sozialen Handelns in der strengen Weise als Forschungsmotiv der Soziologie erhalten, wie es Max Weber einst verlangte.“ (Grathoff 2010, 142)

Die bereits in Zusammenhang mit den beiden anderen Sinndimensionen wiederholt angesprochenen Fundierungs- und Rahmungsprämissen sind mit der dritten Sinndimension, der der vielfältigen Realitäten, insofern gegeben, als „symbolische Verweisungen zwischen allen Sinnprovinzen bestehen, also auch zu jener ‚ausgezeichneten Sinnprovinz‘ des Alltags, dessen finiter Sinnzusammenhang alltägliche Symbole generiert. Die Realität der Welt des täglichen Lebens soll ‚auf ihrer Struktur als Wirkwelt‘ beruhen“. (Grathoff 2010, 142)

Damit ist die Vorstellung der drei von Grathoff angeführten Dimensionen abgeschlossen. Mit den nachfolgenden Ausführungen zu den drei vom Verfasser gewählten Sichtweisen auf die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit: dem Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses, der Analyse des Wirkens und der Erzeugung von Intersubjektivität werden, vor dem Hintergrund und in Ergänzung der seitens Grathoff identifizierten und soeben untersuchten, drei weitere Sinndimensionen analysiert, die, wie nachzuweisen sein wird, für die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit als Lebenswelt – auch und vor allem der älterer Menschen – von entscheidender Bedeutung sind.

VII.2.2.1 Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses

Der Rückgriff auf drei weitere Sichtweisen im Zuge der Betrachtungen des Rekonstruktionsprozesses sozialer Realität mag zwar den Anschein erwecken, als werde mit diesem Vorgehen

ein komplexer Handlungszusammenhang, der eigentlich eine prozessuale Einheit darstellt, ungerechtfertigter Weise zerlegt und damit das soziale Handeln ebenso wie das Verstehen seines Sinnes, unnötig erschwert.

Vielleicht erweist sich diese scheinbare Willkür aber im Nachhinein als geschickt, da sich mehrdimensionale Gegebenheiten durch Aufgliederung und die damit verbundene Reduzierung ihrer Komplexität oft leichter durchblicken lassen und ihre anschließende Wiedervereinigung nicht selten zu einem Verständnis und zu Einsichten auf einem gehaltvolleren Niveau führen.

Bei der Rekonstruktion der *sozialen* Wirklichkeit wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass mit dem Sinnsetzungsprozess ein sozialer Schritt gemeint sei, der sich an einen („alter ego“; Husserl, Schütz) oder an eine Mehrzahl anderer Menschen richtet, dem bzw. denen mit der Setzung des Sinns auch dessen Deutung aufgegeben ist. Wie geht dies nun genau vonstatten?

Schütz veranschaulicht den Vorgang der Sinnsetzungs- und Sinndeutungsakte im Zuge des Fremdverstehens am Beispiel eines Redners und eines ihm Zuhörenden, betont aber:

„Das echte Fremdverstehen der Bewußtseinsakte des Zeichensetzenden erfolgt in Gleichzeitigkeit oder Quasi-Gleichzeitigkeit auf eben dieselbe Art, wie das echte Fremdverstehen nicht kommunikativer Handlungen (...). Der Deutende entwirft die wahrgenommene Setzung gedeuteter Zeichen als ein von ihm zu setzendes Handeln und kann in einer Phantasie des Setzens seine Bewußtseinserlebnisse bei dem nach diesem Entwurf orientierten Handeln intentional fixieren. Er deutet also den subjektiven Sinn des Zeichens, welchen der Andere setzt, als wäre es ein von ihm gesetztes Zeichen. Freilich geht in diese Deutung die gesamte Erfahrung des Deutenden von dem das Zeichen Setzenden, von dem diesem eigentümlichen Ausdrucksschema und Ausdrucksgewohnheiten ein (...).“

Für den Zeichensetzenden, so führt Schütz weiter aus, gelte Ähnliches: Er setze Zeichen mit der Absicht, von dem bzw. den Sinndeutenden verstanden zu werden.

„Und zwar sollen die zu setzenden Zeichen nicht nur in ihrer objektiven Bedeutungsfunktion, sondern als Ausdruck für die Erlebnisse des Sinnsetzenden verstanden werden. Sein Hörer soll nachvollziehend verstehen, was mit seiner Rede gesagt ist. Der Redende antizipiert *modo futuri exacti* im Entwurf seiner Rede den Sinnzusammenhang, der sich beim Hörenden in der Deutung phasenweise aufbauend vollziehen soll.“ (Schütz 1993, 177)

Die Soziologie muss – diese Maßgabe lässt sich mit Endreß aus den zuvor wiedergegebenen Analysen ableiten und verallgemeinern –

„konsequenterweise die Konstitutionsprozesse in den Blick bekommen, in denen sich Sinnsetzungen aufbauen. (...) Und in diesem Zuge hat sie nicht nur zu klären, was Sinnsetzung im Handeln in subjektiver, sondern auch, was Sinnsetzung in intersubjektiver Hinsicht bedeutet. Denn die Welt ist, wie Schütz betont, von Anfang an immer schon eine intersubjektive Welt (...).“ (Endreß 2006, 104)

Über die Quellen, auf die bei den vorangegangenen Ausführungen zurückgegriffen und Bezug genommen wurde, hinaus, sei hier eine zusätzliche erwähnt und darauf hingewiesen, dass die

Thematik *Sinngebung und Altern* bereits in den 1980er Jahren durch Nies und Munnichs aufgegriffen und dabei wichtige Aspekte, von den Herausgebern als „Korrelate der Sinngebung“ bezeichnet, analysiert wurden wie „Verpflichtungsgefühle“, „Einstellung zur Zeit“ sowie „Selbstwert und Selbstkonzept“ (Nies; Munnichs 1993; III).

VII.2.2.2 Analyse des Wirkens als sinnorientiertes Handeln

Bereits die einfachsten Wirkensbeziehungen im täglichen Leben setzen eine Aneinanderreihung bzw. eine sequenzielle Abfolge von Konstruktionen des Alltagsdenkens voraus, wie anhand der Wirkensbeziehung zwischen Mitmenschen – so z. B. im Miteinander beim Fragen und Antworten – mühelos verdeutlicht werden kann: Schon wenn ich meine Frage entwerfe, gehe ich davon aus, dass derjenige, an den ich die Frage richte, mein Handeln als Frage, d. h. meine an ihn gerichtete Äußerung des Fragesatzes, verstehen wird. Des Weiteren unterstelle ich, dass sein Verstehen ihn dazu veranlassen wird, handelnd so zu reagieren, dass ich sein Verhalten als eine angemessene Antwort werde begreifen können.

Wenn ich also an meinen Arbeitskollegen im Büro die Frage richte: „Wo ist das Briefpapier?“ und der Gefragte mit dem Finger auf das Fach im Regal zeigt, wo sich das Papier befindet, so setzt dies voraus, dass das Verstehen meines Um-zu-Motivs (ich stelle die Frage, um in den Besitz des gerade benötigten Schreibutensils zu gelangen), zum Weil-Motiv der um Beantwortung ersuchten Person wird – deren Fähigkeit und Bereitschaft dazu vorausgesetzt –, den zielführenden Hinweis zum Ablageort des Briefpapiers zu geben, wovon ich mit meiner Frage ursprünglich ausgegangen war.

Schütz stellt den geschilderten Ablauf in einen allgemeineren Zusammenhang, wenn er schreibt: „Ich nehme in Übereinstimmung mit meinem verfügbaren Wissensvorrat an, daß er von denselben Motivtypen geleitet wird, die mich und viele andere früher in typisch ähnlichen Umständen geleitet haben.“ Er verweist in diesem Zusammenhang des Weiteren auf die „Konstruktionen des Alltagsdenkens“,

„die (...) alle auf der Idealisierung gegründet sind, daß die Um-zu-Motive des Handelnden zu Weil-Motiven seines Partners werden und umgekehrt. Wir nennen dies die *Idealisierung der Reziprozität der Motive*. Offensichtlich hängt diese Idealisierung mit der Generalthese der Reziprozität der Perspektiven zusammen, da sie impliziert, daß die dem anderen zugeschriebenen Motive meinen Motiven oder den Motiven Anderer in typisch ähnlichen Situationen typisch gleich sind (...).“ (Schütz 1971a, 26)¹³

Mit dem oben angeführten Beispiel und dem allgemeinen Zusammenhang, den es repräsentiert und der im zuvor erwähnten Schütz-Zitat klar hervortritt, die Wirkensbeziehung nämlich, wird auch deutlich, dass diese Beziehung von der Möglichkeit der Verschränkung der Handlungsentwürfe der in ihr Handelnden lebt.

Diese Verschränkung und wechselseitige Bezogenheit der Perspektiven tritt mit all ihren Facetten und Problemen – dies sei hier nur beiläufig erwähnt, um an späterer Stelle nochmals

¹³ Siehe dazu auch die Ausführungen des Verfassers in Kap. VI.3 dieser Arbeit.

aufgegriffen und eingehender analysiert zu werden (siehe Kap. IX.2.2) – in Dyaden unter Beteiligung von Menschen mit Hilfe- oder Beratungsbedarf, wie sie beispielsweise in Pflege-, Betreuung- und Versorgungsprozessen in Pflegeeinrichtungen, aber auch in Ämtern und Behörden und zahlreichen Privathaushalten häufig den Alltag bestimmen und angeboten werden, besonders deutlich hervor und steht im Zentrum der Beziehungen der Beteiligten zueinander sowie der zwischen ihnen ablaufenden Prozesse und Handlungen.

Das interpersonelle Geschehen kann – je nach gesundheitlichem Zustand, dem Grad oder der Art der Erkrankung (Bsp.: wahnhaftige Störungen, Demenz) – mehr oder minder beeinträchtigt bzw. auf einen Limesbereich eingegrenzt sein und im Extremfall die Gefahr in sich bergen, vollständig zum Erliegen zu kommen und zu erlöschen oder sich „im Bewußtsein isolierter Ego-Monaden“ (Srubar 1988, 123) zu verlieren.

An dieser Stelle geht es allerdings noch nicht um derartig eingeschränkte Bedingungen oder Beeinträchtigungen des Handelns und der Interaktion. Sie sollen erst später aufgegriffen und eingehender untersucht werden, während es einstweilen um die Analyse des Wirkens ganz allgemein geht, um einen Teilaspekt der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit als Lebenswelt überhaupt.

Die Wirkensbeziehung kann als der Ort verstanden werden,

„an dem die Schemata unserer Erfahrung ihre soziale Bestimmung und somit ihre intersubjektive Geltung erhalten. Sinnsetzung und Sinndeutung sind also keine Vorgänge, die sich im Bewußtsein isolierter Ego-Monaden vollziehen. Sie stehen vermittels sozialen Handelns – Wirkens miteinander in Zusammenhang und sind in interaktiv bestimmte Erfahrungsschemata eingebunden.“ (Srubar 1988, 123)

Die Bedeutung des Wirkens und der Wirkensbeziehung sollten nach den bisherigen Ausführungen zu diesem Thema bereits klar geworden sein. Allerdings kann die Beschäftigung mit ihnen im Rückgriff auf die diesbezüglichen Schütz'schen Analysen noch erweitert und vertieft werden.

Der unmittelbare Interaktionszusammenhang beruht auf gegenseitigen Erwartungen, die sich in sedimentierter Form in Entwürfen wiederfinden, nach denen Handlungen durchgeführt werden, auf die dann reagiert wird. Die Erfüllung oder Nicht-Erfüllung des Entwurfs und damit der jeweils eigentliche Sinn einer Handlung ist anhand der Reaktion auf sie ablesbar: die jeweiligen Erfahrungsschemata werden entweder verifiziert oder situationsbezogen modifiziert.

„Diese Struktur der Sinnkonstitution der Wirkensbeziehung begründet zwar die Chance des Fremdverstehens, diese Chance ist jedoch von dem Grad der Entsprechung der Erwartungen und jenem der adäquaten Interpretierbarkeit der Reaktionen abhängig. Um das Zustandekommen dieser Entsprechung selbst herauszustellen und um sie in der lebendigen Sozialität der Wirkensbeziehung zu verankern, untersucht Schütz denjenigen Modus der Wirkensbeziehung, den er als die Grundform dieser Beziehung betrachtet, von der alle anderen Modi der Wirkensbeziehung abgeleitet sind. Er nennt sie die umweltliche Wirkensbeziehung oder die Wir-Beziehung.“ (Srubar 1988, 123 f.)

So interessant die Analysen auch sind, die Schütz in Zusammenhang mit der Wirkensbeziehung bzw. Wir-Beziehung als „Ort der Konstitution“ vollzieht und die Srubar hier wiedergibt (Srubar 1988, 123), so sollen sie an dieser Stelle der Arbeit nicht weiter verfolgt werden. Allerdings kommt der Verfasser zu einem späteren Zeitpunkt auf das Thema zurück, wenn es um die Rekonstruktion der Lebenswelt älterer Menschen als deren sozialer Wirklichkeit geht (siehe Kap. IX.1.2).

Thematische Anknüpfungspunkte und inhaltliche Verfeinerungen wären darüber hinaus vorstellbar und gegeben durch die Einbeziehung von Termini und Konzepten des Symbolischen Interaktionismus, wie sie dessen Begründer George Herbert Mead (1863–1931) in seinem Hauptwerk *Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist* (Mead, 1934) vorstellt.

VII.2.2.3 Intersubjektivität und intersubjektive Sinnstrukturen

Bevor später in dieser Arbeit der Bogen von den bisherigen, phänomenologisch-*soziologischen* Betrachtungen hinüber in das Gebiet der Gerontologie und ihre Forschungsbereiche gespannt wird, sollen zum Abschluss dieses Kapitels grundlegende Aspekte der Erzeugung von Intersubjektivität und der Konstitution intersubjektiver Sinnstrukturen angesprochen werden und im Zuge dessen auch Appräsentationsbeziehungen und Anzeichen Berücksichtigung finden.

Eröffnet seien die diesbezüglichen Ausführungen mit der grundlegenden Feststellung Schützens, die er an verschiedenen Stellen seines Gesamtwerkes klar herausgestellt hat und die auch in dieser Arbeit bereits wiederholt Erwähnung fand, dass nämlich die Lebenswelt von vornherein intersubjektiv sei: Wir nehmen es in der natürlichen Welt des Alltags als selbstverständlich, als ein fraglos gegebenes Faktum hin, dass auch andere Menschen mit und neben uns in ihr leben, in der Vergangenheit, ‚vor unserer Zeit‘, in ihr gelebt haben und dass dies auch zukünftig, wenn wir nicht mehr leben werden, so sein wird.

Besonders wichtig für die hier zu behandelnden Zusammenhänge ist allerdings der Tatbestand, dass die in meinem Umfeld befindlichen menschlichen Wesen wie ich mit einem Bewusstsein ähnlich dem meinen ausgestattet sind. Damit hängt wiederum zusammen, dass für die Anderen die Dinge in der Außenwelt prinzipiell gleich sind wie für mich.

Eine weitere unbezweifelbare und aus dem zuvor Gesagten ableitbare Gegebenheit besteht darin, dass ich mit meinen Mitmenschen in Beziehung treten kann und zwischen mir und ihnen Verständigung prinzipiell möglich ist.

All diese Fakten führen zu verallgemeinerbaren Annahmen, Axiomen und Konzepten, die aufgrund ihrer Bedeutung für die beiden in engem Zusammenhang zu sehenden Themenkomplexe Intersubjektivität und intersubjektive Sinnstrukturen sowie Zeichen und Typik – obwohl zuvor bereits kurz erwähnt – an dieser Stelle noch einmal mit Bezug auf die beiden benannten thematischen Bereiche genauer betrachtet werden sollen.

Von Bedeutung ist hier zum einen die Idealisierung der *Vertauschbarkeit der Standpunkte*, sodann die der *Kongruenz der Relevanzsysteme* und schließlich – als ein von diesen beiden zusammen gebildetes Konstrukt – die weiter oben in abgewandelter bzw. auf Motive eingegrenzte und somit spezifizierte „*Generalthese der wechselseitigen Perspektiven*“, die „ihrerseits die Grundlage für die soziale Ausbildung und sprachliche Fixierung von Denkbjekten“ (Schütz; Luckmann 2017, 99 f.) bildet. Sie setzt

„die fraglose Gegebenheit der Existenz von Mitmenschen voraus, welche die natürliche Einstellung von vornherein kennzeichnet. In der voll-sozialisierten natürlichen Einstellung ist es selbstverständlich, daß die von mir als gegeben hingegenommene Lebenswelt auch von dir als gegeben hingegenommen ist, mehr noch, von uns, grundsätzlich von jedermann.“ (Schütz; Luckmann 2017, 100)

Die beiden erwähnten Formen der Idealisierung sowie die von ihnen gemeinsam gebildete Generalthese spielen, wie gesagt, im intersubjektiven Geschehen und im Zuge der Konstitution intersubjektiver Sinnstrukturen eine große Rolle. Um die Tragweite hier nochmals zu verdeutlichen, seien hier das gegenseitige Verständnis zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien und Generationen – letztere eine der von Grathoff benannten „Sinndimensionen“ mit den Charakteristika eines immer rasanter voranschreitenden gesellschaftlichen, technologischen und Werte-Wandels (Stichworte Generationenvertrag, Umgang mit/Nutzung von Informationstechnologie etc.) – sowie die Wichtigkeit und Problematik beider Formen in Dyaden zwischen Pflegenden und zu Pflegenden (Stichworte: Ständige Bettlägerigkeit, Verwirrtheit infolge Demenz, „kulturelle Parzellierungsprozesse“ (Endreß) etc.) angeführt.

Als weitere Aspekte, welche die praktische Bedeutsamkeit und Tragweite von Idealisierungen für die intersubjektiven Beziehungen und Austauschprozesse in den beiden benannten Dyaden ebenfalls verdeutlichen, sei im Vorgriff auf weiter unten folgende detailliertere Ausführungen hingewiesen auf ihre Relevanz für die Prozesse der Reflexion und des Verstehens sowie zur Erhöhung der Chancen, damit verbundene Sinnstrukturen offenzulegen und zu analysieren.

Andererseits sei hingewiesen auf Möglichkeiten, im Zuge dieser Reflexion auch Grenzen des Sinnverstehens zu erkennen und aufzuzeigen, wo die zugrunde gelegte Voraussetzung einer natürlichen Einstellung, vor allem aber das Vorhandensein des Elements des „Hellwachseins“, in Frage zu stellen sind wie im Falle einer fortgeschrittenen Demenz.

Schließlich soll hier noch einmal auf die weiter oben in dieser Arbeit erwähnte Idealisierung des „Ich-kann-immer-wieder“ (Husserl) aufmerksam gemacht werden, da sie auf einen weiteren Aspekt verweist, der nur auf den ersten Blick ausschließlich subjektive Verweisungen impliziert, deren intersubjektive Sinnzusammenhänge und Bezüge jedoch gleich offensichtlich werden, wenn man die genannte Idealisierung mit solchen Prozessen des Alterns in Verbindung bringt, die zwar nicht zwingend, jedoch auch nicht selten mit Abbau, ‚Vermögensverlust‘ und Defiziten zusammenhängen oder gar mit Schicksalsschlägen und Widerfahrnissen wie demenzielle Erkrankungen, Apoplex etc., die in der Regel eine passagere oder dauerhafte Immobilität und Pflegebedürftigkeit zur Folge haben.

Um mit der zuletzt genannten Idealisierung zu beginnen: Im Alltag schlicht und unbesorgt dahinlebend, erwarten die Menschen, dass sie über die Fähigkeiten und Fertigkeiten, in deren Besitz sie sich gegenwärtig befinden, auch weiterhin, zumindest auch in näherer Zukunft, verfügen werden und sie Dinge, die sie gegenwärtig zu tun in der Lage sind, auch zukünftig: morgen, in einigen Monaten wenn nicht Jahren, zu tun fähig sein werden. Anders ausgedrückt: Sie gehen von einer gewissen Konstanz in ihrem Handhabungsbereich aus – eben von einem „Ich-kann-immer-wieder“.

Die in dieser vertrauensvollen, von Unbekümmertheit, Sorglosigkeit und Gewissheit geprägten Idealisierung zum Ausdruck kommende Haltung bzw. das Gefühl und der feste Glaube an Konstanz, Kontinuität und Sicherheit kann nicht nur bei alten Menschen, die von einem plötzlichen Schicksalsschlag (Bsp.: Tod des Ehepartners oder eines nahen Angehörigen, Apoplex) heimgesucht werden sondern gleichermaßen bei Menschen in deren Umfeld, bei pflegenden Angehörigen beispielsweise, urplötzlich zunichte gemacht werden und sich durch eine Art Schock in das genaue Gegenteil verwandeln: in Ohnmacht, Verzweiflung und Hilflosigkeit.

Erst wenn die Fraglosigkeit dieser Idealisierung in Fragwürdigkeit umschlägt, sich erste Störungen in den kognitiven, physiologischen, motorischen, sensuellen oder anderen vitalen Bereichen bemerkbar machen, wenn ich merke, dass es nicht mehr so (intensiv, schnell, lange ...) wie früher geht oder ich nicht mehr ‚die/der Alte‘ bin, ‚springt mich der Gedanke an‘, dass meine Überzeugung und Grundannahme, alles könne stets und ständig so weitergehen wie gewohnt und bisher, fragwürdig geworden ist.

Ungewollt und völlig unerwartet ist die Idealisierung vernichtet und – im Extremfall – in ein ‚Ich-werde-nie wieder-können!‘ umgeschlagen.

Der Handhabungsbereich kann infolge eines kritischen Ereignisses der beschriebenen Art auf einen oder wenige Orte eingeschränkt sein, auf Bett und/oder Rollstuhl, und die Eigenständigkeit und Autarkie sich verwandeln in totale Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit.

Als eine damit einhergehende Konsequenz können Appräsentationsverweisungen, können Zeichen, Anzeichen und Merkzeichen große Bedeutung gewinnen und eine äußerst wichtige Rolle spielen – und zwar für beide ‚Pole‘ in der Pflege-Dyade: Für den zu pflegenden Menschen als Weg bzw. als ‚Medium‘, Wünsche, Bedürfnisse, Befindlichkeiten und Zustände anzuzeigen, zu appräsentieren, für die Pflegeperson, um die damit zum Ausdruck gebrachten und beispielhaft benannten „Seinsmodi“ zu interpretieren, zu deuten und zu ‚dechiffrieren‘ bzw. zunächst erst einmal zu erkennen, was ja eine Bedingung für ein Verstehen und eine entsprechende Reaktion, ein Tätigwerden darstellt.

Was die Idealisierung der *Vertauschbarkeit der Standpunkte* anbelangt, so ist auch sie für die hier in Rede stehende Thematik der Intersubjektivität und intersubjektiver Sinnstrukturen äußerst wichtig. Dies gilt für die Lebenswelt und den Alltag insgesamt und für einzelne Sinnprovinzen, wie die der Gerontologie oder der Altenpflege, im Besonderen.

Vor allem, wenn Institutionen oder Organisationen sich interpretativer Paradigmen oder verstehender Ansätze und Konzeptionen bedienen und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich an ihnen orientieren (sollen), wäre es förderlich, sich beispielsweise als Pflegeperson oder in der Seniorenberatung Tätige/r in einer Dienstleistungs- oder anderen Situation, in die ein alter Mensch involviert ist, des Tatbestandes bewusst zu sein: „Wäre ich dort, wo er jetzt ist, würde ich die Dinge in gleicher Perspektive, Distanz, Reichweite erfahren wie er; und wäre er hier, wo ich jetzt bin, würde er die Dinge in gleicher Perspektive erfahren wie ich.“ (Schütz; Luckmann 2017, 99)

Damit kann zu Aspekten der Intersubjektivität und der intersubjektiven Sinnerzeugung übergegangen werden, die in den Rahmen der *Generalthese der wechselseitigen Perspektiven* zu verorten sind.

Zunächst kann ganz allgemein festgehalten werden, dass sich die Intersubjektivität in der Wir-Beziehung herausbildet und kontinuierlich in ihr bestätigt, denn die Lebenswelt und die Wir-Beziehung als ein Element in ihr, ist als „die Welt unserer gemeinsamen Erfahrung“ (Schütz; Luckmann 2017, 109) aufzufassen. Grathoff teilt diese Sichtweise, indem er konstatiert, dass die „These der mundanen Intersubjektivität eine Erlebens- und Erfahrungsqualität originärer Wir-haftigkeit“ sei (Grathoff 1989, 137), um damit einhergehend festzustellen, dass letztere „nicht mit der sog. face-to-face-Situation zu verwechseln ist (...) und eine außerordentlich komplizierte Zeit- und Sozialstruktur hat“ (Grathoff 1989, 137 f.).¹⁴

Die oben angesprochene Wir-Beziehung konstituiert sich auf der Basis einer wechselseitigen Du-Einstellung und kann sich, sofern es sich um eine „reine“ Du-Einstellung handelt, zu einer „reinen“ Wir-Beziehung entwickeln. Beide Termini: „reine“ Du-Einstellung wie auch „reine“ Wir-Beziehung, werden von Schütz; Luckmann (2017, 102) gebraucht.

In der dauerhaften Begegnung mit dem Anderen, in der ich mit ihm Raum und („innere“) Zeit teile, wir also zusammen „altern“ (Schütz 1971a, 19), ist mir das „Bewußtseinsleben des Anderen“ durch ein Höchstmaß an Symptomatik zugänglich. Wissen „vom fremden Bewußtsein“ können wir allerdings nur dann haben, „wenn es von Vorgängen am Körper des Anderen oder von Ereignissen, die durch diesen ausgelöst werden, vermittelt wird. Das ist in Husserls Terminologie ein ausgezeichnete Fall der Mitvergegenwärtigung, der Appräsentation. Dennoch ist mir der Andere – konkreter: der Körper des Anderen – wie alle anderen Dinge lediglich in meiner ursprünglichen Wahrnehmung gegeben, „in originärer Präsentation“, wie Schütz (Schütz 1971a, 362) es mit den Worten Husserls ausdrückt. Auf diesen Aspekt sei hier mit einem ausführlicheren Zitat aus den Schütz'schen Analysen in Bd. I, Teil III (*Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft*) seiner *Gesammelten Aufsätze* näher eingegangen:

„Sein Seelenleben ist mir aber nicht in originärer Präsentation, sondern nur in einer Mitgegenwärtig-Machung zugänglich; es ist nicht präsentiert, sondern appräsentiert. Schon allein durch die kontinuierliche visuelle Wahrnehmung des Leibes und der Lei-

¹⁴ Siehe dazu auch Schütz; Luckmann 2017, Kap 2.

besbewegungen des Anderen konstituiert sich ein Appräsentationssystem wohlgeordneter Anzeichen seines Seelenlebens und seiner Erfahrungen. Hier, meint Husserl, liegt der Ursprung der verschiedenen Formen von Ausdrucks- bzw. Zeichensystemen und schließlich auch der Sprache. Das physische Ding ‚Körper des Anderen‘, Vorgänge an seinem Körper und seine Körperbewegungen werden als Ausdrucksweisen des ‚geistigen Ichs‘ des Anderen aufgefasst, auf dessen Motivations- und Sinnzusammenhang ich gerichtet bin. Die sogenannte ‚Empathie‘, die Einfühlung in die andere Person, ist lediglich diejenige Form der appräsentativen Erfassung, die diese Sinnhaftigkeit begreift.“ (Schütz 1971a, 362 f.)

Erst durch Intersubjektivität ist es mir möglich, Sinnstrukturen des Anderen über das Medium seiner ‚Veräußerlichungen‘ (im Sinne einer ‚Mitgegenwärtig-Machung‘) indirekt und – je nach Intensität des Miteinander bzw. der Intersubjektivität – näherungsweise Sinnstrukturen zu erkennen.

Wiederum auf Husserl zurückgreifend macht Schütz diesen Prozess des Sinnverstehens deutlich, in diesem Fall nicht am Beispiel eines Mitmenschen, eines „consociates“, sondern eines Buches, eines Kulturobjekts also.

Ein Buch auf meinem Schreibtisch nehme ich zunächst als ein – materielles – Ding in der Außenwelt wahr. Sobald ich es aber lese, sehe ich von dem „bloßen“ Ding-Charakter des Buches ab und vertiefe mich in den Sinn des Buchinhalts, dessen, was in dem Buch geschrieben steht, und indem ich es verstehe, „lebe ich in seinem Sinngehalt“ Das gleiche gilt für gesprochene Worte, die ich höre: Auch hier wird das Objekt, das Wort, nicht als es selbst aufgefasst, sondern – ebenso wie Sprache überhaupt – als Ausdruck seines Sinngehaltes wahrgenommen. „Wir fassen vielmehr die Worte als Ausdruck ihres Sinnes auf. Wir ‚leben‘ in diesem Sinngehalt, indem wir das, was der andere meint und den Gedanken, den er ausdrückt, verstehen.“ (Schütz 1971a, 263)

Diese Ausführungen zur Erzeugung von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen mögen an dieser Stelle genügen, sodass sich der Verfasser nunmehr, wie beabsichtigt, der Kernaufgabe des Transfers der Basiskategorie Sinn in die Gerontologie sowie der Rezeption dieser Kategorie in der Alter(n)swissenschaft zuwenden kann, nicht jedoch ohne zuvor noch einen Verweis auf die wichtigen und tiefgreifenden Analysen anzuführen, die in dem Werk *Interpersonelle Wahrnehmung* seitens Laing et al. (1978) im Hinblick auf die Problemzusammenhänge intersubjektiver Orientierung, Erfahrung und Kommunikation durchgeführt und beschrieben haben.

VIII. Transfer und Rezeption von Sinn als Basiskategorie in der Gerontologie

VIII.1 Die Gerontologie als relativ ‚junge‘ Wissenschaft im Bereich der Sozialwissenschaften

Während es durch alle geschichtlichen Epochen hindurch bedeutende Beiträge zur Thematik des Alter(n)s gegeben hat – als drei Beispiele seien hier lediglich Ciceros philosophischer Dialog *Cato maior de senectute* aus dem Jahre 44 v. Chr., Francis Bacons *Historia Vitae et Mortis* von 1622 und Adolphe Quetelets 1835 erschienenenes Werk *Sur l'homme et le développement de ses facultés* genannt – und der Begriff „Gerontologie“ selbst, wie Lehr wissen lässt, „bereits im Jahre 1929 von dem russischen Forscher N. A. RYBNIKOV eingeführt wurde“ (Lehr 2007, 17), ist die Institutionalisierung der Gerontologie als Wissenschaft ein Resultat der jüngeren Vergangenheit: Erst seit den späten 30er, insbesondere jedoch in den 40er- bzw. 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts kommt es – zunächst in den USA (1945), dann in der UdSSR (1952) sowie in Österreich und der Schweiz (1955) – zur Gründung nationaler gerontologischer Gesellschaften.

Lehr (2007, 12) zufolge kann in der Altersforschung 1. eine Frühperiode zunächst von einer 2. Zeitspanne systematischer Forschung und schließlich 3. von einer Expansionsphase unterschieden werden.

1. Zur Frühperiode merkt die Bonner Forscherin an, dass „Alex COMFORT (...) den Beginn (...) durch die Veröffentlichung des Buches von Francis BACON (1561–1626) ‚*History of Life and Death*‘ bereits im 17. Jahrhundert eingeleitet sieht“, während „BIRREN den Termin auf das Jahr 1835, in dem QUETELET (1796–1874) sein Buch ‚*Sur l'home [!] et le developpement de ses facultés*‘ veröffentlicht hat“, ansetzt.

2. In der Periode „zwischen beiden Weltkriegen“ wurden in Amerika und Russland in überwiegend experimentellen Untersuchungen die psychischen Prozesse des Alterns untersucht. In diese Ära fällt auch die Gründung des ersten gerontologischen Forschungsinstitutes an der Stanford Universität in den USA.

3. Für die dritte, „die ‚Expansionsphase in der Altersforschung‘“ (Lehr 2007, 12), ist kennzeichnend, dass in ihr neben psychologischen und medizinischen Untersuchungen verstärkt auch soziologische Aspekte und Einflussgrößen zum Gegenstand gerontologischer Forschung wurden.

In der Bundesrepublik Deutschland organisierten sich Altersforscher erstmals im Jahre 1938, als der Internist Max Bürger in Leipzig die „Deutsche Gesellschaft für Altersforschung“ gründete, die bereits ein Jahr später, 1939 also, in „Deutsche Gesellschaft für Altersforschung“ umbenannt wurde. Bei ihr handelte es sich um einen Zusammenschluss von Geriatern und somit – ganz im vorherrschenden Trend der Altersforschung zur damaligen Zeit – um eine Vereinigung vornehmlich von Medizinern.

Der 1966 gegründeten „Gesellschaft für Altersforschung der DDR“ – letztere fiel übrigens terminlich mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Gerontologie“ (DGG) im gleichen Jahr in Nürnberg zusammen – folgte im Jahr 1977 die Umbenennung in „Gesellschaft für Gerontologie der DDR“. Aufgrund des Wirkens der erwähnten Gesellschaften in den beiden Teilen Deutschlands hatte sich das Bild der Gerontologie zwischenzeitlich stark verändert, insofern das Primat der Medizin und die exponierte Stellung der Mediziner bei der Erforschung des Alters und Alterns in wachsendem Maße einem Austausch und einer Zusammenarbeit mit Vertretern auch anderer Disziplinen wie der Soziologie und der Psychologie, wich. Anders formuliert, widmeten sich Vertreter der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften gemeinsam der Erforschung der Alternsprozesse, was ganz der sich immer stärker durchsetzenden Meinung entsprach, dass es sich beim Altern keineswegs um einen ausschließlich medizinisch-biologischen Prozess, sondern gleichermaßen um ein psychologisches und soziales Schicksal und Phänomen handelte, um ein „mehrfach determiniertes Schicksal“ (Lehr 1979, 7) bzw. um ein „multidimensionales Phänomen“ (Backes; Clemens 2013).

Diese erweiterte, interdisziplinäre Sicht- und Betrachtungsweise, auf die weiter unten noch einmal hingewiesen werden wird, führte später zur Herausbildung eines eigenständigen gerontologischen Forschungszweiges, der „Differentiellen Gerontologie“ sowie zu einer nochmals verstärkten „Inter- und Transdisziplinarität“ (Gogol 2015).

Folgende Gründe für die zuvor angesprochene, ein wenig provokativ und despektierlich als ‚Schmalspurforschung‘ zu bezeichnende ‚Medizinlastigkeit‘ der Altersforschung während ihrer Gründungs- und Frühphase, können Ursula Lehr zufolge angeführt werden:

„Dabei mag der Wunsch nach Lebensverlängerung bzw. das Suchen nach Möglichkeiten und Mitteln, eine solche zu erreichen, ausschlaggebend gewesen sein. Außerdem stand die Frage, wie man möglichst ‚gesund‘ altern, möglichst lange im Vollbesitz seiner Kräfte bleiben könne, im Vordergrund – oder auch das Suchen nach Verjüngungsmöglichkeiten, nach dem sagenumwobenen Jungbrunnen, wie er uns in Märchen, Mythen und Sagen begegnet.“ (Lehr 2007, 5)

Mit dem Zusammenschluss der beiden gerontologischen Gesellschaften nach der Wiedervereinigung der zwei deutschen Teilstaaten unter dem neuen Namen „Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie e. V.“ (DGGG) eröffneten sich für die Mitglieder plötzlich völlig neue Perspektiven und Möglichkeiten. Dies äußerte sich u. a. in der Herausgabe eines neuen Publikationsorgans mit dem Titel *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* sowie einige Jahre später in der gemeinsamen Ausrichtung des 4. Europäischen Kongresses für Gerontologie der International Association for Gerontology – European Region durch die DGGG in Berlin (1999).

Der erste internationale Zusammenschluss auf dem Gebiet der Altersforschung erfolgte mit der Gründung der „International Association of Gerontology“ im Jahr 1950.

Blickt man zurück auf die Entwicklung gerontologischer Forschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so sind über die Fortsetzung der zuvor aufgezeigten Prozesse der Institutionalisierung und Trans- bzw. Multidisziplinarität hinaus bzw. z. T. verbunden mit diesen, folgende Entwicklungsströmungen erkennbar:

1. die zunehmende Bedeutung und Beachtung kompetenzbetonter, dynamischer und subjektbezogener (idiographischer) Ansätze gegenüber defizitorientierten, statischen und normativen (nomothetischen) Modellen;
2. ein rückläufiges Interesse an der Problematik krankhafter Alternsprozesse zugunsten einer intensiveren Beschäftigung mit dem „normalen“ Altern („normal aging“) bzw. mit dem, was unter dem Sammelbegriff *Potentiale des Alters* (siehe dazu u. a. Lehr 2018) zusammengefasst bzw. unter dem Titel *Die Kräfte des Alters* (siehe dazu Rosenmayr 1990) eingehend dargelegt wurde;
3. eine Abkehr von eindimensionalen Deutungsmustern zugunsten mehrfaktorieller, multidimensionaler Sichtweisen.

Diese drei Strömungen stimmen tendenziell mit dem von Ursula Lehr identifizierten, seit den 1970er Jahren sich etablierenden Forschungstrend überein, den die renommierte Altersforscherin in folgende Worte fasst: „Eine der wichtigsten Einsichten der letzten 30 Jahre gerontologischer Forschung bezieht sich jedenfalls auf die Forderung, Altersformen mindestens in gleichem Umfang zu untersuchen wie Altersnormen (...).“ (Lehr 2007, 9)

Mit dem letzten der drei oben genannten Trends, der von der Eindimensionalität wegführt und sich stattdessen in Richtung einer Multidimensionalität bewegt, setzt sich der Wandel von einer vorwiegend biologisch-medizinischen bzw. naturwissenschaftlich ausgerichteten Betrachtung des Alternsprozesses hin zu einer Aufwertung und stärkeren Berücksichtigung soziologischer, ökonomischer, ökologischer, philosophischer, theologischer, (sozial-)psychologischer und somit gesellschafts- bzw. geisteswissenschaftlicher Aspekte durch.

Diese Tendenz führte neben der Anerkennung der Gerontologie seitens anderer (sozial-)wissenschaftlicher Disziplinen und über die Ergebnisse und Erfolge gerontologischer Forschung hinaus auch zu einer Horizonterweiterung innerhalb der Altersforschung selbst, zur Nutzung von Synergieeffekten ganz allgemein sowie zu einem Zugewinn und einer Bereicherung an anthropologischen Einsichten und Erkenntnissen im Besonderen, wie im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch näher aufzuzeigen sein wird (siehe Abschnitt IX.1.3. und IX.1.4).

Zuvor soll allerdings die Entwicklung der Gerontologie – bisher vornehmlich anhand einer groben Skizzierung ihres ‚institutionalisierten Werdegangs‘ aufgezeigt – zumindest punktuell eingehender anhand ihrer inhaltlichen, forschungspraktischen und fachspezifischen Frage- und Aufgabenstellungen sowie – wo retrospektiv erkennbar – anhand definierbarer Phasen nachgezeichnet werden (Näheres dazu siehe Thomae 1994).

Das Hauptaugenmerk bleibt auch bei diesem disziplinhistorischen Überblick im Wesentlichen auf die Gegenwart und jüngere Vergangenheit sowie auf die gerontologische Forschung innerhalb der Bundesrepublik Deutschland begrenzt und berücksichtigt zudem – aufgrund der engen Anlehnung an die Recherchen und resümeeartigen Ausführungen von Lehr (2007) – schwerpunktmäßig Daten und Fakten zur wissenschaftlichen Erforschung psychischer Alternsprozesse.

In Forschung und Wissenschaft speziell, ebenso jedoch in der Gesellschaft überhaupt hängt es weitgehend von der Sicht- und Betrachtungsweise ab, ob Altsein und Älterwerden vornehmlich als Last und Problem empfunden und angesehen werden oder ob man eher geneigt ist, *Altern als Chance und Herausforderung* (Staatsministerium Baden-Württemberg 1988) aufzufassen. Hinsichtlich dieser tendenziellen Perspektiven spielen Altersbilder eine bedeutende Rolle, auf die weiter unten in dieser Dissertation noch näher eingegangen wird (siehe dazu auch Göckenjan; Kondratowitz 1988, Borscheid 1989, Rosenmayr 1990, Tews 1995 sowie Kap. VIII.1.3 weiter unten).

Es dauerte allerdings recht lange, bis sich innerhalb der Gesellschaft und im Rahmen der Wissenschaft die Erkenntnis durchzusetzen begann, dass Altern nicht nur biologisch sondern auch, ja sogar primär und vorrangig, sozial bedingt, als soziales Schicksal aufzufassen sei. Hierzulande „war es (...) zweifelsohne THOMAE der – auf Analysen empirischer Studien und auf zahlreiche Forschungsergebnisse seines Arbeitskreises gestützt – immer wieder die soziale Bedingtheit des Alterns hervorhob und forderte, diese der biologischen Bedingtheit der Alternsprozesse zumindest gleichgewichtig zuzuordnen“ (Lehr 2007, 9).

Der weiter oben bereits erwähnte russische Forscher Rybnikov hatte schon zu Beginn der 20-er Jahre des letzten Jahrhunderts die Forderung erhoben, dass die Erforschung des Verhaltens im höheren Alter ein Spezialgebiet der Verhaltenswissenschaften werden sollte. Einige Jahrzehnte später, Anfang der 1960er Jahre, arbeiteten am Psychologischen Institut der Universität Bonn in der Abteilung Entwicklungspsychologie anfangs Ursula Lehr und Ingrid Puschner, später weitere namhafte Vertreterinnen und Vertreter (sozial-)gerontologischer Forschung wie Reinhard Schmitz-Scherzer, Karl-Georg Tismer, Erhard Olbrich, Hans Joachim Kaiser und Andreas Kruse, um nur einige zu nennen.

Unter der Ägide von Hans Thoma (1915–2001) und den Anstrengungen eines engagierten Teams von Forscherinnen und Wissenschaftlern entwickelte sich die Gerontologie in der Bundesrepublik Deutschland in rasanter Weise. Sie erlangte – wenn auch mit einer gegenüber den USA um ca. eine Dekade verzögerte – insbesondere aufgrund der im Jahr 1965 gestarteten „Bonner Längsschnittstudie über das Altern“ (BOLSA) und deren interdisziplinärer und methodischer Ausrichtung als longitudinal angelegtes Projekt, Anerkennung weit über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland und Europas hinaus.

So kann bilanzierend über die Entwicklung der Altersforschung seit den 1960er Jahren gesagt werden, dass in dieser Periode eine Tendenz zur positiven Sicht auf das Älterwerden und das Alter erstarkte, beflügelt und gekennzeichnet unter anderem durch einen Paradigmenwechsel

in dem Sinne, dass auch dieser Lebensabschnitt vielfältige Chancen und Möglichkeiten der Entwicklung, des Lernens und der positiven Veränderungen böte und bereit hielte, die zuvor aufgrund nicht erkannter Ressourcen wie Plastizitätspotenziale und -kapazitäten, unerkannt und verborgen geblieben waren.

Diese Tendenz konnte im weiteren Verlauf der Altersforschung und, im Zuge von Projekten in den 1990er Jahren, durch die Entdeckung neuer Messinstrumente und alternativer methodologischer Verfahren wie die Art der Stichprobenziehung, gestärkt und gefestigt werden.

Resümierend kann festgestellt werden, dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine „Konsolidierung der Gerontologie, auch auf europäischer Ebene, (...) sowohl im weiteren Ausbau der Forschung wie anhand ihrer zunehmenden Institutionalisierung“ (Wahl; Heyl 2015, 68) erkennbar ist.

V.III.1.1 Die Gerontologie als multi- und interdisziplinäre Wissenschaft

Mit der Bezeichnung der Gerontologie als multidisziplinäre Disziplin soll der Tatbestand hervorgehoben werden, dass es sich bei dieser Wissenschaft um ein Sach- und Forschungsgebiet handelt, in welches sich verschiedene Einzeldisziplinen mit ihren je spezifischen Sichtweisen, Erfahrungen und Kompetenzen einbringen, während ihre Charakterisierung als interdisziplinär vorrangig den Aspekt des gegenseitigen Austausches der in den gerontologischen Forschungsverbund involvierten Einzelwissenschaften sowie der wechselseitigen Bereicherung und Stärkung im Hinblick auf gemeinsame Ziele, Erkenntnisgewinn und Horizonterweiterung in den Blick nimmt.

Im Rahmen dieser gemeinsamen Bestrebungen gesellten sich, wie weiter oben schon angedeutet, zu den naturwissenschaftlichen (Ursprungs-)Disziplinen wie Medizin und Biologie auch Geistes- bzw. Sozialwissenschaften wie Soziologie, Psychologie und Pädagogik. Zum Zwecke der Markierung ihrer gemeinsamen Zielgruppe, auf die sich das Forschungsinteresse der gerontologischen Subdisziplinen richtete und immer noch richtet, wählten diese als Disziplintitel größtenteils Komposita, die – in Anlehnung an die griechische Bezeichnung „geron“ (gr. γέρων) für Greis – die Präfixe „Gero-“ (Bsp.: Gero-Ökologie) oder „Geronto-“ (Bsp.: Gerontopsychologie bzw. Gerontopsychiatrie) beinhalten.

VIII.1.2 Der Gerontologie zuzurechnende Einzelwissenschaften

Die Gerontologie, auch Alter(n)swissenschaft genannt, „beschäftigt sich mit der Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kulturellen Aspekten des Alterns und des Alters, einschließlich der Analysen von altersrelevanten und alternskonstituierenden Umwelten und sozialen Institutionen“ (Baltes; Baltes 1992, 8).

Nach ihrer Etablierung kam es innerhalb der Gerontologie zur Herausbildung von verschiedenen Forschungszweigen und -bereichen wie der bereits genannten Differentiellen Gerontologie und Sozialen Gerontologie – auf sie wird später noch näher einzugehen sein (siehe dazu

Kap. VIII.3.1) – und zur Entwicklung bestimmter theoretischer oder inhaltlich spezialisierter Positionen bzw. Positionierungen wie der Ökologischen Gerontologie oder der Kritischen Gerontologie, die in den letzten Jahren verstärkt von sich reden machten.

Unter dem ‚Dach‘ der Gerontologie finden sich, wie bereits festgestellt, unterschiedliche Einzelwissenschaften, im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch Teil- oder Subdisziplinen genannt, die sich aus ihrer je spezifischen Sicht sowie auf der Grundlage ihrer speziellen Forschungsinteressen und -erfahrungen mit den Bedingungen, Variationen, Einflussfaktoren sowie Chancen und Risiken von Alterszuständen und Alternsprozessen beschäftigen und um diesbezügliche empirische Ergebnisse bemüht sind. Diese Subdisziplinen haben sich mittlerweile z. T. verselbstständigt, wie das Beispiel der Geriatrie zeigt.

Zu den benannten Spezialdisziplinen gehören, wie bereits erwähnt, u. a. die Geriatrie, Gerontopsychologie, die Gerontopsychiatrie, die Geragogik und die Gero-Soziologie

Diese Disziplinen werden nachfolgend definiert sowie hinsichtlich ihrer Forschungsinhalte grob skizziert, ohne im Rahmen dieser Dissertation näher auf sie eingehen und tiefer in sie eindringen zu können – mit Ausnahme der Vorstellung und Betrachtung identifizierter anthropologischer Ansätze (siehe dazu Kap. VIII.1.4).

Die *Gerontopsychologie* „beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Erforschung des menschlichen Verhaltens und Erlebens im höheren Lebensalter. Entsprechend der Festsetzung des ‚Rentenalters‘ im Jahre 1916 wird dabei der Beginn des ‚höheren‘ Lebensalters mehr oder weniger willkürlich mit dem 65. Lebensjahr angenommen.“ (Oswald et al. 2008, 2)

Die Gerontopsychologie gilt als eine spezialisierte Alters- und als Alter(n)swissenschaft gleichermaßen, indem sie sich zum einen mit dem älteren Menschen unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen seines Erlebens und Verhaltens im Vergleich zu jüngeren Altersklassen befasst, zum anderen bestrebt ist, die psychologischen Bedingungen für den Vorlauf des Alterns, für das prozessuale Geschehen des Älterwerdens also, zu identifizieren und zu erklären sowie hieraus ggf. Vorschläge für Interventionsmaßnahmen abzuleiten (siehe dazu auch Oswald et al. 1983 sowie Wahl et al. 2012; Wahl 2017 und Wanka 2020; zum Thema Interventionsgerontologie Lehr 1979).

Was die Methodenwahl, die Forschungstechniken und das Forschungsdesign anbelangt, bedient man sich in der Gerontopsychologie genau wie in anderen Disziplinen unterschiedlicher Ansätze wie Labor- und Felduntersuchungen, Quer- und Längsschnittstudien, quantitativer und qualitativer Verfahren (siehe dazu u. a. Wahl 2015).

Die *Geriatrie*, die auch Altersmedizin genannt wird,

„ist die medizinische Spezialdisziplin, die sich mit den körperlichen, geistigen, funktionalen und sozialen Aspekten in der Versorgung von akuten und chronischen Patienten sowie deren spezieller Situation befasst. (...) In den meisten europäischen Ländern ist die Geriatrie ein eigenständiges Fach oder ein Schwerpunkt in der Inneren Medizin. In der Bundesrepublik Deutschland steckt sie noch in den Anfängen: Bisher ist sie als

Schwerpunkt der Inneren Medizin in drei Bundesländern (...) anerkannt. Auch an den Universitäten werden Impulse gesetzt: Immer mehr Institutionen sind dabei, einen Lehrstuhl für Geriatrie einzurichten.“ (Deutsche Gesellschaft für Geriatrie e. V., 2021)

Ob man der Aussage, die Geriatrie stecke in Deutschland noch in den Anfängen, beipflichten kann, stellt der Verfasser – auch in Anbetracht der weiter oben dargestellten gewichtigen Rolle, welche die Geriatrie in den Entwicklungsjahren der Gerontologie spielte – in Frage.

So sind für die Anmeldung zur zweiten Ärztlichen Prüfung neben den Scheinen in den medizinischen Einzelfächern immerhin auch Leistungsnachweise für sog. Querschnittsbereiche zu erbringen, zu denen auch die Alternsmedizin bzw. die Medizin des alten Menschen gerechnet wird. Wohl aber könnte sich angesichts der demografischen Entwicklung und den sich daraus ergebenden Konsequenzen (auch hinsichtlich alter(n)smedizinischer Anforderungen verschiedenster Art: akademische Qualifikation im medizinischen Bereich, medizinische Versorgungsmöglichkeiten für Ältere etc.) noch vieles verbessern, wie nicht zuletzt die nachfolgenden Trends und Fakten nahelegen:

Bei der Geriatrie handelt es sich um den medizinischen „Fachbereich mit dem größten Wachstum: Zwischen 2005 und 2014 stieg die Anzahl der Krankenhausbetten in der Geriatrie um 48 Prozent, die Zahl der stationären Fälle um 60 Prozent“ (Augurzky 2017, 13).

Über die erfreulichen Tendenzen im Krankenhaus- und Kliniksektor hinaus haben durch die Bundesregierung angeregte und geförderte Forschungs- und Modellprojekte (siehe Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2000) auch in anderen Bereichen innovativ und beflügelnd gewirkt, wie Initiativen und prototypische Maßnahmen nachgeordneter politischer Ebenen (Bundesländer, Landkreise, Bezirke und Kommunen) oder einzelner Träger bzw. Trägerverbände zeigen.

Die Gerontopsychiatrie als dritte hier vorzustellende Teildisziplin der Gerontologie ist – in Forschung und Lehre ebenso wie in der praktischen Gesundheitsversorgung – ein Spezialgebiet der Psychiatrie, wobei letztere wiederum dem übergeordneten Gebiet der Medizin zugeordnet wird. Auch hier soll eine Definition am Beginn der Kurzvorstellung stehen:

„Gerontopsychiatrie ist ein Teilgebiet der Psychiatrie, das sich mit der diagnostischen Abklärung und Behandlung psychischer Erkrankungen im Alter (meist ab 65 Jahren) befasst. Die häufigsten Krankheitsbilder sind Demenzerkrankungen und leichte bis schwere depressive Störungen. Knapp ein Viertel der Patienten in gerontopsychiatrischen Einrichtungen leidet an anderen psychischen Erkrankungen wie Ängsten, Psychosen oder Süchten.“ (betanet.de 2019)

Die Deutsche Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychotherapie (DGGPP e. V.) formuliert die Zielsetzungen der Gerontopsychiatrie wie folgt:

„Die Gerontopsychiatrie sieht den psychisch kranken Menschen ganzheitlich. Therapien haben das Ziel, seine noch vorhandenen körperlichen, seelischen und geistigen Ressourcen zu stärken, wohl wissend, dass psychisch kranke alte Menschen häufig

auch an körperlichen Gesundheitsstörungen leiden und diese sich wechselseitig ungünstig beeinflussen können.“ (DGGPP e. V. 2021)

(Teil-)stationäre oder ambulante gerontopsychiatrische Angebote findet man beispielsweise als Fachabteilungen innerhalb von Klinik- und Gesundheitszentren oder ähnlichen größeren Krankenhausbetrieben. Darüber hinaus haben sich derartige Institutionen auch als psychiatrische Kliniken oder Landeskliniken mit gerontopsychiatrischen Abteilungen organisiert bzw. als Privat- oder Teilbetriebe von Landschaftsverbänden verselbständigt.

Eine besonders wichtige Rolle in der gerontopsychiatrischen Grundversorgung der Bevölkerung spielen sog. Gerontopsychiatrische Zentren. Entsprechend ist in den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychotherapie e. V.“ zu lesen:

„In den letzten Jahren hat die Bedeutung der Gerontopsychiatrie und -psychotherapie nicht nur angesichts des demografischen Wandels erheblich zugenommen, sie erkämpft sich auch in der öffentlichen Wahrnehmung wachsende Aufmerksamkeit. Auch für die Gerontopsychiatrie ist ‚Ambulantisierung‘ ein wichtiges versorgungspolitisches Stichwort. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Gerontopsychiatrischen Zentren mit Tagesklinik.“ (Hirsch et al 2020, 399)

Als Meilenstein in der psychiatrischen Versorgung und als ein bis heute andauernder Prozess, der auch zu Veränderungen und Neuerungen im Rahmen der Gerontopsychiatrie führte, kann die sog. Psychiatriereform angesehen werden. Diese verfolgte das Ziel, die (geronto-)psychiatrische Situation samt ihren Versorgungsstrukturen, berufsständischen und ethischen Prinzipien insbesondere auch im Hinblick auf die zu versorgenden Patienten zu reformieren und damit zu verbessern.

Ausgangspunkt für diese Reformbestrebungen und -maßnahmen war die seitens des Bundestages unter dem Titel „Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland“ veröffentlichte Unterrichtung („Psychiatrie-Enquête“; Deutscher Bundestag 1975).

Die Verfasser dieses Berichtes brandmarkten die Zustände in den psychiatrischen Großkrankenhäusern der damaligen Zeit als „Ausgrenzungs- und Verwahrpsychiatrie“ und prangerten die oft menschenunwürdigen, katastrophalen Zuständen an, indem sie u. a. kritisierten, die Patienten würden z. T. lebenslang, entmündigt und in völliger Isolation lediglich verwahrt anstatt sie zu behandeln bzw. zu rehabilitieren.

Die *Geragogik*, um zu einem weiteren Teilgebiet der interdisziplinären gerontologischen Wissenschaft überzugehen, beschäftigt sich mit den Methoden und Inhalten des Lernens älterer und alter Menschen (Alterspädagogik) sowie mit den gesellschaftlichen Problemen dieser Zielgruppe.

Sie sucht nach Antworten auf die Frage, wie in unterschiedlichen Lebenslagen des Alters ein sinnerfülltes, körperlich und geistig bewegliches Leben gestaltet und unterstützt werden kann. Sie entwickelt auf der Basis aktueller Ergebnisse aus gerontologischer, neurobiologischer und bildungswissenschaftlicher Forschung didaktische Konzeptionen und bietet Anregungen, diese in geeignete Bildungsarrangements umzusetzen.

Der Begriff Geragogik wurde 1965 von Hilarion Petzold geprägt. Auch innerhalb dieser Teildisziplin haben sich zwischenzeitlich – so z. B. mit der *Kunstgeragogik* – noch stärker akzentuierte Spezialgebiete verselbständigt. Eine Alternativbezeichnung für dieses Teilgebiet lautet Gerontagogik.

„Der Deutsche Bildungsserver ist ein Gemeinschaftsservice von Bund und Ländern“ mit dem Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation (DIPF; Frankfurt a. M. und Berlin) als koordinierender Geschäftsstelle. Diese Servicestelle definiert die beiden oben angeführten Termini wie folgt: „**Gerontagogik** = Bildung alter Menschen, auch zielgruppenspezifische Angebote der Erwachsenenbildung“ und „**Geragogik** = in Analogie zur Pädagogik, pädagogische Zuwendung zu alten Menschen“ und merkt dazu an: „Die Begriffe Geragogik und Gerontagogik werden zum Teil synonym verwendet.“ (Deutscher Bildungsserver 2021)

Das Forschungsgebiet der *Gerosoziologie* oder *Gerontosozioologie* – beide Titulierungen finden neben den Bezeichnungen *Alterssoziologie* oder *Soziologie des Alters* (van Dyk 2020) oder dem der *Soziologie des Alterns* (Tews 1971; Prah; Schroeter 1996) Verwendung – geht als eine Teildisziplin der Gerontologie, wie diese selbst, von der Grundannahme aus, dass Altern als ein multidimensionales Geschehen zu betrachten sei. So ist bei van Dyk zu lesen:

„Es ist ein überaus vielschichtiger, in theoretischer Hinsicht stark vernachlässigter Gegenstand, der (...) neue Aufmerksamkeit erhält. Alter(n) zeichnet sich durch den komplexen Doppelcharakter von *Altsein* und *Altwerden* aus, ist es doch lebenslanger Prozess und Zustand zugleich. (...) Alter ist aber auch ein Differenzmarker, der das Lebensalter verschiedener Altersgruppen ausweist und damit der Gliederung der Gesellschaft nach alterskodierte Unterscheidungen dient. (...) Da es sich bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Alter(n) um ein ausgesprochen multidisziplinäres Feld handelt, kann eine Soziologie des Alter(n)s nicht nur im disziplinären Kontext verortet werden.“ (Van Dyk 2020, 6 f.)

Das in dieser Skizzierung zum Ausdruck kommende gerosoziologische Verständnis geht konform mit dem bereits aufgezeigten Tatbestand, dass es sich bei der Gerontologie in ihrer Gesamtheit um eine Art ‚Sammelbecken‘ unterschiedlicher Disziplinen handelt und sie ihr Hauptaugenmerk auf spezifische Bedingungen, markante Gegebenheiten und differenzielle Aspekte des Alters, des Alterns und des alten Menschen richtet.

Zum Teil wird – dies sei hier lediglich am Rande erwähnt – die Behauptung vertreten, der Alternsprozess beginne bereits mit der Geburt und ende mit dem Tod eines Individuums.

Dies lässt sich, wie Schroeter et al. (2021; Verlagstext) bestätigend zugestehen, zumindest für unsere heutige Gesellschaft so sagen, könne allerdings im Hinblick auf andere Epochen oder auf andere gesellschaftliche Zusammenhänge auch anders gedeutet werden. Damit ist bereits ein Hinweis darauf gegeben, dass die Thematisierung von Alter(n) und die Idee „des Alters“ auch gesellschaftlich – und das bedeutet eben: auch alten(n)ssoziologisch – zu betrachten sind.

Alter und Altern sind daher nicht undifferenziert als biologische Fakten oder als psychische Prozesse zu interpretieren. Vielmehr gilt es, die unterschiedlichen Konzeptualisierungen wie z. B. die seitens der Biologie (Biogerontologie), der Psychologie (Gerontopsychologie, Psychogerontologie) und schließlich auch in der Soziologie (Gero-Soziologie) mit Berger und Luckmann (2013) als soziale Konstruktionen zu betrachten.

Der Differenzierungsprozess in der Gerontologie, die Herausbildung von Teilgebieten, die sich innerhalb des gesamten Forschungsgebietes der Wissenschaft vom Alter und Altern verselbstständigten, ist eine Variante der Spezialisierung. Eine Ursache für diesen Prozess kann im Fortschreiten der Forschungstätigkeit und dem daraus resultierende Zuwachs an Erfahrungen und Erkenntnissen, auf eine ‚Akkumulierung von Wissen‘ also, zurückgeführt werden, wie eingangs dieser Dissertation bereits dargelegt wurde.

Die Gründe für das Auftauchen neuer Teilgebieten und Sektionen kann allerdings auch anders hergeleitet und begründet werden, indem nämlich für die Entstehung alternativer Sparten und ‚Strömungen‘ in einer Wissenschaft nicht quantitative, sondern qualitative Faktoren als ursächlich angenommen werden. In diesem Fall würde davon ausgegangen, dass die Beweggründe der Initiatoren neuer, alternativer und innovativer Forschungsansätze und -konzepte sowie Bemühungen um deren Institutionalisierung darin zu suchen wären, dass nach Ansicht dieser ‚Neuerer‘ und um Innovation bemühten Wissenschaftler mit den seither genutzten und beschrittenen Mitteln, Wegen und Perspektiven nicht die richtigen Schwerpunkte gesetzt worden und keine nachhaltigen Fortschritte und Verbesserungen zu erzielen wären.

In diesem Falle sind es daher keine Erkenntnis-, Daten- oder ‚inhaltlichen Mengen‘, keine quantitativen Größen, die zu einer Spezialisierung, Separierung und in eine andere, alternative Richtung führen, sondern eher forschungs- und erkenntniskritische Erwägungen und Motivationsaspekte. Die Anwendung eigener, (als) neu entdeckter und als stimmiger oder angemessener eingeschätzter Verfahren und Methoden ergeben sich dann mehr oder weniger zwangsläufig aus den neuartigen Zielsetzungen bzw. qualitativen Indikatoren, die es zu entwickeln, zu implementieren und hinsichtlich ihrer Tauglichkeit und ihres Nutzens zu validieren gilt.

Beispiele für Sparten, Strömungen der genannten Art wären für das Wissensgebiet der Altersforschung die bereits erwähnte Kritische Gerontologie (siehe dazu u. a. Vincent 2003 sowie Strasser; Orgis 2015; Karl; Aner 2002), die „Critical Gerontology“ (Aner; Köster, 2016, van Dyk 2020, 68–74), die „Cultural Gerontology“ (van Dyk 2020, 75 f.), die Interpretative Gerontologie (Kaiser 1989, Honer 1993) und eine zu entwickelnde phänomenologisch orientierte Gerontologie – eine Aufgabe, zu deren Realisierung die hier vorgelegte Dissertation einen Beitrag leisten und Prolegomena bereitstellen will.

Sowohl in den Sparten und Strömungen, die im vorigen Absatz genannt wurden als auch in anderen, eher etablierten und konventionellen gerontologischen Teilbereichen ist ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit und besonderem Interesse: das Thema Altersbilder.

Durch sie und ihre implizite oder explizite Formulierung und Vermittlung in Kinderbüchern, Märchen und Geschichten, auf Abbildungen und in historischen Berichten, durch verschiedene Formen kulturspezifischen Brauchtums und gepflegter Riten – kurz: über Medien jedweder Art und im weitesten Sinne werden sie tradiert und geprägt, verfestigen sie sich und stellen daher eine wesentliche Konstituente in der Anthropologie des Alter(n)s und des alten Menschen dar.

Bevor der Verfasser jedoch auf diese Thematik eingeht, sei noch ein Blick auf Ansätze anthropologischer Orientierung in den gerontologischen Subdisziplinen geworfen, denen das Thema Altersbilder seiner Ansicht nach zugehört, zumindest jedoch zugeordnet werden kann.

VIII.1.3 Ansätze anthropologischer Orientierung in den gerontologischen Einzelwissenschaften

In ihrem Buch *Philosophische Grundlagen der Gerontologie* (Nühlen-Graab 1990) stellt die Autorin fest, dass jede Wissenschaft über die Festlegung ihrer Zielsetzung und Methoden hinaus sich auch bezüglich ihres Gegenstandsbereiches Klarheit zu verschaffen habe und schreibt dazu:

„Die Aufgabe der Bestimmung und Begründung des Gegenstandsbereiches, der Ziele und Methoden als ein einheitliches, übergeordnetes Konzept für die Gerontologie als *einer* (interdisziplinären) Wissenschaft kann jedoch nicht von einer Einzelwissenschaft geleistet werden, die zum interdisziplinären Bereich der Gerontologie gehören soll, da eine Wissenschaft nicht gleichzeitig Teil eines Ganzen und das Ganze selbst sein kann und somit nicht übergeordnet eine Gesamtschau bieten kann. Nur auf einer Metaebene ist die Bestimmung der Gerontologie als einer (interdisziplinären) Wissenschaft möglich. Eine andere wissenschaftliche Disziplin, die nicht zum interdisziplinären Bereich der Gerontologie gehört und diese Aufgabe übernehmen soll, (...) ist die Philosophie.“ (Nühlen-Graab 1990, 13)

Dies bedeute für die Gerontologie – so lässt die Autorin weiter wissen – dass die Philosophie die Fundamente für die Wissenschaft vom Alter und Altern des Menschen zu klären habe und somit die Voraussetzungen für diese Wissenschaft begründen und bestimmen müsse, „was unter Alter und Altern zu verstehen ist“ (Nühlen-Graab 1990, 14; siehe in diesem Zusammenhang auch Wisniewski 2021).

Die in diesen Sätzen zum Ausdruck kommende Ansicht, es bedürfe einer Wissenschaft außerhalb des Kanons an Disziplinen, die interagierend und als integratives Netzwerk die Gerontologie bilden, um der nur „auf einer Metaebene“ zu findenden „Bestimmung der Gerontologie“ teilhaftig zu werden, stellt der Verfasser infrage.

Eine Alternative zu dieser Sichtweise sollen die nachfolgenden Ausführungen aufzeigen. Mit ihnen will der Verfasser deutlich machen, dass er zwar der prinzipiellen Einschätzung seitens Nühlen-Graab bezüglich Sinn und Zweck der philosophischen Anthropologie folgt, es allerdings eher in die Selbstverantwortung einer jeden Einzelwissenschaft bzw. Subdisziplin verorten möchte, jeweils für sich die anthropologische Bestimmung samt den daraus sich ergebenden

Folgerungen herauszuarbeiten und zu formulieren, als dies „auf einer Metaebene“ einer „externen Instanz“ zu überantworten.

In unterschiedlichem Maße finden wir in den der Gerontologie zuarbeitenden Einzelwissenschaften Bemühungen um anthropologische Sichtweisen. Letztere könnten – so die in dieser Dissertation vertretene Meinung – nützliche ‚Wegweiser‘ darstellen und in ihrer Gesamtheit die Ausrichtung und Orientierung für eine „anthropologische Betrachtungsweise“ (Bollnow 1975) in der Gerontologie bieten, zugleich eine Weitung des Blicks bewirken und ein tieferes und umfassenderes Verständnis in der Betrachtung des Alter(n)s und alter Menschen herbeiführen. Dies soll nunmehr anhand einiger gerontologischer „Subdisziplinen“ aufgezeigt werden.

Im Vorfeld sei allerdings betont und zugestanden, dass die erwähnten anthropologischen Ansätze vielfach lediglich reduzierte Modelle darstellen, die aus einem verengten Blickwinkel heraus und durch die Beschränktheit ethischer, methodischer oder geistesgeschichtlicher Gebundenheit gehemmt, wiederum nur zu Teileinsichten und beschränkten Erkenntnissen und Einsichten führen. Als Konsequenz daraus bzw. zur Abhilfe wird aber nicht eine Verlagerung oder Übertragung der Verantwortung zur Behebung des benannten Dilemmas auf eine andere, höhere bzw. „Metaebene“ oder an eine „externe Instanz“ empfohlen sondern eine disziplininterne Weiterarbeit am Ausbau und an der Optimierung der je eigenen anthropologischen Position und „Betrachtungsweise“.

Die **Geriatric** hat aufgrund der demographischen Entwicklung in der jüngeren Vergangenheit an Bedeutung gewonnen. „Mehr als zwei Drittel der internistisch erkrankten Patienten gehören heute zur Gruppe der über 65jährigen.“ (Steinhagen-Thiessen et al. 1994, 124)

Ein weiterer Beleg für den zuvor konstatierten Tatbestand und ein mit diesem korrelierender Indikator spiegelt sich in einem Fachbeitrag des Statistischen Bundesamts wider, in dem zu lesen ist: „Aufgrund der Art und Schwere ihrer Erkrankungen und der damit zusammenhängenden besonderen Behandlungsbedürftigkeit dauerten die Krankenhausaufenthalte älterer Menschen (...) durchschnittlich 2,4 Tage länger als die von Patienten und Patientinnen unter 65 Jahren.“ (Statistisches Bundesamt 2012, 2)

Dennoch muss festgestellt werden, dass die Alter(n)smedizin in der Bundesrepublik Deutschland bisher verhältnismäßig wenig Attraktivität erlangt hat – ein Tatbestand, auf den später noch zurückzukommen sein wird.

Das Ziel medizinischer Behandlung älterer Menschen ist nicht immer die vollkommene Wiederherstellung der Gesundheit und des seelischen Wohlbefindens allein, sondern darüber hinaus die „Hilfe zur Selbsthilfe“, die Stärkung individueller Ressourcen, verbliebener Kompetenzen und Potenziale, kurz: die Erhöhung der Lebensqualität. Die Behandlung von Patienten in fortgeschrittenem Alter zeitigt häufig keine spektakulären Erfolge; vielmehr hat man sich meist mit der Erreichung von Nahzielen, erarbeitet in kleinen Schritten, sowie mit langsamer Besserung zu begnügen.

Nach Steinhagen-Thiessen et al. ist die Geriatrie nicht nur eine Sparte der Medizin, sondern es geht ihr „um Alterungsprozesse an sich, um Gesundheit und auch um Krankheiten.“ Ihre Relevanz lässt sich anhand typischer Merkmale und charakteristischer Besonderheiten des alternden Organismus festmachen, die die Autoren folgendermaßen zusammenfassen:

- „- Strukturelle und funktionelle Veränderungen der Gewebe und Organe mit Abnahme der Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit;
- Tendenz zur Immobilisierung;
- Veränderung des psychischen Verhaltens mit zunehmenden Anpassungsschwierigkeiten;
- Abnahme der psychosomatischen Impulse;
- Auftreten einer multiplen Pathologie (Multimorbidität).“ (Steinhagen-Thiessen et al. 1994, 125)

Unter anthropologischen Erwägungen ist hier zunächst auf die Diskrepanz zwischen dem mit Recht erhobenen Anspruch der Geriatrie, sich auch die gesunden Anteile des alternden Organismus zunutze zu machen und dem (diesem Anspruch zuwiderlaufenden,) durchgängig defizitären Tenor des oben angeführten Bündels an ‚typischen‘ Merkmalen zu verweisen.

Die weite Verbreitung und Durchgängigkeit dieses Tenors ließe sich beispielsweise auch an dem Bild des älteren Menschen bzw. Patienten nachweisen, welches seitens einer bekannten geriatrischen Fachgesellschaft in die Öffentlichkeit getragen wird, indem in einer ihrer Publikationen im Internet zu lesen ist: „Die Patienten sind pflegefallgefährdet, häufig treten die geriatrischen ‚I’s‘ auf: Immobilität, Irritabilität, Immundefekte und Impotenz. In letzter Zeit wird häufig ein weiteres geriatrisches ‚I‘ für iatrogene Schädigung hinzugefügt.“ (Deutsche Gesellschaft für Geriatrie 2021; auf eine kritische Stellungnahme zur Wortwahl innerhalb dieses Zitats will der Verfasser verzichten.)

Ferner bleibt festzustellen, dass in dem angeführten Kanon von Charakteristika neben somatischen Veränderungen zwar auch solche „des psychischen Verhaltens“ aufgenommen wurden, *soziale* Aspekte allerdings vollkommen ausgeblendet bleiben.

Zwar verweisen Steinhagen-Thiessen et al. ausdrücklich auf die „*Verzahnung von somatischen, sozialen und psychischen Aspekten*“ (Steinhagen-Thiessen et al. 1994, 125) als Wesensmerkmal der Geriatrie und heben damit den anthropologisch äußerst wichtigen Punkt der Vernetzung und Ganzheitlichkeit hervor; dennoch weist die Geriatrie, was die Orientierung an einer „anthropologischen Betrachtungsweise“ anbelangt, noch erhebliche Defizite auf, die sich in folgenden Merkmale äußern: Denken und Handeln sind sehr stark auf ein Wiederherstellen, funktionale Aspekte und technisch-apparativen ‚Defektersatz‘ ausgerichtet, während sozialgeriatrische Ursachenforschung, sozialintegrative und präventive Dimensionen in Bezug auf geriatrische Krankheitsbilder und therapeutische Strategien zu geringe Beachtung finden.

Anthropologische Fragestellungen und Aspekte, so hat es den Eindruck, sind auch gegenwärtig weniger und seltener Thema und Forschungsgegenstand geriatrischer Kolloquien, Diskurse

und Untersuchungen sondern werden eher seitens der Theologie oder Ethik bzw. durch geistes- und kulturwissenschaftliche Institute und Fachgremien an den Hochschulen und Universitäten in den Blick genommen und durchgeführt.

Die Anthropologie findet allenfalls als ein Spezialbereich der Forensik unter der entsprechenden Titulierung „Forensische Anthropologie“ Erwähnung, wobei der Begriff in diesem Zusammenhang allerdings nicht in seiner philosophischen Bedeutung sondern eher im naturwissenschaftlichen Sinne gebraucht wird.

Im Zuge der Etablierung einer „psychischen Medizin“ als Fachdisziplin nahm in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum zugleich eine anthropologische Strömung eine rasante Entwicklung, die sich nicht zuletzt anhand der Gründung und Etablierung entsprechender Sektionen nachweisen lässt. So ist beispielsweise in Udo Benzenhöfers Schrift *Psychiatrie und Anthropologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* zu lesen: „1847 bildete man auf der 25. Jahresversammlung in Regensburg eine ‚Section für Anthropologie und Psychiatrie‘ (...). In Greifswald war 1850 eine ‚Section für Anthropologie und Psychiatrie‘ vorgesehen (...). 1851 tagte in Gotha eine ‚Section für Psychologie und Psychiatrie‘, 1852 in Wiesbaden eine ‚Section für Psychiatrie und Anthropologie‘“. (Benzenhöfer 1993, 70 f.)

Auch in der ersten Hälfte des 20. Jhs. galt die Anthropologische Psychiatrie, wie sie zwischenzeitlich genannt wurde, als eine anerkannte Teildisziplin, deren Charakteristikum darin bestand, dass sie sich eingehend mit den philosophischen Hintergründen psychischer Krankheiten befasste. Diese Anerkennung setzte sich, ebenso wie die benannte philosophische Fokussierung, in den sich anschließenden Dekaden fort,

„wennleich auch auf die phänomenologisch-hermeneutische Strömung eingeengt. Sie ist vor allem mit Namen wie Binswanger, v. Weizsäcker, M. Boss, Blankenburg, Zutt und Kuhlenkampff verbunden und wurde insbesondere durch Phänomenologen und Existenzphilosophen wie E. Husserl, M. Heidegger und J.-P. Sartre beeinflusst. Bedauerlicherweise spielt die anthropologische Psychiatrie in der heutigen Psychiatrie nur noch eine untergeordnete, fast schon historische Rolle.“ (Moldzio 2014, 74)

Grundsätzlich, d. h. unter dem Gesichtspunkt der Beschäftigung mit anthropologischen Themen und Sachverhalten überhaupt, bietet eine entsprechende Recherche innerhalb der Fachliteratur zur **Gerontopsychiatrie** daher kaum positivere Ergebnisse.

Vielmehr ist auch dort – legt man der Betrachtung und Beurteilung dieser Spezialdisziplin ethisch-anthropologische Aspekte und Kriterien zugrunde – durch die in der gesamten Medizin üblich gewordene Typifizierung auf der Basis von Klassifizierungssystemen wie ICD-10 (Dilling et al. 2015) und DSM-5® (Falkai; Wittchen, 2018) eine Verengung des Blickwinkels zu erkennen, wodurch der Mensch als Ganzes, mit all seinen sozialen und vitalen Bezügen, mit den ihn bestimmenden Seinsdimensionen und damit in seiner Ganzheitlichkeit, aus dem Fokus zu verschwinden droht.¹⁵

¹⁵ An dieser Stelle wäre eine inhaltliche Vertiefung vonnöten, die hier allerdings zu weit führte und daher nicht geleistet werden kann. Ihr Sinn und Zweck wäre es, den Zusammenhang des in Rede stehenden Themas mit dem

Angesichts von Bestrebungen nach größtmöglicher ‚Objektivierung‘ und Bemühungen um weitestgehende ‚Vereinheitlichung‘, wie sie u. a. mit den regelmäßig aktualisierten Internationalen Klassifizierungssystemen (Bsp.: ICD – 10) realisiert werden und global zum Einsatz kommen, hatte sich Ronald D. Laing bereits in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts kritisch zu Wort gemeldet und seine Ansicht – wenn auch aus einer anderen Position heraus argumentierend – folgendermaßen formuliert: „Es ist zum Beispiel interessant, daß man häufig ‚lediglich‘ vor subjektiv antrifft, während es beinahe unvorstellbar ist, von jemandem als ‚lediglich‘ objektiv zu sprechen.“ (Laing 1983, 29)

Als eine weitere, aus der Warte einer anthropologischen Gerontopsychiatrie kritisch einzuschätzende Entwicklung ist der verstärkte Rückgriff und Einsatz psychopharmakologischer Therapien bzw. von Psychopharmaka in der Behandlung von psychischen und Verhaltensstörungen älterer Patienten anzusehen (siehe dazu u. a. Vogt 2017).

Ohne an dieser Stelle näher auf die phänomenologische Sicht in der Psychiatrie eingehen zu können, wie dies durch Andrea Moldzio empfohlen und nahegelegt wird, sei als Alternative einer häufig unreflektierten und unangemessenen Anwendung von Psychopharmaka (auch und gerade in der Gerontopsychiatrie bzw. in der stationären gerontopsychiatrischen Pflege und Versorgung) hier lediglich Moldzios „Aufforderung zur therapeutischen Langsamkeit“ angeführt. Die im weiteren Sinne anthropologisch orientierte philosophische Haltung, die dieser „Aufforderung“ zugrunde liegt und zu einem affektiven Betroffensein sowie zur Subjektivität des Menschen führt, basiert nach Ansicht der Klinik-Ärztin

„auf drei Faktoren, nämlich Wundern, Wahrnehmen und Würdigen. (...) Wir staunen und wundern uns (...) in erster Linie über Phänomene, die quer zu unserer gewohnten Erfahrung stehen und dadurch unsere Aufmerksamkeit erregen. (...) Das Wahrnehmen von dem, was ist und wie es ist, meint das ‚Sich-einlassen‘ auf den anderen mit einer sensibilisierten Reflexivität. (...) Die Würdigung des Anderen meint eine Haltung des ‚Seinlassens‘, welche sich dem ‚Sich-Einlassen‘ anschließt. (...) Insofern kann man die drei ‚Ws‘ auch als Aufforderung zur therapeutischen Langsamkeit verstehen, die vor-schnellen Diagnosen, Deutungen und therapeutischen Interventionen den Wind aus den Segeln nimmt.“ (Moldzio 2014, 76 f.)

Die weiter oben zusammengetragenen Aspekte und Entwicklungsstränge sind nach Ansicht des Verfassers insofern als kritisch anzusehen, als die Konsequenzen, die aus ihnen erwachsen – auf diese Gefahr sei hier nochmals hingewiesen –, dazu führen, dass der alte Mensch bzw. der ältere Patient nicht mehr ganzheitlich gesehen wird. Anthropologisch relevante, humane Gesichtspunkte und Zusammenhänge wie Biografieorientierung, Beziehung und Bindung (auch in therapeutischen Prozessen) oder Inklusion und Teilhabe, aktive Mitgestaltung (z. B. therapeutischer Verfahren) drohen aus dem Blick zu geraten, die Maxime „der Mensch steht

grundlegenden Ansinnen der Husserl’schen Phänomenologie aufzuzeigen, „zu den Sachen selbst“ zurückzukehren. Mit Blick auf den hier interessierende Zusammenhang bedeutete dies, durch die ‚Blaupause‘ der Klassifizierungssysteme, durch das „künstliche Kleid“ (Husserl) ihrer Nomenklaturen und Chiffren hindurchzustoßen zu dem, worum es letztlich geht: zum Menschen und zu dessen oben angesprochenen Bezügen und Dimensionen, die ihn ausmachen und in die er gestellt ist.

im Mittelpunkt“ zur plakativen Parole zu verblasen. Wo ein Bündel bloßer Indikatoren herangezogen wird und hinzureichen scheint, eine Person nach „klinisch-diagnostischen Leitlinien“ diesem oder jenem Typus (geronto)psychiatrischer Störungen zuzuordnen, stehen erforderliche ethische Prinzipien und anthropologische Grundsätze auf dem Spiel: Das Individuum oder die Person, zum ‚Merkmalsträger‘ degradiert, zumindest jedoch über Indikatoren und daran gekoppelte Chiffren bzw. Codes (wie „Diagnosebezogene Fallgruppen“, „DRGs“ bzw. „D-DRGs“) etikettiert, mittels derer der Einzelne in Kategorien von organischen, somatoformen, psychischen, affektiven, neurotischen, Persönlichkeits-, Entwicklungs- und anderen Störungen verortet wird. Der einzelne Mensch, das Individuum, erfährt – vor dem Hintergrund einer zunehmenden Verknappung personeller, zeitlicher und finanzieller Ressourcen – immer weniger Beachtung.

Wie im Bereich der Geriatrie finden sich auch in der Gerontopsychiatrie keine oder nur bescheidene Ansätze und zögerliche Bereitschaft, bei der Erörterung der Entstehungsbedingungen von Erkrankungen soziogenetische Faktoren zu beachten und in die Diskussion geeigneter therapeutischer Verfahren ganzheitliche, verstehende Aspekte und Ansätze neben linearen Kausalzusammenhängen stärker zu berücksichtigen.

Andrea Moldzio trifft in ihrem weiter oben erwähnten Beitrag die Feststellung, die anthropologische Psychiatrie sei in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts „eine weitgehend anerkannte und verbreitete Richtung“ gewesen, spiele aber heute „nur noch eine untergeordnete, fast schon historische Rolle. So ist sie auf psychiatrischen oder psychotherapeutischen Kongressen unterrepräsentiert und wenig besucht, ganz zu schweigen von den Publikationen auf diesem Gebiet.“ (Moldzio 2014, 74)

Bei aller ‚Schwarzmalerei‘ sind allerdings auch ‚Lichtblicke‘ bzw. Ausnahmen zu verzeichnen, wie sie beispielsweise in dem von Thomas Bock, Klaus Dörner und Dieter Naber herausgegebene Buch *Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie* und den darin befindlichen Perspektiven und Beispielen zu finden sind und aufgezeigt werden. Allerdings warnen die Autoren darin ebenfalls vor den „**Gefahren einer reduktionistischen Psychiatrie**“, indem sie schreiben:

„Wir erleben in den letzten Jahren eine zunehmend ‚pathologisierende Psychiatrie‘, d. h. eine Psychiatrie, die auf die Ausdifferenzierung und Ausweitung pathologischer Begriffe größten Wert legt. Dabei wächst gleichzeitig die Gefahr, dass sich die geschaffene Nomenklatur verselbständigt und die kreativen oder auch nur interessengeleiteten Konstruktionen mit der Realität verwechselt werden. Das Modell wird zur Ist-Aussage, die Konstruktion wird zur Norm.“ (Bock et al. 2014, 11)

Angesichts dieser Sachlage und Gefahr kann und will eine anthropologische Psychiatrie Abhilfe schaffen, existierende Denkmodelle und die mit ihnen verbundenen (Be-)Handlungsspielräume wieder erweitern: „Anthropologische Psychiatrie besinnt sich auf die Gesamtwirklichkeit des Menschen, will ungewöhnliche Erlebnis- und Handlungsweisen mit Hilfe philosophischer Betrachtung länger einbehalten in der Vielfalt menschlichen Daseins, sie nicht so schnell aus der ‚Normalität‘ ausgrenzen.“ (Bock et al. 2014, 11; siehe dazu auch Fuchs 2016)

Ein weiterer ‚Lichtblick‘ im zuvor verstandenen Sinne sind die Veröffentlichungen des Heidelberger Karl-Jaspers-Professors für philosophische Grundlagen der Psychiatrie, Thomas Fuchs, der mit seinem Buch *Das Gehirn- ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption* das Ansinnen verfolgt, „die gegenwärtigen Fortschritte der Hirnforschung in einen anthropologischen Zusammenhang zu stellen, der das Gehirn (...) als Beziehungsorgan oder als Organ der Person“ (Fuchs 2017, 9) begreift. Gleichermäßen interessant und unter (geronto)psychiatrischen Gesichtspunkten mit phänomenologisch-anthropologischer Orientierung ebenfalls äußerst wertvoll ist ein 2018 in zweiter Auflage erschienenes Werk desselben Autors: *Leib · Raum · Person* (Fuchs 2018).

Einen letzten ‚Lichtblick‘, der hier Erwähnung finden soll, stellt die Auffassung einer Gerontopsychiatrie dar, wie sie von Johannes Kipp und Gerd Jüngling vertreten wird. Den beiden Autoren zufolge sind psychische Alterskrankheiten nicht als Defizite aufzufassen.

„Defizite oder vielmehr Verluste sind zwar Auslöser der Erkrankung, diese selbst ist aber gleichsam eine produktive, wenngleich krankhafte Antwort auf etwas, das schmerzlich tief in das Leben des Betroffenen eingegriffen hat. (...) *Die Erkrankung kann als eine sinnhafte Auseinandersetzung mit erlittenen Verlusten verstanden werden. In der Therapie geht es darum, Symptome als Selbstheilungsprozeß und damit als spezifische Auseinandersetzung des Individuums mit Verlusten zu verstehen.*“ (Kipp; Jüngling 2007, 24)

Psychische Erkrankungen oder Störungen auf diese Weise zu deuten und damit einem verstehenden Umgang mit ihnen Vorschub zu leisten, bedeutet – in gerontopsychiatrischen Institutionen ebenso wie in Einrichtungen der Altenhilfe überhaupt – zugleich, in einer angemessenen Weise nach den Auslösern zu fragen, durch welche der Mensch aus der Bahn geworfen, ins Schwanken und aus der Fassung geraten ist.

Im Hinblick auf Angststörungen hat Jürg Zutt näher aufgezeigt, in welcher Form ein solches Nachforschen und Nachspüren vonstatten gehen und damit zugleich mögliche Handlungs- und Interventionsperspektiven zu identifizieren wären:

„Ganz abgesehen von der Frage der Ursache, aus der heraus die Angst entsteht, bleibt immer die Aufgabe der anthropologischen Interpretation der Angst. Diese Aufgabe lösen wir, indem wir eben die Frage stellen und zu beantworten versuchen: Was ist das Ordnungsspezifische der jeweiligen Angst, welche Geborgenheit ist dem Menschen verlorengegangen, ist er in eine Grenzsituation geraten, wodurch die sonst sicher bergenden Dinge ihre sonst sicher bergende Bedeutung und Kraft verloren haben und ‚gefährlich‘ wurden. Aus dieser Interpretation erst ergibt sich ein Hinweis, wie und wo der Geängstigte in Sicherheit gebracht werden kann.“ (Zutt 1963, 320)

Hinsichtlich der **Gerontopsychologie** ist zu sagen, dass sie in ihrem Bemühen, neben seelisch-geistigen Phänomenen auch andere Einflussgrößen wie biologische, soziologische, historische und ökologische zur Geltung kommen zu lassen, bereits einem wesentlichen anthropologischen Gesichtspunkt, dem einer ganzheitlichen Sichtweise der älteren Person nämlich, Rechnung zu tragen sucht. So heißt es bei Weinert: „*die psychischen Prozesse sind aber stets eingebettet in und beeinflusst durch biologische und gesellschaftliche Vorgänge und Bedingungen,*

die das seelische Altern in einer zur Zeit noch nicht hinreichend geklärten Weise charakterisieren und dementieren“ (Weinert 1994), woraus sich nicht nur ableiten lässt, dass es bezüglich des ganzheitlichen Ansatzes noch viele offene Fragestellungen zu bearbeiten gibt, sondern auch, dass diese Probleme nur in einer interdisziplinären Ausrichtung gerontopsychologischer Forschung zu bewältigen sind.

In seinem Artikel *Zum Verständnis des Alternsprozesses aus psychologisch-anthropologischer Sicht* betrachtet Andreas Kruse den Prozess des Alterns aus den fünf Perspektiven „Individualität, Mehrdimensionalität, Personalität, Sozialität und Kontextualität“ (Kruse 1991, 149) und stellt zum Schluss seiner „Befunde“ fest, „daß die Analyse des Alternsprozesses eine umfassende Perspektive erfordert“ (Kruse 1991, 164).

Diese Erkenntnis aus seinen gerontopsychologischen Studien und Analysen hebt Kruse ebenfalls in seinem Beitrag zur *Festschrift zum 60. Geburtstag von Frau Professor Ursula Maria Lehr* hervor, indem er schreibt:

„Der Alternsprozeß stellt ein individuelles, in den verschiedenen Funktionsbereichen unterschiedlich verlaufendes Geschehen dar. Die Person antwortet auf die Anforderungen und Aufgaben des Alters in einer ihr eigenen Art und Weise. Sie steht dem Alternsprozeß nicht passiv gegenüber, sondern sie gestaltet diesen – vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen im Laufe der Biographie – aktiv mit. Erleben, Verhalten und Handeln des älteren Menschen sind in hohem Maße durch das soziale und räumliche Umfeld beeinflusst.“ (Kruse 1990, 39 f.)

Aufgrund seines Studiums am Bonner Institut für Psychologie und seiner dadurch bedingten engen Vertrautheit mit der durch Ursula Lehr und Hans Thomae beeinflussten Ausrichtung der dort betriebenen gerontologischen Forschung (siehe dazu u. a. Thomae 1968; ders. 1983; Lehr; Thomae 1987) weist Kruses wissenschaftlicher Weg und seine Forschungstätigkeit zum einen ein größeres Interesse an Alternsformen gegenüber Altersnormen und zum anderen eine weitreichende und vielfältige anthropologische Orientierung auf, die sich nicht zuletzt in der Zuwendung zu sog. „Daseinsthemen“ (Bsp.: Auseinandersetzung mit dem Schicksal langjähriger Pflegebedürftigkeit) äußert (siehe dazu Kruse 1986).

Ferner ist in den Arbeiten des Direktors des Heidelberger Instituts für Gerontologie eine Bezugnahme sowohl auf die Bonhoeffer'sche Christologie und Ethik als auch auf die existenzpsychologischen Arbeiten V. E. Frankls erkennbar (siehe Kruse 1992, 69 f.).

Schließlich ist eine Verankerung seines Denkens im existenzphilosophischen Werk Karl Jaspers sowie in den Arbeiten des deutsch-amerikanischen Psychoanalytikers und Ich-Psychologen Milton H. Ericksons nachweisbar.

Die Zielsetzung, von der sich eine anthropologisch und christlich fundierte Altenarbeit leiten lässt, gliedert Kruse in folgende Aspekte auf:

„- den Wert, die Individualität, die Würde und Mündigkeit des älteren Menschen zu achten und ihr immer wieder zur Verwirklichung zu verhelfen;

- den älteren Menschen immer wieder zu motivieren und anzuregen, seine Eigenverantwortung aufrechtzuerhalten, seine Fähigkeiten einzusetzen, auch weiterhin Aufgaben und
- für ihn bedeutsame – Tätigkeiten auszuüben;
- ihm dabei zu helfen, schwere Verluste und Belastungen so zu verarbeiten, daß er trotzdem noch eine Zukunfts- und Lebensperspektive besitzt;
- ihm dabei zu helfen, schwere Krankheiten und den herannahenden Tod so zu verarbeiten, daß eine seelische Entwicklung auch dort noch möglich ist, wo eine Verbesserung des körperlichen Zustandes nicht mehr zu erwarten ist; dabei ist zu bedenken, daß dies die Anwesenheit eines Menschen erfordert, der bereit ist, mit dem Kranken in einen kontinuierlichen Dialog zu treten;
- ihm die Möglichkeit zu geben, an einer Gemeinschaft teilzuhaben, um auf diese Weise die Gewißheit zu erhalten, auch in Stunden der Not nicht alleine zu sein;
- offen zu sein für existentielle und religiöse Fragen des älteren Menschen, ohne ihm aber Antworten aufzuzwingen und ihn in eine bestimmte Richtung drängen zu wollen;
- ihm die Überzeugung vermittelt, in seiner Individualität geachtet und geschätzt zu sein und auch bei dem Bestehen von schweren Krankheiten nicht abgelehnt zu werden.“ (Kruse 1988, 494)

Abgesehen von ganzheitlichen Ansätzen und Bestrebungen, wie sie in den zuvor zitierten Aspekten zum Ausdruck kommen, ist in der Gerontopsychologie das Augenmerk nach Ansicht des Verfassers grundsätzlich zu sehr auf die Untersuchung und Erforschung der kognitiven bzw. intellektuellen Fähigkeiten älterer Menschen gerichtet (inklusive der Erforschung von Einbußen und Defiziten in diesem Bereich), dagegen zu wenig auf Fragestellungen bezüglich der Rolle gesellschaftlicher Lebensformen, auf die Bedeutung interaktionistischer, interpretativer (Kaiser 1989) oder phänomenologischer Theorieansätze u. ä. m.

Was die Markierung des Stellenwertes und der Nützlichkeit einer „anthropologischen Betrachtungsweise“ (Bollnow) in der **Ger(ont)agogik** anbelangt, so kann dies als das Ergebnis entsprechender Analysen und Arbeiten sowie als das Verdienst u. a. von Rudolph Lochner, Heinrich Roth, Werner Loch und Otto Friedrich Bollnow sowie – in den 1980er Jahren – von Irmgard Bock (1984) und Wilfried Kuckartz (1990) gewertet werden.

Neben den in den Werken und Beiträgen der zuvor benannten Wissenschaftler zu findenden grundsätzlichen anthropologischen Aspekte, bedarf es in Geragogik als gerontologischer Subdisziplin auch einer speziellen anthropologischen Didaktik, wie sie u. a. von Hans-Michael Elzer (1966), Dieter Höltershinken (1976) und Arnold Stenzel (2005) skizziert wurde und im Rückgriff auf aktuelle gerontologische Forschungsergebnisse zu aktualisieren, ergänzen und auszubauen wäre.

In diesem Zusammenhang gilt es, Fragestellungen im Hinblick auf die Bedeutung der Biografie älterer Menschen bei der (inhaltlichen) Gestaltung von geragogischen Prozessen, Probleme der Schichtzugehörigkeit in Verbindung mit Motivation, Strukturierung und Zieldefinition sowie Überlegungen zu neuen Formen des Wissenserwerbs und der Bildung im Alter und bis ins hohe Alter auch jenseits von Institutionen (selbst-organisiertes Lernen Älterer, Aktivitäten im Quartier etc.) stärker zu berücksichtigen. Wie dies in geragogischen Praxisfeldern gelingen könnte, findet sich zum Beispiel in den Veröffentlichungen von Bubolz-Lutz thematisiert und

in Berichten zu diversen Projekten unter ihrer Leitung und Beteiligung beschrieben. Aus diesen gehen – zumindest implizit und über das vermittelte geragogischen Grundverständnis hinaus – auch berücksichtigte anthropologische Gedanken und Perspektiven hervor (siehe dazu u. a. Bubolz-Lutz et al. 2010 sowie Bubolz-Lutz 2013).

Der Frage, welchen Beitrag die Existenzanalyse Viktor Emil Frankls (1905–1997) zu einer anthropologisch fundierten Pädagogik beitragen könnte, geht Beda Wicki in dem von ihm verfassten Buch (1991) nach.

Ein Blick zurück auf die Entwicklung der **Sozialwissenschaften** im allgemeinen und der **Soziologie** im besonderen lässt schnell erkennen, dass in beiden Gebieten die jeweils genuin zu ihnen gehörenden elementaren bzw. Kernfragen und -probleme mehr oder weniger eng an anthropologischen Frage- oder Problemstellungen gekoppelt sind und mit jenen gemeinsam behandelt werden.

Für das Forschungsgebiet der Soziologie kann diese Hypothese relativ leicht nachgewiesen und durch Werke jüngerer wie älteren Datums und deren Autoren beispielhaft belegt werden: So anhand von Max Schelers *Die Stellung des Menschen im Kosmos* (1988, zuerst 1928), der in dieser Dissertation öfter zitierten Arbeit *Kosmion* von Ilja Srubar (1988) mit dem Untertitel *Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund*; der Studie *Sociologie et Anthropologie* von Marcel Mauss (1950) oder anhand der *Studien zur Anthropologie und Soziologie* von Arnold Gehlen (1963). Schließlich sind – darauf wurde eingangs des Abschnitts IV.2 in der vorliegenden Dissertation bereits hingewiesen – auch wesentliche Grundannahmen und Axiome in den Schriften Max Webers anthropologischer Art, wie u. a. aus dessen grundlegendem Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1980, zuerst 1922) hervorgeht.

Was die **Gerosoziologie** anbelangt, so kann man die grundlegende Aussage von Bongaerts auf diese gerontologische Subdisziplin übertragen, dass nämlich soziologische Theorien, die einen Sinnbegriff verwenden, nicht selten zugleich auch von anthropologischen Annahmen ausgehen und diese teils explizit formulieren, teils implizit voraussetzen. Er schreibt dazu:

„Dass nur wenige theoretische Ansätze in der Soziologie ihre anthropologischen Annahmen ausformulieren und ein großer Teil es dabei belässt, dass menschliches Erfahren und Handeln sinnhaft ist, hat wiederum gute Gründe. Gleichermaßen wie der Sachverhalt gute Gründe hat, dass die wenigen Ansätze im Kanon der soziologischen Theorien, die ihre Anthropologie explizieren, es bei einigen wenigen Annahmen belassen: bei einer *Minimalanthropologie*.“ (Bongaerts 2012, 8 f.)

Zusammenfassend kann nach Ansicht des Verfassers festgehalten werden, dass die bestehenden anthropologischen Ansätze in den gerontologischen Einzelwissenschaften, sofern sie überhaupt Eingang in sie finden, ein Bild des Alters und des alten Menschen widerspiegeln, welches Themen und Phänomenen wie Person und Persönlichkeit, Individualität, Selbstbestimmung, Kreativität, Verstehen in angemessenem Umfang Beachtung schenkt. Hingegen

werden, wo es geboten erscheint, eingrenzende und verengende Normierungen und Reglementierungen zum einen sowie Generalisierungen und Pauschalierungen zum anderen aufgedeckt.

Anthropologische Ansätze können, dies sollte mit den vorherigen Überlegungen deutlich gemacht werden, auf noch vorhandene Defizite und verengte Perspektiven aufmerksam machen und sie identifizieren, um sie mit einer ganzheitliche Sicht und einer Betrachtungsweise „vom alten Menschen aus“ zu konfrontieren und Alternativen aufzuzeigen (siehe dazu u. a. Wisniewski 2021, 85 ff.).

Nicht selten wird zugunsten eines naturwissenschaftlichen Selbstverständnisses und – im Streben nach ‚objektiver‘ Erkenntnis – unter Anwendung empirischer Verfahren das Subjekt außer Acht gelassen, bleiben qualitative bzw. phänomenologische Methoden (siehe Kap. IX.2), person-orientierte Konzepte und phänomenologisch-daseinsanalytische Ansätze unberücksichtigt und ungenutzt und zu selten finden geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Zusammenhänge und Faktoren gegenüber empirisch-statistischen Aspekten und Größen gebührende Berücksichtigung.

Aus diesem Grunde ist – ungeachtet der Vorbehalte, die Christian Carls (1996) sieht – die Entwicklung eines neuen Altersbildes anzustreben, in dem alte Menschen stärker im „Modus des Könnens“ (Loch 1980, 191–225; siehe dazu auch Peters 2017) gesehen und begriffen werden. Dazu können u. a. die zuvor berücksichtigten gerontologischen Teildisziplinen einen entscheidenden Beitrag leisten, sofern sie sich diese Möglichkeit nicht selbst durch eine reduktionistische Betrachtungsweise und durch Verzicht auf anthropologische, phänomenologische und interpretative Konzepte, Verfahren und *methodische Ansätze vorenthalten sondern „die anthropologische Produktivität in den Einzelwissenschaften“* (Loch 1963, 21) fördern, was allerdings seinen Preis hat: „Ihre anthropologischen Aussagen zwingen die Einzelwissenschaftler zum Philosophieren.“ (Loch 1963, 32) Dies hat Alfred Schütz nicht nur erkannt, sondern in seinem Werk in konsequenter Weise umgesetzt!

Inwiefern existierende Alternstheorien den Anforderungen an die oben explizierten Bedingungen genügen und sie erfüllen (Einbeziehung qualitativer Methoden, person-zentrierter und interpretativer Ansätze etc.), zumindest jedoch Möglichkeiten für deren Rezeption und Integration bieten, soll in Abschnitt VIII.2 genauer untersucht und aufgezeigt werden.

In einem vorgelagerten Untersuchungsschritt will sich der Verfasser jedoch noch einer Thematik zuwenden, in der seiner Ansicht nach anthropologische Aspekte in verdeckter Form auftauchen, als implizite, nicht auf Anhieb erkennbare Sedimentierungen verfestigter und verbreiteter Meinungen, Ansichten und Vorstellungen über das Alter(n) und alte Menschen, sodass man sie vielleicht treffend als Formen einer ‚kryptenhaften Anthropologie‘ bezeichnen könnte. Gemeint sind Altersbilder, wie sie uns in vielfältiger Weise und variantenreichen Spielarten sowohl im Alltag als auch im Bereich der Gerontologie begegnen.

VIII.1.4 Altersbilder in der Gerontologie

Altersbilder sind weder eine Erfindung der Alter(n)sforschung noch der Soziologie, sie bilden keine der Wissenschaft im engeren Sinne vorbehaltene Thematik und ebenso wenig eine ausschließlich gegenwartsgebundene. Sie sind recht häufig in eher essayistisch verfassten, historisch-kulturvergleichenden Arbeiten und Werken zu finden sowie in der Unterhaltungsliteratur zuzurechnenden Publikationen (siehe z. B. de Beauvoir 1970, Hesse 1990). Schließlich tauchen sie bereits in den ersten Zeugnissen schriftlicher Überlieferung (Bsp.: Smith-Papyrusrollen) oder in der Mythologie des Altertums (siehe Gilgamesch-Epos) auf.

Mit Schütz können Altersbilder und deren Veränderungen bzw. Variationen im Laufe der Zeit und Geschichte verstanden werden als „die Auffassungsperspektiven, in denen dem in der Sozialwelt lebenden seine [älteren; H. B.] Mitmenschen und Nebenmenschen überhaupt gegeben sind.“ (Schütz 1993, 16)

Altersbilder kommen nicht von ungefähr, nicht aus dem Zauberkasten. Vielmehr entwickeln sie sich meist diskursiv, knüpfen an bereits bestehende Konstrukte an und sind in allen Gesellschaften, in denen das Alter überhaupt als Phänomen existiert und identifiziert wird, ein bedeutsames Charakteristikum derselben (siehe in diesem Zusammenhang auch Pelizäus-Hoffmeister 2014 und 2015).

Historische und kulturelle Vergleiche lassen erkennen, dass die Einstellungen, Meinungen und Überzeugungen hinsichtlich des Alters und alter Menschen einem Wandel unterliegen. „Wie alle Menschenbilder sind auch Altersbilder Kulturerscheinungen im Horizont von Raum und Zeit.“ Die verschiedenen Stereotype vom Alter erhielten ihren Grundtenor bis in das 20. Jahrhundert hinein meist aufgrund der Körperbilder, denen wiederum die Lebens- und Arbeitsbedingungen ihren Stempel aufdrückten und jene formten.

„Während jedoch in der Agrargesellschaft die relativ geringe Entwicklungsgeschwindigkeit der Wirtschaft das Erfahrungswissen begünstigte und damit den Potentialen der Älteren entgegen kam, lief die Industrialisierung mit ihrer schöpferischen Zerstörung von Althergebrachtem den Möglichkeiten der Älteren mehr und mehr zuwider.“ (BMFSFJ 2010, 43)

In der vorindustriellen Zeit pflegte man noch das Bild vom alten Handwerker und Bauern als Wissensspeicher, und lange berufliche Erfahrung sowie damit verbundenes Ansehen wurden unter anderem über Berufsstände, Gilden und Zünfte tradiert und in diesen gepflegt.

„In der nach Fortschritt und Innovation strebenden Industriegesellschaft verlor jedoch dieses Beharren auf Vätersitte und Gewohnheit zunehmend an Wert. Die Dynamik des Industriezeitalters stempelte die Älteren zunehmend zu Menschen ‚von gestern‘. Dieses negative Altersbild galt vor allem für die Mittellosen und die von harter körperlicher Arbeit lebende Unterschicht und damit für die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Dagegen tendierte das Altersbild der obersten Gesellschaftsschichten, der Einflussreichen und Mächtigen, mehr ins Positive.“ (BMFSFJ 2010, 43)

Neue Formen des Alterns sowie ein sich verändernder Blick auf die Älteren ergaben sich in nachfolgenden Zeiten u. a. über die Groschenromane und Massenblätter oder über die Sportbewegung, durch die die Körpercodes von Grund auf umgeschrieben und herkömmliche Körpernormen und überkommene Fähigkeitsurteile durch neue Ideale ersetzt wurden.

Mit der Lebensreform- und Jugendbewegung seien schließlich noch zwei weitere Einflussfaktoren benannt, die – einhergehend mit einem verstärkten Interesse und einer sich stetig ausweitenden Vereinnahmung des Körpers, seiner Funktionstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit seitens der Naturwissenschaften, der Mediziner und Hygieniker einerseits sowie eines „ästhetisierenden Jugendmythos“ (BMFSFJ 2010, 45) andererseits – zu einer prägnanten Umformung tradierter Bilder vom Alter und Altern führten.

Was aber sind eigentlich Altersbilder? Wie kann dieser Begriff, von dem in den vorangegangenen Passagen dieser Arbeit schon mehrfach die Rede war, gefasst und definiert werden? Dieser Frage soll nunmehr, vornehmlich im Rückgriff auf eine diesbezügliche offizielle und ergiebige Quelle, nachgegangen werden:

Eine Antwort liefert die interdisziplinär besetzte Kommission, die unter dem Vorsitz des Gerontologieprofessors Andreas Kruse die zuvor mehrfach zitierte Expertise erarbeitete, mit folgender Definition und sie flankierenden Erläuterungen:

„Altersbilder sind individuelle und gesellschaftliche Vorstellungen vom Alter (Zustand des Altseins), vom Altern (Prozess des Älterwerdens) oder von älteren Menschen (die soziale Gruppe älterer Personen). In einer pluralisierten und differenzierten Gesellschaft gibt es immer eine Vielzahl von Altersbildern. Auch Einzelpersonen haben nicht nur jeweils ein einzelnes Altersbild, sondern verfügen über ein ganzes Repertoire an Altersbildern. Verschiedene Altersbilder können unterschiedlich wichtig sein. Es gibt kulturell prägende, ‚große‘ Altersbilder, die das Altsein in einer Gesellschaft in hohem Maße formen und sich höchst langsam verändern. Und es gibt flüchtige, ‚kleine‘ Altersbilder, die sich relativ schnell abwechseln und wandeln können. Altersbilder sind Bestandteil des kulturellen Wissensschatzes einer Gesellschaft und des individuellen Erfahrungsschatzes der einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft. Welches der zur Verfügung stehenden Altersbilder im Vordergrund steht, hängt entscheidend vom jeweiligen Kontext ab; je nach Situation können unterschiedliche Altersbilder aktualisiert werden, sich abwechseln oder nebeneinander stehen.“ (BMFSFJ 2010, 27).

Bereits in der Einleitung zu dem oben erwähnten Bericht hatte das Expertenteam betont, es ginge um die Frage,

„wie sich Altersbilder in den verschiedenen Bereichen des Lebens auswirken, z. B. auf die Beziehungen der Generationen. Und es geht um die Frage, welche Rollen älteren Menschen in unserer Gesellschaft offen stehen und was von ihnen in diesen Rollen erwartet wird. Altersbilder haben Einfluss darauf, was jüngere Menschen für ihr Alter erwarten und darauf, was Ältere sich zutrauen.“ (BMFSFJ 2010, V f.)

Wandel und Entwicklung dieser Bilder können, wie der Bericht weiter ausführt,

„analytisch für die vier Ebenen untersucht werden, auf denen Altersbilder zu finden sind:

- (a) *Gesellschaftlicher Wandel von Altersbildern (...)*
- (b) *Institutioneller und organisatorischer Wandel (...)*
- (c) *Der Wandel von Verhaltensskripten in der persönlichen Interaktion (...)*
- (d) *Die Entwicklung und der Wandel von individuellen Altersbildern.“* (BMFSFJ 2010, 41 f.)

Zu a)

Dieser Ebene wären u. a. Fragen des Fortschritts auf dem Gebiet der Medizin, der Trennung von Arbeit und Freizeit, sich verändernder Schönheitsideale sowie der Herausbildung eines separaten Lebensabschnitts „Alter“ zuzurechnen. Bezüglich des letztgenannten Aspekts stellt Rosenmayr fest, dass heutzutage viele Menschen das Alter nicht mehr als bloße Restlebensphase begriffen, in der es vornehmlich um Verlusterfahrungen und Abschied gehe, sondern als eine aktive Phase der „späten Freiheit“ (Rosenmayr 1983).

Zu b)

Die zweite Ebene rückt den Einfluss von Veränderungen in der kollektiven Wahrnehmung des Alters auf institutionelle Regelungen und auf die Handlungsorientierung von Organisationen ins Zentrum ihrer Analysen.

„So geht etwa mit dem Anstieg der allgemeinen Lebenserwartung die Heraufsetzung der Regelaltersgrenze („Rente mit 67“) und ein allmählich einsetzender Wandel in der gesundheitlichen Versorgung älterer Menschen einher. (...) Auch kommunale Verwaltungen reagieren auf die Debatten über den demografischen Wandel mit besonderen Programmen und Angeboten, etwa was die infrastrukturelle Versorgung älterer Menschen in ihrem direkten Wohnumfeld betrifft.“ (BMFSFJ 2010, 41)¹⁶

Zu c)

Zur dritten Analyseebene sei hier ein Beispiel angeführt, welches als Beleg für die Variabilität von Altersbildern im Zuge intergenerativer Beziehungen zwischen jüngeren und älteren Personen herangezogen werden kann und die hier in Rede stehende Einflussnahme bzw. Veränderbarkeit in der Sicht auf das Alter(n) durch ein „Trainings- und Fortbildungsprogramm zur Veränderung des Verhaltens von Pflegefachkräften (...)“ exemplifiziert.¹⁷ „Hintergrund dieses Programms waren Beobachtungsstudien, die auf das (...) ‚Unselbständigkeits-Unterstützungsskript‘ im Handeln von Pflegekräften hingewiesen haben.“ (BMFSFJ 2010, 41)

Zu d)

Wie im „6. Altenbericht“ zu lesen ist, werden individuelle Altersbilder in frühen Kindheitsjahren erlernt bzw. erworben und sind zunächst auf eine andere, weit entfernte Altersgruppe bezogen. Alle Menschen jedoch, sofern sie nur lang genug leben, wachsen in diese stereotypisierte Gruppe hinein.

¹⁶ Zum Thema Wohnumfeld, Wohnformen und Wohnen im Alter siehe auch Blonski 1997 und 2011.

¹⁷ Der Altenbericht bezieht sich an dieser Stelle auf Neumann et al. 1993 sowie auf Zank; Maier 1999.

„Während in der Kindheit vor allem Altersstereotype erworben werden, können eigene Erfahrungen mit dem Älterwerden erst deutlich später im Lebenslauf gemacht werden; Altersstereotype können dann mit den eigenen Erfahrungen verglichen werden. Die ‚Kontaminationshypothese‘ besagt, dass sich eine Person umso mehr selbst zur Gruppe der älteren Menschen zugehörig fühlt, je mehr die in der Jugend erworbenen Altersstereotype in das Selbstbild übernommen wurden.“ (BMFSFJ 2010, 42)¹⁸

Eine ebenfalls in vier Punkte unterteilte Systematisierung bezüglich der Zuordnung von Altersbildern bieten Kühnert; Ignatzi vor dem Hintergrund ihrer eigenen Definition des Begriffs Altersbilder, die sich ebenso wie die nachfolgend wiedergegebenen vier Ebenen bzw. Kategorien weitgehend an den Formulierung der Expertengruppe um Kruse (siehe BMFSFJ 2010, Abschnitt 2.8, 39 f.) orientieren und folgende vier Perspektiven berücksichtigen:

- „Altersbilder als gesellschaftliche kollektive Deutungsmuster (...).
- Organisationale und institutionelle Altersbilder (...)
- Altersbilder in der persönlichen Interaktion (...)
- Altersbilder als individuelle Vorstellungen und Überzeugungen (...).“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 64).

Zu 1.

Dieser ersten Gliederungsebenen werden nach Ansicht der beiden Autorinnen Altersbilder zugerechnet, die von vielen Mitgliedern einer gegebenen Gesellschaft geteilt werden und zwar mitsamt den dazugehörigen Vorstellungen negativer und positiver Art. Die dieser Kategorie zuzurechnenden kollektiven Sichtweisen werden auch als *generalisierte Altersbilder* bezeichnet. „Kollektive Altersbilder entstehen und wandeln sich in öffentlichen Diskursen. (...) Altersbilder als kollektive Deutungsmuster lassen sich in gesellschaftlichen Erwartungen an Eigenschaften und Verhaltensweisen oder an der Übernahme sozialer Rollen älterer Menschen erkennen.“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 64)

Zu 2.

Die organisationalen und institutionellen Altersbilder dieser Kategorie kommen in institutionalisierten Richtlinien bzw. Maßgaben zum Ausdruck und spiegeln sich u. a. in gesetzlichen Regularien (z. B. zur Gesundheitsversorgung) wider. Altersbilder dieser Formengruppe bilden sich häufig in öffentlichen Debatten heraus und setzen sich in der Folge durch. Sie können, wie oben angedeutet, institutionalisiert werden und „in die Struktur sozialer Organisationen eingehen (soziale Meso-Ebene). Damit werden sie für das Alltagsleben der Menschen relevant.“ (BMFSFJ 2010, 39 f.) Als weitere Beispiele für Altersbilder dieser Gruppe können über Gesetzesregeln hinaus noch die Festlegung von Berufsausstiegsgrenzen in der Arbeitswelt oder die altersspezifisch unterschiedliche Verordnung von Rehabilitationsmaßnahmen sein.

Generell kann festgestellt werden, dass „sich negative Einstellungen und Stereotype in diskriminierenden Einstellungen und Verhalten gegenüber älteren Personen manifestieren, zum Beispiel gegenüber älteren Erwerbstätigen, älteren Patienten in der medizinischen Versorgung

¹⁸ Verwiesen wird auf Rothermund; Brandstätter 2003.

oder in der pflegerischen Versorgung“. Eine Altersdiskriminierung kann allerdings dem genannten Autorenteam zufolge nicht nur durch jüngere Menschen erfolgen. „Auch ältere Menschen haben Altersstereotype und beziehen diese nicht nur auf andere, sondern auch auf sich selbst, was auch als *Alters-Selbststereotypisierung* bezeichnet wird. Diese sind also mitbestimmend dafür, welche Rollen und Handlungsmöglichkeiten älteren Menschen offen stehen und was ältere Menschen sich selbst wünschen und zutrauen.“ (Wurm et al. 2013, 4)

Zu 3.

Altersbilder der dritten Ebene, solche in der persönlichen Interaktion, kommen beispielsweise in Form des eigenen Verhaltens während der Kommunikation mit älteren Menschen zum Tragen, indem entweder in knappen Sätzen, besonders laut oder langsamer als üblich gesprochen wird. „Es handelt sich hierbei um eine Ausdrucksform sog. Altersfremdbilder, d. h. der Vorstellungen und Erwartungen, die der Einzelne an alte Menschen hat und die sein Verhalten ihm [!] gegenüber steuern.“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 64)

Zu 4.

Altersbilder, die dieser Kategorie zugehören und als solche individuelle Überzeugungen und ‚Glaubenssätze‘ repräsentieren, werden auch Altersstereotype genannt. Sie basieren zum einen auf den Vorstellungen, die eine Person selbst bezüglich älterer Menschen und im Hinblick auf das eigene Älterwerden und Altsein hat („Altersselbstbild“), ebenso jedoch auf Befürchtungen, Erwartungen und Einstellungen gegenüber dem Alter und älteren Menschen ganz allgemein („Altersfremdbild“).

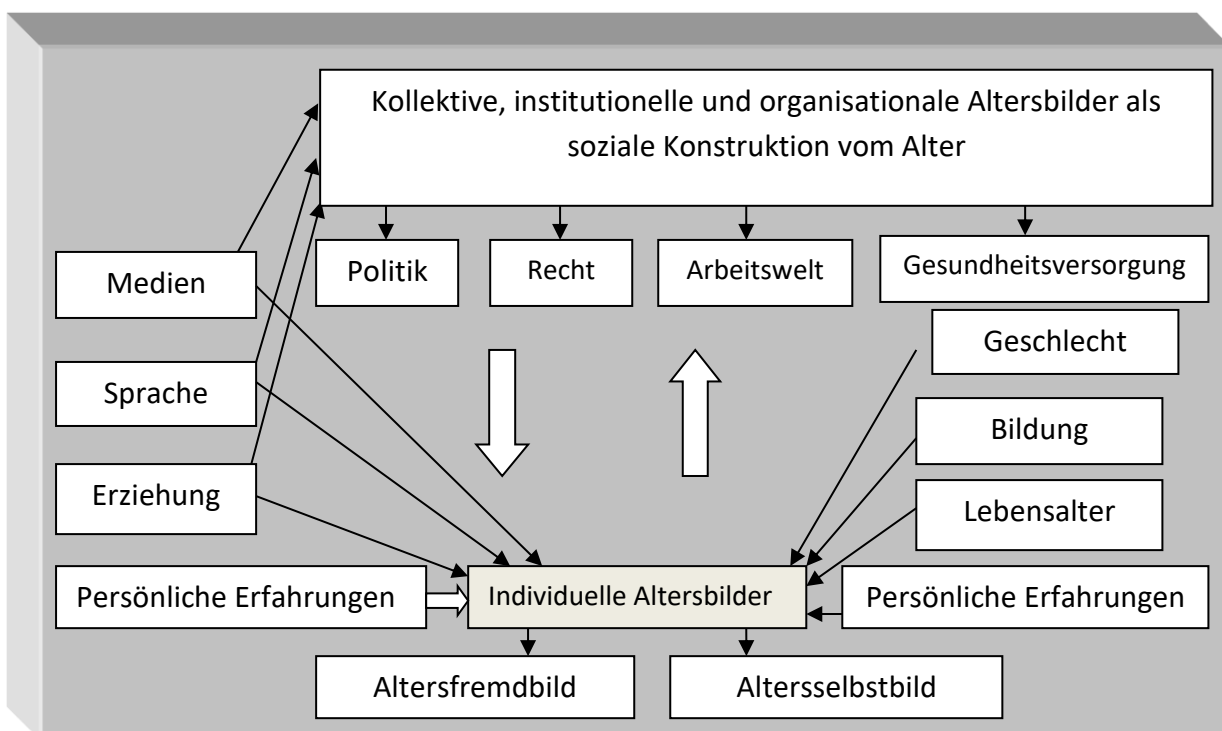


Abb. 1: Eigene Abbildung (in Anlehnung an Abb. 7 in Kühnert; Ignatzi 2019, 65)

Am Ende ihres oben erwähnten Beitrags warnen Wurm, Berner und Tesch-Römer davor, leichtfertig negativ konnotierte Altersbilder durch positiv konnotierte zu ersetzen. Vielmehr benötige die Vielfalt des Alters auch eine große Spannbreite unterschiedlicher Altersbilder, die die Vielfältigkeit des Alters so widerspiegelt, dass der in der Gesellschaft geführte Diskurs über Altersbilder auch die „Inklusion aller älteren Menschen befördert“ (Wurm et al. 2013, 9).

Altersbilder sind – das sollte eine Erkenntnis aus den vorangegangenen Betrachtungen sein – nicht nur für die Gerontologie ein Thema von hoher Relevanz sondern stellen auch gesamtgesellschaftlich – so z. B. sozial-, kultur- und bildungspolitisch – einen viel beachteten und diskutierten Gegenstand dar.

Abschließend sei bezüglich der Ausführungen zum Thema Altersbilder mit Nühlen-Graab noch ein kurzer Blick auf diesen Gegenstand in den mythischen Dichtungen bei Homer und Hesiod geworfen. Die Stellung der Greise mit deren Fähigkeiten und Ansehen, Aufgaben und Rollen stellt Homer sowohl in der *Ilias* als auch in der *Odyssee* deutlich heraus.

„Es gehört zur Norm, vor wichtigen Entscheidungen immer den/die Ältesten oder den Ältestenrat zu befragen. (...) Obwohl es zur Tradition gehört, Greise um Rat zu fragen und ihnen zu gehorchen, wird die Einhaltung dieser Sitten nicht von allen Jüngeren befolgt. (...) Allgemein gelten die Greise als Vermittler zwischen Göttern und Menschen, indem sie die göttlichen Zeichen deuten und den Willen der Götter kundtun. Während die Alten die Götterratschlüsse befolgen, handeln manche Jungen dagegen und beachten die unheilverkündenden Zeichen nicht. Eine weitere Funktion ist die Rechtssprechung [!] durch die Ältesten, denn sie gelten als gerecht.“ (Nühlen-Graab 1990, 94 f.; siehe auch Wisniewski 2021, 71 ff.)

Recht gegensätzliche Einstellungen dem Alter und Älteren gegenüber kommen in den Dichtungen Hesiods und in dessen Werken (*Erga* und *Theogonie*) zum Ausdruck. In den *Erga* (Von Arbeit, Wettstreit und Recht) erhält Perses durch seinen Bruder Hesiod

„Anweisungen zum guten Leben, verstanden als praktische Ratschläge für die Landwirtschaft, den Schiffsbau usw. und als Tugendlehre. (...) Es ist das Gebot der Götter, den alten Vater nicht zu verachten und zu kränken. Hesiod formuliert diese Norm gegenüber den Greisen nicht positiv, wie etwa ‚das Alter ist zu ehren‘, sondern in negativer Abgrenzung, nämlich wie man sich nicht zu verhalten habe. Zu erklären ist diese Formulierung vor dem historischen Hintergrund, daß Hesiod die ‚Erga‘ als eine Art ‚Moralkodex‘, einmal für seinen Bruder und zum anderen für die einfach gebildeten Bauern und Landleute seiner Heimat, geschrieben hat.“ (Nühlen-Graab 1990, 97)

Grundsätzlich kann festgestellt werden, dass anthropologische Gedanken und Ansätze eher als implizite Bestandteile von Altersbildern nachweisbar sind, sich jedoch nicht als explizite und augenfällige Elemente zu erkennen geben. Dieses Merkmal und Charakteristikum ist auch für Altersbilder als ‚kryptenhafte Anthropologien‘ von Alter(n)stheorien und -modellen wesentlich. Letztgenannten wendet sich der Verfasser im nachfolgenden Abschnitt zu.

VIII.2 Alter(n)stheorien und -modelle

Alternstheorien und -modelle können als ein wichtiges Ergebnis moderner Altersforschung angesehen werden. In ihnen findet man seitens der Vertreter sowohl dynamische (Altern als Prozess) als auch statische (Alter als Phase) Aspekte berücksichtigt, eine Differenzierung, die der Verfasser mit Hilfe unterschiedlicher Schreibweise (siehe Überschrift VIII.2) berücksichtigt. Die Auswahl, die hier vorgestellt werden soll, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Mit ihr soll lediglich die ‚Bandbreite‘ an Aspekten und thematischen Schwerpunkten aufgezeigt werden, mit denen sich diese Theorien und Modelle befassen und damit zugleich eine Differenzierung ermöglichen bezüglich der zahlreichen Perspektiven, unter denen das Alter und Alternsprozesse betrachtet werden können.

Um dieser Präsentation eine gewisse Ordnung und Systematik zu geben, wurden die ausgewählten Beispiele den folgenden vier Gruppen bzw. Kategorien zugeordnet und diese z. T. nochmals in eigenständige Subkategorien untergliedert:

1. Biologische Alternstheorien (VIII.2.1)
2. Psychologische Alternstheorien (VIII.2.2)
3. Sozialpsychologische Alternstheorien (VIII.2.3)
4. Weitere Alter(n)stheorien und Alter(n)smodelle (VIII.2.4)

VIII.2.1 Biologische Alter(n)stheorien

„Biologische Alternstheorien versuchen, Altersveränderungen auf wenigstens drei Ebenen zu analysieren: auf *Zellebene*, auf *Organebene* und auf *Organismusebene*.“ (Keuchel 1983, 24)

Es existieren zahlreiche Hypothesen und diverse Vermutungen im Hinblick auf die medizinisch-biologischen Ursachen des Alterns, wobei es infolge der Komplexität des Sachverhalts und der Vielzahl der ihn potenziell beeinflussenden Parameter und Variablen bis dato nicht gelungen ist, auf Basis dieser Kategorie von Alter(n)smodellen zu einer alle Einzelaspekte umfassenden Aussage zu kommen.

Nach Keuchel können allein hinsichtlich des Alterns auf Zellebene nochmals unterschiedliche Subkategorien unterschieden werden wie beispielsweise:

- Ansätze mit genetischer Orientierung, die davon ausgehen, dass im genetischen Potenzial die Hauptursachen für den Alterungsprozess von Menschen und Tieren lägen;
- durch somatische Mutationen bedingte Alterungsprozesse wie sprunghafte Veränderungen der DNS-Struktur bzw. durch sie entstandene Lücken oder Überkreuzungen im DNS-Strang

sowie

- die sog. „Fehler- bzw. Error-Theorie“ (Medvedev 1964), der zufolge „es in einer intakten Zelle verschiedene Reparaturmechanismen gibt, die immer wieder auftretende Schäden in der DNS-Struktur beseitigen, d. h. selbst reparieren können. Dieser Reparaturvorgang ist

jedoch dann unmöglich bzw. erschwert, wenn der Schaden in der t-RNS (...) oder in der m-RNS (...) auftritt.“ (Keuchel 1993, 28 f.)

In der Vergangenheit wurde sowohl die Mutations- als auch die Fehler-Theorie von verschiedener Seite in Frage gestellt und einer teils energischen Kritik unterzogen.

Neben den zuvor angesprochenen genetisch orientierten wären unter den Modellen des Alterns auf Zellebene noch die metabolisch orientierten zu nennen. Dabei handelt es sich um theoretische Ansätze, welche Störungen im Zellstoffwechsel als den verursachenden Faktor beim Alternsprozess ansehen. Unter diese Subkategorie fällt zum einen die Deprivationstheorie, sodann die Akkumulationstheorie und als dritte die Theorie des Alterns durch sog. Freie Radikale.

Die erstgenannte, die Deprivationstheorie also, geht von einer falschen Verteilung wichtiger, für den Menschen notwendiger Nährstoffe wie Fette aus, die zu Gefäßverengungen und anderen vaskulären Degenerationen führen können.

Gemäß der Akkumulationstheorie hingegen ist als Ursache des Alterns die kumulative Ansammlung von Stoffen mit schädigender Wirkung im Zellinneren anzusehen.

Die Theorie der Freien Radikale – chemische Verbindungen mit einem hochkonzentrierten Sauerstoffgehalt – erklärt das Altern damit, dass jene Verbindungen an andere in der Zelle vorkommende Elemente ‚andocken‘ und damit die Struktur und Funktion wichtiger Proteine und Enzyme beeinträchtigen.

Damit geht der Verfasser zur zweiten der unter den biologischen Kategorien zu benennenden Ansätze über, die als ursächlich für den Alternsprozess angesehen werden.

Ihnen zugewandt verfolgt die Forschung Prozesse, in deren Verlauf einzelne Organe ihre spezifischen, teils lebenswichtigen Aufgaben nur noch eingeschränkt erfüllen können und aufgrund derer sie ihre ursprüngliche Funktionstüchtigkeit bzw. -fähigkeit teilweise oder vollständig eingebüßt haben.

In diesem Zusammenhang wären a) Störungen im Blutkreislauf bzw. im kardiovaskulären System zu benennen, sodann b) Störungen der Schilddrüsenfunktion und c) solche der Hypophyse, der Hirnanhangsdrüse.

Der dritten der weiter oben erwähnten Subkategorien, der auf Organismusebene, sind folgende Ursachenbündel bzw. Störungsarten zuzuordnen: a) Störungen des Nervensystems, b) Störungen des Blutdruck-Regulierungssystems, c) Störungen im Rahmen der Temperaturregulation sowie d) Störungen im endokrinen Kontrollsystem.

Eine gewisse Sonderstellung nimmt eine Alter(n)stheorie ein, die z. T. auf individuelle, möglicherweise auch genetische Faktoren zurückzuführen ist, mit Sicherheit jedoch zugleich mit Einflüssen in ursächlichem Zusammenhang steht, die eher dem (familiären, beruflichen oder Wohn-)Umfeld des Menschen zuzuschreiben sind, in zunehmendem Maße aber auch Faktoren

wie Lärmbelastung und ökologischen Gegebenheiten und Problemen wie Luftverschmutzung, extremer Hitze, Niederschlägen und anderen klimatischen Risikofaktoren (z. B. Flutkatastrophe im Sommer 2021 in Rheinland-Pfalz und NRW): die Stresstheorie.

Ihre Vertreter sehen vorrangig die organische und psychische Belastung von Individuen als Ursachen des Alter(n)sprozesses an, wobei auch erhöhte Anpassungsleistungen, die dem Menschen über die gesamte Lebensspanne hinweg abverlangt und aufgebürdet werden (dauerhafte Übernahme von Pflegeleistungen gegenüber Angehörigen innerhalb der Familie, chronische Erkrankungen und psychische Störungen, Handicaps bzw. unterschiedliche Formen der Behinderung etc.), nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Mit diesen Einblicken seien die Ausführungen zur Kategorie der biologischen Alter(n)stheorien beendet und die Aufmerksamkeit auf eine zweite Klasse, die psychologischen Alter(n)stheorien, gelenkt:

VIII.2.2 Psychologische Alter(n)stheorien

Zu den Ansätzen und Varianten, die dieser Theorien-Kategorie zuzuordnen sind, gehören zum einen die Defizitmodelle des Alterns.

VIII.2.2.1 Defizitmodelle des Alter(n)s

Alter(n)stheorien und -modelle dieser Gruppierung betrachten das Alter(n) grundsätzlich als einen Abbauprozess. Unter anderem seien Fähigkeiten, Fertigkeiten und Funktionen wie die Intelligenz, das Gedächtnis und das Reaktionsvermögen von diesem defizitären Prozess betroffen.

Dem wäre allerdings entgegen zu halten, dass insbesondere in der Frühphase gerontologischer Forschung, in denen Theorien dieser Kategorie entwickelt wurden, oft unstatthafte Generalisierungen und Methodenfehler sowie überkommene oder unkritisch übernommene und teils überholte biologische Grundannahmen zu Artefakten, Fehlurteilen/-einschätzungen und in der Folge auch zu Versäumnissen in der Forschung führten. Als ein Beispiel für diesen Sachverhalt sei hier lediglich auf die erst relativ spät erfolgte Differenzierung unterschiedlicher „Primärfunktionen“ – z. B. in Bezug auf die Intelligenz – hingewiesen (Groffmann 1971), in deren Folge zwischen einer flüssigen (*fluid*) und einer kristallisierten (*crystallized*) Form der Intelligenz unterschieden wurde. Zudem gelangte man zu der Erkenntnis, dass diese beiden Formen, besser gesagt: Funktionen der Intelligenz, sich mit zunehmendem Alter verändern und unterschiedlich entwickeln (siehe dazu u. a. Horn; Cattell 1966).

VIII.2.2.2 Die kognitiven Alter(n)stheorien

Vor dem Hintergrund der in der gesamten Gesellschaft, auch in Forschung und Wissenschaft weit verbreiteten Ansicht, ältere Menschen hätten Schwierigkeiten damit, sich auf Neues ein-

zustellen, seien auf vielfältige Weise, sowohl bezüglich emotionaler als auch hinsichtlich intellektueller Fähigkeiten und Potenziale Verlust- und Abbauprozessen ausgesetzt, konnten sich in den Frühperioden empirischer, verhaltens- sowie sozialwissenschaftlicher Altersforschung Theorien und Modelle, die den Alternsprozess differenzierter betrachteten (d. h. abweichend vom Mainstream medizinisch und biologisch geprägter Verfahren, Vor-/Grundannahmen und Perspektiven) nur schwer etablieren und Akzeptanz finden. Umso anerkannter und für die Weiterentwicklung gerontologischer Forschung wichtig waren entsprechende Differenzierungsbemühungen und -ansätze, wie anhand des oben angeführten Beispiels der Primärfunktionen in der Intelligenzforschung aufgezeigt und verdeutlicht werden sollte.

Zu den Forschungstrends und -ansätzen, die in der zuvor skizzierten Weise als ‚aufklärerisch‘ und progressiv, zumindest jedoch als produktiv im ebenfalls bereits erwähnten Sinne (siehe u. a. Horn; Cattell 1966) bezeichnet werden können und die letztlich in ihrer Gesamtheit zunächst zur Entwicklung und Etablierung einer „Differenziellen Gerontologie“ und später zu deren „Inter- und Transdisziplinarität“ (Gogol 2015) beigetragen haben, leisteten die Forscherinnen und Forscher des Psychologischen Instituts der Universität Bonn – seit Beginn der 1960er Jahre – sehr erfolgreiche und kreative Arbeit. Insbesondere den an der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA) beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gelang es, mit ihren Forschungsarbeiten und -ergebnissen der Gerontologie sowohl in der Bundesrepublik als auch international zu Wertschätzung und Anerkennung zu verhelfen.

Über die beiden oben angedeuteten forschungsstrategischen Schwerpunkte und Perspektiven: eine differenzielle sowie eine trans- und interdisziplinäre, gelang es, eine Integrationsgrundlage zu schaffen, die zugleich eine bedeutsame Basis für die Forschungsaktivitäten des Teams um Hans Thomae und Ursula Lehr bildete.

Auf Hans Thomae geht u. a. die kognitive Theorie des Alterns zurück, die dieser Ende der 1960er Jahre mit der Zielsetzung entwickelt hatte, im Sinne der zuvor angesprochenen strategischen Ausrichtung eine integrierende Plattform auch für andere alternstheoretische Ansätze zu schaffen (siehe Thomae 1971).

Im Zentrum seiner Überlegungen stand die subjektive Seite des Älterwerdens, während ihm objektive Gegebenheiten des Alterns, die für die Vertreter des Defizitmodells einen besonders hohen Stellenwert haben, ebenso wie nomothetische Ansätze eher von geringerer Bedeutung waren.

Bedeutsam und intensiver Beachtung und Erforschung wert waren ihm Fragestellungen, welche zu Erkenntnissen und Einsichten über die „kognitive Repräsentanz“ führten und damit aufzeigen und erklären ließen, „wie der alternde Mensch diese objektiven Gegebenheiten (beispielsweise das Nachlassen der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit) subjektiv erlebt und interpretiert“ (Keuchel 1983, 39).

Auf welchen zentralen Thesen die kognitive Alternstheorie Thomaes basiert, sei nachfolgend anhand dreier Grundannahmen dargestellt:

Sie geht zum einen davon aus, dass Verhaltensänderungen eines Individuums (Bsp.: völliger Rückzug) enger mit dem subjektiven Erleben von Veränderung im Umfeld der betreffenden Person (Bsp.: Kinder sind erwachsen geworden und führen ein eigenständiges Leben – ich werde nicht mehr gebraucht, stehe nur noch im Wege) zusammenhängen als mit den Veränderungen selbst. „Die externe oder interne Reizlage als solche kann (...) keine Veränderung hervorrufen. Nur die Veränderung der Situation, so wie sie erlebt wird, wird Intensität, Form und Richtung des Verhaltens in einer der erlebten Situationsänderung entsprechenden Weise korrigieren.“ (Thomae 1971, 10)

2. „Die Art, in der die situativen Veränderungen erlebt werden, ist von dominanten, z. T. unbewußten Bedürfnissen und Erwartungen des alternden Menschen abhängig oder aber von denen der Gesellschaft bzw. Bezugsgruppe, in der das alternde Individuum lebt.“ (Keuchel 1983, 40)

3. Schließlich kommt die kognitive Theorie von Thomae zu der Erkenntnis, die entscheidende Voraussetzung eines erfolgreichen Alterns sei „ein Gleichgewichtszustand zwischen der kognitiven Struktur und dem Bedürfnissystem des Individuums“ (Thomae 1971, 13).

Im Ansatz der hier eingehender betrachteten kognitiven Theorie der Anpassung an das Alter von Thomae wird – im Unterschied zum Großteil anderer kognitiver Theorien – die

„vielfältige Verflochtenheit von kognitiven und motivationalen Prozessen bei der Auswahl von Reaktionen untersucht. Die grundlegenden motivationalen Einheiten werden als ‚Daseinsthemen‘ bezeichnet und in ihrer Funktion z. B. in einer Studie über die Auseinandersetzung mit der Situation langjähriger Pflegebedürftigkeit aufgewiesen (...).“ (Lehr 2007, 70; Lehr verweist hier auf Kruse 1986)

Eine weitere Kategorie von Alternstheorien, genauer gesagt eine Sub- bzw. Sonderkategorie der psychologischen, bildet die der sozialpsychologischen Theorien des Alterns.

VIII.2.3 Sozialpsychologische Alter(n)stheorien und -modelle

In diese Unterkategorie der psychologischen Alternstheorien sind all jene Ansätze und Varianten zu verorten, die bestrebt sind, eine Beschreibung des Alternsprozesses auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen, von Interaktionen und sozialem Geschehen im weiteren Sinne (Verhältnis der Generationen zueinander, Phänomene mit wissenssoziologischem, kulturellem Bezug und Hintergrund etc.) zu liefern und nachzuweisen, auf welchem Wege und – vor allem – unter welchen sozialpsychologischen Voraussetzungen und Bedingungen zufriedenes Altern gelingen könnte.

VIII.2.3.1 Die Aktivitätstheorie

Die Aktivitätstheorie, zu deren Hauptvertretern u. a. Robert J. Havighurst (1963) und Rudolf Tartler (1961) zu zählen sind, geht vor allem der Frage nach, welche Formen des Alterns den Menschen ein möglichst hohes Maß an Zufriedenheit vermitteln und zuteil werden lassen.

Die Verfechter dieses Ansatzes sehen einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Intensität und Intimität der sozialen Kontakte bzw. zwischen dem Niveau der sozialen Aktivitäten in ihrer Gesamtheit einerseits und der Lebenszufriedenheit andererseits. Nur die Menschen, so ihre Grundannahme, die bereit und willens sind, aktiv etwas zu leisten und die deshalb von anderen Menschen gebraucht werden, können zufrieden und glücklich altern.

Die (freiwillige und selbst gewollte) Übernahme und Ausübung solcher Rollen ist nicht nur von großer Bedeutung für ein positives Selbstwert- und Lebensgefühl der „Rollenträger“ selbst, eine gute Chance zur Stärkung, Sicherstellung und Verbesserung der eigenen Lebensqualität, sondern die älteren Menschen, die Akteure, setzen damit zugleich Zeichen im Sinne bürgerschaftlichen Engagements und der Übernahme sozialer Verantwortung.

Rollen- und Funktionsverluste und damit einhergehende ‚Schieflagen‘ in der Selbstintegrität einer Person können, wie anhand diverser Studien nachgewiesen wurde, zu teils vehementen persönlichen Krisen und Phasen des Rückzugs und der Isolation, der Niedergeschlagenheit sowie zu depressiven Störungen (Bsp.: die sog. Depressionsspirale) führen.

So stellen Dominik Enste und Mara Ewers in einem *IW-Trends*-Beitrag fest:

„Das Ausmaß der Zufriedenheit bleibt im Lauf des Lebens nicht konstant, sondern verläuft sinusförmig. (...) Personen im Alter von 50 bis zu 60 Jahren sowie Menschen über 80 Jahre sind im Durchschnitt am unzufriedensten. (...) Auch ehrenamtliches Engagement scheint glücklich zu machen. Zwar engagieren sich nur 10 Prozent der Deutschen regelmäßig, ohne hierfür ein Entgelt zu beziehen, dafür sind sie signifikant zufriedener als andere.“ (Enste; Ewers 2014, 1)¹⁹

Die Wichtigkeit und Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft für die Lebenszufriedenheit und Selbstintegrität gilt auch und – aufgrund der Auftrittswahrscheinlichkeit von Angstgefühlen und -zuständen – insbesondere für ältere und alte Menschen, die an einer Demenz leiden:

„Die soziale Eingebundenheit ist sicherlich (...) ein bedeutsames Element und ein zentrales Motiv menschlichen Lebens, das auch das Wohlbefinden und die Lebensqualität demenzkranker Menschen mitbestimmt. Mit zunehmendem Alter, vor allem aber beim Verlust von (kognitiver) Kompetenz, wird deutlich, dass weniger die Quantität, sondern vor allem die Qualität sozialer Beziehungen das Wohlbefinden erhöht (...). Insbesondere emotional bedeutsame Personen können (...) eine Quelle sozialer und emotionaler Unterstützung darstellen und zur Sicherung und Förderung der Lebensqualität demenzkranker Menschen beitragen.“ (Becker et al. 2011, 39; siehe dazu auch Blonski 2020)

¹⁹ Zum Zusammenhang zwischen Rollen-/Funktionsverlust und Beeinträchtigung der Selbstintegrität Älterer siehe auch Petzold; Orth 2005.

VIII.2.3.2 Die Disengagement-Theorie

Die von Elaine Cumming und William E. Henry entwickelte Disengagement-Theorie (Cumming; Henry 1961) stellt gewissermaßen einen Gegenpol bzw. eine Antithese zu der soeben vorgestellten Aktivitätstheorie dar und, wie Lehr feststellt, „zunächst einmal nahezu alle Ansätze praktischer Altenarbeit in Frage (...)“. Eine zentrale These dieser Theorie besteht nämlich in der Behauptung, „der ältere Mensch wünsche sich geradezu gewisse Formen der ‚sozialen Isolierung‘, der Reduzierung seiner sozialen Kontakte und fühle sich gerade dadurch glücklich und zufrieden“ (Lehr 2007, 59).

Die Vertreter der Disengagement-Theorie behaupten ferner, es entspreche nicht nur dem Wunsch und Willen des Individuums selbst, sich von gesellschaftlichen Erwartungen, Aufgaben und Rollen zurückzuziehen, sondern dies sei auch im Sinne der Gesellschaft und von dieser gewollt. Zudem stelle dieser Rückzug, wie bereits angemerkt, die elementare Voraussetzung für zufriedenes Altern – auch aufgrund und infolge der Entbindung (i. S. von Entpflichtung) erlangten Zugewinns an Freiheit – dar (siehe dazu auch Rosenmayr 1983).

Die hier vorgestellte Theorie beinhaltet neun Grundannahmen, mittels derer der Prozess des Disengagement als ein unvermeidbares Geschehen charakterisiert wird, der mit dem Zeitpunkt beginnt, da sich das Individuum des Schwindens seiner Fähigkeiten sowie des Herannahens seines Todes bewusst wird und der erst mit dem Eintreten des letzteren beendet ist. Das Disengagement werde, so seine Verfechter, in seinem Ablauf deshalb stets individuell und somit unterschiedlich, immer jedoch ein harmonisches Geschehen sein, welches ein zufriedenes Altern gewährleiste, vorausgesetzt, dass jenes vom alternden Menschen wie von der Gesellschaft gleichzeitig angestrebt werde (siehe dazu auch Henry 1964).

Disharmonien und Differenzen träten allenfalls dann auf, wenn die Gesellschaft dem alternden Menschen dessen Rückzug aus herkömmlichen Rollen quasi aufoktroziere oder ihm mittels gesellschafts- und/oder sozialpolitisch institutionalisierten Praktiken (Bsp.: Pensionierung bei Erreichen eines willkürlich festgelegten Alters) den Rückzug gewissermaßen „überstülpe“ bzw. von ihm erzwingen.

Zusammenfassend kann man hinsichtlich der beiden unter VIII.2.3.1 und VIII.2.3.2 vorgestellten Alternstheorien mit Lehr zu dem Urteil gelangen, dass „die Aktivitätstheorie ebenso ungeeignet (ist), für alle Lebenslagen den rechten Weg der Zufriedenheit zu weisen, wie die Disengagement-Theorie“ (Lehr 2007, 58).

VIII.2.3.3 Die Austauschtheorie

Die Austauschtheorie, die hier als dritte und letzte unter den sozialpsychologisch orientierten Alternstheorien Erwähnung finden und vorgestellt werden soll, wurde ursprünglich von George Caspar Homans (1972) mit der Zielsetzung konzipiert, einen Beitrag zum Verständnis allgemeiner sozialer Prozesse zu leisten. Der Kerngedanke dieser Theorie geht davon aus, dass soziale Interaktion im Wesentlichen aus dem dauerhaften Austausch sowohl materieller als

auch immaterieller Güter, aus ständigem Geben und Nehmen bestehe. Schneider fasst diesen Tauschprozess in folgende Worte: „Die Handlungen des einzelnen sind also hervorgerufen durch die Erwartungen, daß er früher oder später einen Ausgleich für seinen Aufwand erhält.“ (Schneider 1974, 182)

Zu Beginn der 1970er Jahre versuchte David L. Martin,

„die Homanssche Theorie des sozialen Austausches auf das Altern anzuwenden. Er geht davon aus, daß in früheren Gesellschaften das Zusammenleben in einer Mehrgenerationenfamilie sowohl den Alten als auch den Jungen Vorteile brachte: Die Alten konnten ihre Erfahrungen z. B. hinsichtlich der Landwirtschaft an die jüngere Generation weitergeben; die Jungen versorgten im Austausch dafür ihre älteren Familienangehörigen z. B. mit Nahrung, Wohnmöglichkeiten und emotionaler Zuwendung.“ (Kuechel 1983, 46 unter Bezugnahme auf Martin 1971, 19)

Aus verschiedenen Gründen kann die Theorie des sozialen Austausches bezogen auf den Alternsprozess in der zuvor grob skizzierten Form – zumal vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse in den westlichen Industrienationen – heute nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Ginge man allerdings daran, wichtige Elemente ihrer Grundannahmen zu ersetzen (z. B. die erwähnte Erfahrung in der Landwirtschaft durch Betreuungstätigkeit gegenüber den Enkeln im Falle elterlicher Schichtarbeit) und zu aktualisieren (z. B. die Versorgung der Älteren durch die Jungen mit Pflegeleistungen oder mit informationstechnologischem Wissen in puncto Nutzung von Kommunikationsmitteln und -technologie), so könnte man der Austauschtheorie auch heute noch in einigen ihrer Grundannahmen beipflichten. In angemessener, zuvor punktuell benannter Weise reformuliert, könnte sie dann vielleicht wieder von Wert und Nutzen sein und zu erneuter Anerkennung gelangen.

VIII.2.3.4 Die Theorie der Entwicklungsaufgaben

Bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts wiesen Fachbücher im Bereich der Entwicklungspsychologie die Besonderheit auf, dass man in ihnen vergeblich nach Beiträgen suchte, die Phänomene, Probleme oder Tatbestände aufgriffen und thematisierten, die die Lebensphase des Alters, insbesondere des höheren oder hohen Alters betroffen hätten.

Der Lebenslauf schien, was entwicklungspsychologische Aspekte und Prozesse anbelangt, mit dem Erwachsenenalter quasi beendet zu sein, zumindest jedoch keine forschungsrelevanten Inhalte, Themen oder Untersuchungsgegenstände mehr zu bieten.

Es ist Forschern wie Erik Erikson (1902–1994) zu verdanken, dass sowohl die entwicklungspsychologische und in der Folge auch die gerontologische Forschung Anregungen erhielten und ihren Blickwinkel dahingehend erweiterten, dass man „auch im Erwachsenenalter bedeutende qualitative Umstrukturierungen an bestimmten Krisenpunkten konstatierte“ (Lehr 2007, 53).

Mit der „empty nest“-Erfahrung, dem Auszug des letzten Kindes aus der elterlichen Wohnung bzw. aus dem Haus der Eltern, dem Eintritt in die Nacherwerbsphase, dem Tod des Ehepartners oder dem Erleiden einer schweren Erkrankung seien nur einige der möglichen, als bedrohliche oder gravierende Einschnitte empfundene Lebensereignisse benannt, die als „Krisenpunkte“ im oben genannten Sinne verstanden und erlebt werden und eine z. T. tiefgreifende qualitative Umstrukturierung mit sich bringen können.

Die Expansion entwicklungspsychologischer Forschung über die gesamte Lebensspanne hinweg, zumindest jedoch über das Erwachsenenalter hinaus und unter Einbeziehung der ihm folgenden Phasen unter Anwendung der methodischen Ansätze und Verfahren moderner Biografie sowie unter Berücksichtigung „typischer Aufgaben“, hatte sich Robert J. Havighurst (1900–1991) als Schwerpunkt seines wissenschaftlichen Wirkens ausgewählt und beschrieben.

Der US-amerikanische Erziehungswissenschaftler und Soziologe, der zunächst als Chemiker und anschließend als Assistenz-Professor für Physik tätig war, bevor er sich pädagogischen Fragestellungen und Forschungsthemen zuwandte, entwickelte sein viel beachtetes Konzept der Entwicklungsaufgaben gegen Ende der 1940er Jahre und baute es zu Beginn der 1950er Jahre weiter aus.

Entwicklungsaufgaben („developmental tasks“) sind nach Havighurst als solche Aufgaben zu verstehen, denen sich ein Individuum in einer bestimmten Phase seines Lebens gegenüberstellt und denen es sich stellt. Diese Aufgaben, die also als phasenspezifisch bzw. als typisch zu bezeichnen sind – Havighurst hatte die Lebensspanne in insgesamt neun Abschnitte aufgliedert – werden durch drei Quellen gespeist: a) durch physische Reife, b) durch gesellschaftliche Erwartung und c) durch persönliche Zielsetzungen und Werte. Dazu Lehr:

„So gesehen ist die Entwicklung als Prozess während des ganzen Lebens zu verstehen: Entwicklung ist nicht mehr nur ‚Entfaltung von Anlagen‘, also nur endogen bedingt oder biologisch gesteuert, aber auch nicht nur von der Umwelt abhängig und noch weniger nur von Selbstverwirklichungsbestrebungen bestimmt, sondern *Entwicklung ist stets das Resultat einer Interaktion*

1. des sich entwickelnden Organismus
2. mit dem individuellen Selbst, seinen Wertvorstellungen
3. in einer spezifischen sozialen Situation.“ (Lehr 2007, 54)

Als erfolgreich und glücklich erlebt sich der Mensch dann, wenn es ihm gelingt, diese phasenspezifischen Aufgaben erfolgreich zu bewältigen, während ein Misslingen beim Meistern dieser Herausforderung zu Ablehnung seitens der Gesellschaft führt, den Betroffenen selbst unglücklich macht und bei der Bewältigung späterer Aufgaben zu Problemen führen kann.

Was die aus gerontologischer Sicht besonders interessante Frage der Zuordnung von Entwicklungsaufgaben zum späteren Erwachsenenalter anbelangt, führt Havighurst für diese Phase u. a. folgende an:

- die Energien auf neue Rollen zu lenken

- das Akzeptieren des eigenen Lebens und
- die Entwicklung einer Haltung zum Sterben.

Zum Ende dieser Auflistung sozialpsychologischer Alternstheorien sei schließlich noch auf das von Mike Martin und Matthias Kliegel verfasste Buch hingewiesen, das unter dem Titel *Psychologische Grundlagen der Gerontologie* über „Gerontopsychologische Theorien“ (Kap. 3) hinaus auch Themenfeldern wie „Methoden psychologischer und Alternsforschung“ (Kap. 4), „Psychische Entwicklung im höheren Erwachsenenalter“ (Kap. 5) sowie „Partizipative Alternsforschung“ (Kap. 7) aufgreift und beinhaltet (Martin; Kliegel 2014).

VIII.2.4 Weitere Alter(n)stheorien und Alter(n)smodelle

Ergänzend zu den beiden zuvor angesprochenen Kategorien von Alternstheorien und -modellen sollen unter diesem Gliederungspunkt noch einige weitere Erwähnung finden, deren eindeutige Zuordnung zu einer der beiden ersten Kategorien aufgrund ihrer spezifischen Merkmale problematisch und unangemessen wäre, die in der Vergangenheit kaum oder eher beiläufig Berücksichtigung fanden oder die seitens anderer Autoren einer zusätzlichen Kategorie mit eigenem Oberbegriff zugeordnet wurden (Bsp.: Die Zuordnung der Theorie der Entwicklungsaufgaben und die des geschlechtsspezifischen Alterns unter die Rubrikbezeichnung „Qualitative Verlaufsmodelle“; siehe dazu u. a. Rupprecht 2008).

VIII.2.4.1 Das Kompetenz-Modell von Erhard Olbrich

Das Kompetenz-Modell könnte – was seine Zuordnung im Rahmen eines Ordnungsgefüges sämtlicher Alternstheorien anbelangt – auch unter eine andere, so z. B. unter die Kategorie der Psychologischen Alternstheorien, subsumiert werden. Die hier gewählte Zuordnung scheint insofern berechtigt, als dieses Modell – genau wie das anschließend vorzustellende (siehe VIII.2.4.2) – in seiner wesentlichen Argumentation ebenfalls ökologisch ausgerichtet ist.

Das Kompetenz-Modell von Olbrich (Olbrich 1990, 7–27) definiert die Kompetenzen einer Person im Rückgriff auf ein kontextuelles Paradigma. Letzteres erwächst aus dem Zusammenspiel der bei ihr vorhandenen Ressourcen zum einen sowie aus den Anforderungen und Gegebenheiten (in) ihrer Umgebung zum anderen. Es berücksichtigt also „personologische ebenso wie situative Komponenten der Kompetenz und deren Zusammenwirken“ (Olbrich 1990, 7).²⁰

Was die Umgebung anbelangt, so geht es vorrangig um eine Optimierung der sozialen Bedingungen, um soziale Netzwerke, die den Lebensraum alter Menschen bestimmen: Familien, Nachbarschaft, Vereine und andere Institutionen sowie um die realiter empfangene Unterstützung. „Dabei dürfte eine gesicherte, vor allem eine jederzeit erhältliche gesundheitliche und pflegerische Versorgung besonderes Gewicht erhalten.“

²⁰ Siehe dazu auch Olbrich 1995 sowie Oswald et al. 2005.

Neben den sozialen sind die jeweiligen ökonomische Gegebenheiten und ökologischen Faktoren zur Aufrechterhaltung der Kompetenz von Belang.

„Konkret sind neben der materiellen Absicherung alter Menschen – auch und gerade im Falle von Erkrankungen und Behinderungen – architektonische Maßnahmen oder Veränderungen in der Wohnung (...) zur Erhaltung, Verbesserung oder Wiederherstellung der Kompetenz angebracht, wird doch dadurch das Verbleiben in der eigenen Wohnung und eine weitere Selbstversorgung im Alter oft erst möglich. Konkret sind des weiteren Hilfen für selbständiges Leben durch altersgerechte Technik zu erwähnen (...).“ (Olbrich 1990, 10)²¹

Bezüglich der Personenseite stehen Maßnahmen zum Erhalt der Kompetenz in Bezug auf eine Verbesserung somatischer und kognitiver Bedingungen „für selbständige Lebensführung und auf die Stärkung persönlicher (Kontrollkognitionen, Reduktion erlebter Unveränderbarkeit) und sozialer Prozesse der Lebensführung bzw. der Auseinandersetzung mit altersspezifischen Anforderungen“ (Olbrich 1990, 11) im Fokus.

Das Kompetenz-Modell sieht ab von der Orientierung an fragwürdigen Vergleichsstandards und wendet sich stattdessen dem Individuum, der konkreten Person in deren gegebener Situation zu. Dadurch fließen in die Kompetenzbewertung und -beurteilung nicht nur die personbezogenen Eigenschaften sondern auch die Anforderungen und Möglichkeiten der jeweiligen Lebenssituation mit ein, wird die zu beurteilende Kompetenz unter Berücksichtigung beider Ressourcen erhoben: der Verhaltenspotenziale einer Person sowie der „Umgebungspotenziale“ und deren Eignung, dem Menschen eine erfolgreiche Bewältigung seines gegenwärtigen Lebens zu ermöglichen.

Einen großen Raum nehmen – wie die weiter oben erwähnten Aspekte und Faktoren belegen – in dem hier in Rede stehenden Modell die „Ansätze zur Förderung von Kompetenz“ (Olbrich 1990, 12 ff.) ein bzw. die Darstellung möglicher Defizite, deren Ursachen und Programme zur Erhaltung und Förderung entsprechender Fähigkeiten und Fertigkeiten. Eine kleine Auswahl dieser Ansätze stellt der Verfasser nachfolgend dar, wobei die Auswahl nach unterschiedlichen Kompetenzbereichen erfolgte, die für das Gesamtmodell von Belang sind und es konstituieren:

Im Bereich der *sozialen Kompetenz*, von Olbrich „vereinfachend (...) als Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit“ bzw. als „Fähigkeit, mit anderen Menschen Kontakte anknüpfen und halten zu können“ (Olbrich 1990, 13), bezeichnet, können Defizite auf unterschiedlichen Ebenen auftreten:

- somatisch-organische Ebene, wo Einschränkungen der Mobilität u.a. die Teilnahme an Veranstaltungen, Festivitäten etc. beeinträchtigen oder unmöglich machen können bzw. eine Dysfunktion von Sinnesorganen wie begrenzte Hörfähigkeit oder eingeschränktes Sehvermögen Sozialkontakte erschweren können;

²¹ Siehe dazu auch Oswald; Wahl 2016 sowie Konzepte, Produkte und Dienstleistungen, die unter dem Oberbegriff „Altersgerechte Assistenzsysteme“ bzw. „Ambient Assisted Living“ (AAL) zur Aufrechterhaltung von Selbständigkeit und Autonomie im Alter entwickelt und z. T. auch durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert wurden.

- kognitive Ebene, auf der vor allem Einschränkungen im mnestischen Bereich soziale Kontakte einschränken oder behindern können (Scham, Personen zu verkennen, Namen und Verwandtschaftsbeziehungen zu verwechseln oder nicht mehr zuordnen zu können etc.) , Vergessen von Terminen wie Verabredungen, (Arzt-)Besuche, Treffen etc.;
- Verhaltensebene, auf welcher der größte Teil der Bemühungen um die Förderung und Aufrechterhaltung der Sozialkompetenz ansetzen.

Förderprogramme und Projekte zum Erhalt und zur Stabilisierung sozialer Kompetenz sind u. a.:

- Soziale Ressourcen (Gesundheitsförderung Schweiz, 2020)
- Bundesmodellprogramm „Stärkung der Teilhabe Älterer“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2020)
- Projekt KLASSIK (Förderung kognitiver Leistungsfähigkeit im Alter zur Sicherung und Steigerung der Informationsverarbeitungscompetenz“).

Unter den Maßnahmen zum Erhalt und zur Förderung der körperlichen Kompetenz sind Aktivitäten, Trainings und andere Maßnahmen zur Förderung und Verbesserung sowie zum Erhalt von Kraft und Ausdauer, Beweglichkeit und Funktionsfähigkeit zu nennen, die zugleich die Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft und die Aufrechterhaltung sozialer Kontakte sicherstellen.

VIII.2.4.2 Das ökologisches Modell des Alter(n)s

Erst relativ spät, verstärkt zu Beginn der 1970er Jahre, hat sich zu den innerhalb der Gerontologie bereits etablierten Alternstheorien ein weiteres Modell gesellt und recht bald Anerkennung verschafft: das ökologische Modell des Alterns (Zubin 1973).

Entsprechend ergänzt Lehr die von ihr benannten und nach ihrer Ansicht das Altern wesentlich beeinflussenden Determinanten: biologische, soziale, finanziell-ökonomische und epochale nämlich, um eine ökologische Variable. Mit Blick auf letztere schreibt sie:

„Schließlich wird seit Beginn der 70iger Jahre *Altern als ökologisches Schicksal* – gestützt auf empirische Untersuchungen – diskutiert (...). Es gilt heute als erwiesen, daß Umweltgegebenheiten im Mikro- und Makrobereich (d. h. von der Einrichtung des Zimmers, der Wohnsituation bis zur Verkehrslage und landschaftlichen Gegebenheiten hin) intervenierend wirken, das Verhalten entscheidend mitbestimmen, wobei dieser Einfluß sich mit abnehmender Kompetenz des Individuums zunehmend verstärkt (...).“ (Lehr 1979, 8; Lehr verweist auf Lawton 1970.)

Die Begriffe Ökologie und „ökologisch“ erfahren zurzeit vor dem Hintergrund des Widerstands und der Proteste gegen den Klimawandel eine Bedeutungsverlagerung gegenüber deren oben erwähntem Gebrauch und Verständnis bzw. gegenüber ihrer herkömmlichen Nutzung im ökologischen Modell des Alterns.

Letzterer Ansatz richtet sein Hauptaugenmerk und primäres Forschungsinteresse auf das jeweilige soziale und materielle, enger umgrenzte Umfeld im Sinne des Aktionsrahmens und

-radius einer älteren Person oder eines behinderten, in seinen körperlichen Funktionen in irgendeiner Form eingeschränkten Menschen und fokussiert weniger klimatische oder umweltbelastende und -schädigende Faktoren.

Der ökologischen Alternstheorie zufolge wird erfolgreiches Altern „als eine gelungene Passung zwischen Umwelanforderungen und persönlichen Bewältigungsmöglichkeiten verstanden, die weder Über- noch Unterforderung beinhaltet“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 60; siehe dazu auch Lawton 1982).

Lawton unterscheidet zwei Dimensionen: a) die der persönlichen Kompetenz sowie b) die der Umwelt.

Zu a) Unter dieser Dimension ist die oberste Kapazitätsgrenze „bezogen auf körperliche Gesundheit, sensorische Wahrnehmung, motorisches Verhalten und Denkvermögen“ zu verstehen;

Zu b) Bei der Dimension der Umwelt unterscheidet Lawton zwischen „der räumlich-materiellen Umwelt (...), der sozialen Umwelt (...), der personalen Umwelt (...) und der suprapersonalen Umwelt (Charakteristika der in der unmittelbar in der Umgebung lebenden Personen) (...)“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 60).

Wenn das Kompetenzausmaß einer Person im richtigen Verhältnis zu den Umwelanforderungen steht, ist erfolgreiche Anpassung möglich.

Lawton führt zwei wichtige Hypothesen an, die für sein Modell wichtig sind und den Stellenwert des Ausmaßes der Eigenkompetenz für die Auseinandersetzung mit den Umwelanforderungen verdeutlichen:

Die *Environmental Docility Hypothese*, die besagt, dass der ältere Mensch umso verletzbarer ist und dass die Umweltgegebenheiten umso wichtiger für sein Wohlbefinden und eine erfolgreiche Anpassung sind, je geringer die eigenen Kompetenzen sind (vgl. Saup 1993, 35).

Die zweite bildet die *Environmental Proactivity Hypothese*, die aussagt, dass das Kompetenzausmaß eines Individuums umso größer ist, je mehr Umweltressourcen zur Erfüllung der Vorstellungen dieser Person erschlossen werden können (vgl. Saup 1993 37).

Vorteilhafte Bedingungen bzw. „Umwelten“ (siehe dazu u. a. Claßen et al., 2014), die an den Bedarfen und Bedürfnissen älterer Menschen orientiert sind und damit auch ein hohes Maß an Eigeninitiative ermöglichen, führen dazu, dass sich die angesprochenen Funktionseinbußen und Fähigkeitsverluste in Grenzen halten oder nicht so früh zu Einschnitten und Beeinträchtigungen der Lebensqualität führen gegenüber Lebens- und Wohnverhältnissen mit ungünstigen Umweltbedingungen. Letztere sind für ältere Personen, die hinsichtlich ihrer psychischen oder physischen Gesundheit oder bezüglich ihrer sozialen Kontaktfähigkeit bereits benachteiligt sind, nochmals nachteiliger und problematischer, wie das nachfolgende Beispiel veranschaulichen soll:

„Man stelle sich einen schon etwas gehbehinderten alten Menschen vor, der im vierten Stock eines Wohnhauses ohne Aufzug lebt. Die Nachbarn kümmern sich nicht weiter um ihn, und ein Telefon, mit dem er entfernter wohnende Bekannte anrufen könnte, kann er sich finanziell nicht leisten. Es ist ohne weiteres einzusehen daß so ein Mensch allein aufgrund seiner ökologischen Situation in seinem Aktionsradius wesentlich eingeschränkter ist als vergleichsweise eine nicht gehbehinderte, noch rüstige Person. Dies bedeutet, daß ökologische Gegebenheiten das Verhalten des einzelnen massiv beeinflussen können, und zwar umso stärker, je behinderter jemand ist.“ (Keuchel 1983, 47)

Auf Zusammenhänge zwischen interventionsstrategischen Ansätzen wie der „Milieu-Therapie“ (Lehr 1979, 34 f.) und aktuelleren Konzepten im Rahmen des weiter oben erwähnten „Ambient Assisted Living (AAL)“ soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

VIII.2.4.3 Die Kontinuitätstheorie von Robert C. Atchley

Die Kontinuitätstheorie des amerikanischen Soziologen Robert C. Atchley (1939–2018), die dieser in ihrer Ursprungsversion 1989 entworfen hat, betont als eine ihrer zentralen Aussagen das Bedürfnis nach und die Bedeutung von innerer und äußerer Kontinuität im Lebenslauf, insbesondere von Sicherheit gewährenden Strukturen beim Übergang vom mittleren ins späte Erwachsenenalter (Atchley 1989).

Unter innerer Kontinuität wird dabei die Fortdauer der Selbsterhaltung und der Individualität (Persönlichkeitseigenschaften, Vorlieben, Einstellungen, Emotionen) verstanden, unter der äußeren die „kognitive Repräsentation“ (Thomae 1971) der räumlichen und sozialen Umwelt, mit der die jeweilige Person in einer Beziehung steht.

„Zum Erreichen dieses Zieles wählen Menschen in der Übergangsphase die Kontinuität durch Anwendung vertrauter Strategien an vertrauten Schauplätzen des Lebens: Die Theorie sieht sowohl innere wie äußere Kontinuität als robuste Anpassungsstrategien, die sowohl auf Initiative der älteren Person wie auf den Druck der Umgebung hin angewendet werden können.“ (Lehr 2007, 64)

Die Kontinuitätstheorie Ashleys wird häufig mit der Aktivitäts-Theorie sowie mit der Disengagement-Theorie in Verbindung gebracht. Keine dieser drei konnte sich in ihrer Ausschließlichkeit durchsetzen, wie in zahlreichen Untersuchungen nachgewiesen wurde (siehe dazu die jeweilige „Kritische Würdigung“ der Einzeltheorien bei Kühnert; Ignatzi 2019, 43 ff.).

Allerdings lassen Forschungsarbeiten neueren Datums den Schluss zu, dass die drei theoretischen Ansätze gemeinsam mit ihren elementaren Konzepten Aktivität, Rückzug und Kontinuität – vor allem unter dem Aspekt der Person-Umwelt-Dyade – zu guten Perspektiven und Ergebnissen in Theorie und Praxis führen können.

VIII.2.4.4 David H. Gutmanns Theorie geschlechtsspezifischen Alter(n)s

Nicht nur unter dem Aspekt des Altersstrukturwandels, der Hans Peter Tews (1971) zufolge neben Phänomenen wie Singularisierung und Hochaltrigkeit auch von dem der Feminisierung

gekennzeichnet ist, scheint es interessant und lohnend zu sein, zu untersuchen, ob es Ähnlichkeiten bzw. weitgehende Konformität zwischen Frauen und Männern im Alternsprozess gibt oder ob Unterschiede erkennbar sind und um welche es sich ggf. handelt (zur Thematik geschlechtsspezifischen Alterns siehe auch Hartung 2015, zum Thema sozialstrukturelle Altersveränderung u. a. Kühnert; Niederfranke 1993).

Die von David H. Gutmann entwickelte, im Jahr 1975 erschienene Theorie, die dieser aus kulturvergleichenden Untersuchungen ableitete, geht zunächst von einer gegenseitigen Angleichung der Persönlichkeitsmerkmale von Frauen und Männern aus.

„Danach zeigen Frauen beim Älterwerden immer stärker die Tendenz, Anforderungen aktiv anzugehen, während Männer eher Züge eines passiven Umgangs mit Anforderungen erkennen lassen. GUTMANN meint, dass diese Veränderung universell sei und mit der Elternrolle zusammenhänge. Die gegenseitige Abhängigkeit der Eltern erzwingt die Unterdrückung gewisser natürlicher Bedürfnisse. Frauen unterdrücken danach aggressive Impulse, um den Kindern emotionale Unterstützung zu gewähren, während Männer ihr Bedürfnis, sich auf andere zu verlassen, unterdrücken, da dies mit ihrer Pflicht zur aktiven und materiellen Unterstützung der Kinder in Konflikt geraten würde.“ (Lehr 2007, 55)

Abgesehen von den spekulativen Zügen, die Lehr gegenüber der Theorie Gutmanns kritisch anmerkt (Lehr 2007, 55), scheinen die Hypothesen Gutmanns zudem stark zu generalisieren bzw. zu pauschalisieren.

Zwar können aus der unter Soziologen geführten Debatte zum Altersstrukturwandel zwischen Anhängern der Individualisierungstheorie und dem ‚Lager‘ der Verfechter der Institutionalisierungstheorie (siehe dazu Wohlrab-Sahr 1992) aus letzterer Argumente herbeigezogen werden, die die Hypothesen Guttmans stützen.

Tendenziell pflichtet der Verfasser allerdings eher den Vertretern und Befürwortern der Individualisierungstheorie und deren Argumenten bei, die in Form von Ergebnissen altersstruktureller Untersuchungen und Analysen vorliegen und Entwicklungsstränge aufzeigen, welche wegführen von rollen- oder geschlechtsspezifischer Typifizierung und aufgabenorientierter Zuordnung hin zu stärker individualisierenden, sich von normativer Bindung lösenden und befreienden Wegen und Konzepten des Älter- und Altwerdens (siehe in diesem Zusammenhang auch Reckwitz 2020).

Der Münchener Soziologe und Trendforscher Ulrich Beck äußert sich hinsichtlich der soeben angesprochenen Auseinandersetzung und Problematik wie folgt:

„Individualisierung verwandelt das private (Zusammen)leben freiwillig oder unfreiwillig in eine experimentelle Situation mit offenem Ausgang. Die genannten Daten über Pluralisierung, Scheidung, Transnationalität etc. sind gleichsam die Zwischenergebnisse in diesem Zwangsexperiment: (...) Das Zeitalter des ‚eigenen Lebens‘ kann (...) nicht mehr durch vorgegebene Normen, Werte, Hierarchien definiert und integriert werden.“ (Beck 2001, 5 f.; siehe dazu auch Beck; Beck-Gernsheim 1994 sowie Hitzler; Honer 1994)

VIII.2.4.5 Kulturanthropologische Alter(n)stheorien

Kulturanthropologische Theorien, die den Einfluss von kulturellen Faktoren auf die Situation älterer Menschen nachweisen sollen, wurden sowohl seitens der Ethnologie als auch der Soziologie geliefert. Wegen ihres Stellenwertes und ihrer Bedeutung bedürfen allerdings auch psychische Aspekte in diesem Zusammenhang der Berücksichtigung, wie Lehr konstatiert: „Hierher gehört insbesondere die ‚Modernitätstheorie‘ von COWGILL und HOLMES (1972), der zufolge der Status und die Behandlung der Alten sich verschlechtern, je mehr die Modernisierung einer Gesellschaft voranschreitet. Der Grad der Modernisierung wird vor allem durch die Industrialisierung und Urbanisierung bestimmt.“²²

Der kulturanthropologischen Alternstheorie zufolge ist das Image älterer Menschen bei einem hohen Ausmaß an Modernisierung überaus negativ – es herrscht

„ein generalisiertes negatives Altersbild vor. Das personalisierte Altersbild hingegen, die Erwartungen für das eigene Alter, seien jedoch positiver als bei einem geringen Modernisierungsgrad der Gesellschaft. Auf der anderen Seite wird die Modernisierungstheorie kritisiert, weil die intrakulturelle Variabilität z. B. hinsichtlich der untersuchten Einstellungen zum Alter so groß sei, dass sich nicht immer eine Parallelität zwischen dem Modernisierungsgrad einer Gesellschaft und der negativen Sicht des Alters feststellen lasse (...). In Japan z. B. herrsche trotz hoher Modernisierung ein vorwiegend sehr positiv getöntes gesellschaftliches Altersbild vor.“ (Lehr 2007, 71)

So interessant das Aufgreifen und nähere Eingehen auf weitere theoretische Konzepte und Modelle wie z. B. das „interaktionistische Modell der Bedingungen von Langlebigkeit und Altwerden bei psychophysischem Wohlbefinden“ (Lehr 2007, 72–75) bei der Erörterung gerontologischer Fragestellungen und Problemfelder prinzipiell auch wäre, würde deren Thematisierung im Rahmen dieser Arbeit zu weit führen.

Mit einem kurzen Verweis auf einen Beitrag von Peter Lüthi mit dem Titel *Altwerden – jedes Mal neu* (2012), der sich – verträglich und auf subjektive Aspekte reduziert – mit der weiter oben aufgegriffenen Thematik der Altersstrukturen zusammenbringen lässt, soll dieses Kapitel beendet und die Vorstellung unterschiedlicher Alternstheorien in der Hoffnung abgeschlossen werden, die Bedeutung der verschiedenen Modelle, Ansätze und Sichtweisen in Zusammenhang mit dem Thema dieser Dissertation, vor allem in ihrer Relevanz für das Sinnverstehen, aufgezeigt zu haben.

Lüthi erwähnt an der oben genannten Stelle sein Bedürfnis im Hinblick auf das eigene Leben im Alter mit folgenden Worten:

„Bei allen Freiräumen mit elastischer Zeitgestaltung (...) dem Alltag Struktur zu geben, zumal die Außenstrukturen bis auf selbstgewählte Verbindlichkeiten weggefallen sind. Diese Tagesstrukturierung empfinde ich als hilfreich für einen lebendigen Lebensrhythmus. Sie gibt die Balance zwischen ‚zeitlosem‘ Fließen-Lassen, in den Tag hineinzuleben und einem Gerüst von Aktivitäten.“ (Lüthi 2012, 8)

²² Heute müsste man diese beiden Faktoren wohl um die der Technisierung und Digitalisierung ergänzen.

VIII.3 Retrospektive Synopse alter(n)swissenschaftlicher Forschungsschwerpunkte und -themen, die gerontologische Basiskategorien berücksichtigen

Um den mit dieser Überschrift umrissenen nächsten Arbeitsschritt zu absolvieren, sind folgende drei Dinge zu tun:

- a) Zum Ersten ist die Vorgehensweise zu klären, wie eine synoptische Erfassung gerontologischer Forschungsschwerpunkte und -themen erfolgen könnte und – damit einhergehend – die Frage zu beantworten, ob unter den identifizierten Schwerpunkten und Themen auch gerontologische Basiskategorien Berücksichtigung fanden;
- b) zum Zweiten sind Umfang und Zeitraum einzugrenzen, die konkret in den Blick genommen werden sollen und
- c) zum Dritten will der Verfasser in Erinnerung bringen, welche Bedeutung er – darin noch einmal auf Bongaerts (2012) zurückweisend (siehe Kap. III, Abschn. III.2.1) – dem Terminus „Basiskategorie“ beimisst und was er unter diesem Begriff versteht.

Diese Schritte sind Voraussetzungen, um Ergebnisse hinsichtlich der zu vollziehenden Synopse und der Beantwortung der im Raum stehenden Frage nach inkludierten Basiskategorien präsentieren zu können.

Zu a) Die in diesem Schritt anstehende Klärung soll auf folgende Weise gelingen: zum einen über eine Sichtung der Leitthemen, unter welche die „Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie e. V.“ (DGGG) in den vergangenen zwei Dekaden ihre in regelmäßigem Turnus durchgeführten Kongresse stellte (Betrachtungszeitraum), zum anderen anhand der ausgewiesenen Forschungsschwerpunkte der gerontologischen Lehrstühle an den Universitäten und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland (Betrachtungsumfang).

Bei den im vorigen Absatz angesprochenen Recherchen konnte hinsichtlich beider Untersuchungsgegenstände auf seitens der DGGG online eingestellte Auflistungen bzw. Übersichten zurückgegriffen werden. Dies war hinsichtlich der Analyse der Kongresse bzw. Kongressthemen möglich unter: <https://www.dggg-online.de/ueber-uns/geschichte.html>.

Zu b) Bei der Sichtung und thematischen Analyse beschränkte sich der Verfasser auf die Kongresse seit 1991, dem Jahr, ab dem diese Veranstaltungen – dies war neben dem eigenen Anspruch auf Aktualität des Untersuchungsgegenstands ein weiterer Grund der gewählten zeitlichen Begrenzung (1992–2020) – unter Beteiligung der DGGG (Gründungsjahr: 1991) durchgeführt wurden.

Auch bei der Sichtung der „gerontologischen Lehrstühle“ an Universitäten und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland griff der Verfasser auf eine im Internet verfügbare Auflistung der DGGG e. V. zurück: <https://www.dggg-online.de/studium-karriere/lehrstuehle.html>.

Zu c) Was den Gebrauch und das Verständnis des Begriffs *Basiskategorie* anbelangt, folgt der Verfasser, wie zu Beginn dieser Arbeit bereits angedeutet, Bongaerts, der die Funktion und die

Bedeutung dieses Terminus beispielhaft anhand des Sinn-Begriffs im Rahmen ausgewählter soziologischer Theorien aufzeigt und nachweist, dass zum Zweck der Vergleichbarkeit der hinzugezogenen Theorien „die Heuristik nicht auf jeweils einen inhaltlich klar definierten Begriff von *Sinn* begrenzt (ist). Ins Zentrum werden vielmehr unterschiedliche Sinnträger gestellt, also Strukturen oder Prozesse, die Sinn ‚verwenden‘“ (Bongaerts 2012, 20).

Unter nochmaliger Bezugnahme auf die *Basiskategorie Sinn* und auf deren Bedeutung und Dominanz in den von ihm selektierten Theorien bezogen, betont Bongaerts gegen Ende seines oben zitierten Werkes, es sei nötig, „Perspektiven und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie entlang des Sinnbegriffs weitergedacht und weiter gearbeitet werden kann: einerseits mit den Theorien, die behandelt worden sind, andererseits mit den vielen möglichen anderen Theorieangeboten innerhalb der Soziologie, aber auch angrenzender Handlungswissenschaften“.

Ohne diese Perspektive hier zu vertiefen sei darauf verwiesen, dass es im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit auch darum gehen wird, „Perspektiven und Möglichkeiten aufzuzeigen“, wie entlang noch zu benennender *gerontologischer Basiskategorien* innerhalb der Alter(n)wissenschaft selbst, ebenso jedoch in den zu ihr gehörenden Subdisziplinen „weitergedacht und weiter gearbeitet werden“ (Bongaerts 2012, 81) könnte (siehe dazu auch Kap. X in dieser Dissertation).

Nachdem nunmehr die jeweilige Vorgehensweise bei der Klärung der beiden Arbeitsschritte a und b konkretisiert sowie Begriff, Bedeutung und Verweisungsaspekte sog. Basiskategorien nochmals in Erinnerung gebracht wurden (Arbeitsschritt c), sollen nachfolgend die Ergebnisse der durchgeführten Recherchen vorgestellt werden:

Um bei der vorzunehmenden Sichtung der Kongressthemen der Gefahr vorzubeugen, sich in Details zu verlieren, entschloss sich der Verfasser zunächst dazu, die Gesamtheit dieser Themen zu strukturieren und einer begrenzten Anzahl von Kategorien zuzuordnen. Dieses Ansinnen musste mit fortschreitender Recherche und Analyse aufgrund der Diversität und Komplexität der Kongressthemen fallen gelassen werden.

Stattdessen wurden die Einzelthemen bezüglich ihrer Eignung hinterfragt, ob und in welchem Umfang sie die von Bongaerts mit Blick auf die Soziologie erwähnten „Perspektiven und Möglichkeiten“ auch für die Gerontologie – und zwar im Sinne einer verstehenden, phänomenologisch fundierten Alter(n)sforschung – ebenfalls tangiert oder partiell abgedeckt hätten.

Das Ergebnis dieser Vorgehensweise machte eine Identifizierung von Kategorien der gesuchten Art möglich, die am Ende dieses Abschnitts benannt werden.

Sie beinhalten oder verweisen – soviel sei bereits vorweg gesagt – über ihre naheliegend erscheinende, bereits semantisch gegebene und offensichtliche Bedeutung hinaus Perspektiven und Verweisungen in Richtung (Gesundheits-)Prävention sowie Rehabilitation (Gesunderhaltung und Wiedererlangung von Gesundheit bzw. Genesung), Ethik (Fragwürdigkeit des sog.- ‚anti-aging‘-Trends verbunden mit einem ‚forever young‘-Wunsch), Lebenslaufforschung

(Schulmann et al. 2019), Lebenswelt/en älterer Menschen (Thiersch 2005) bis hin zum „Erfahrungsraum“ (Kauppert 2008, 243) i. S. eines Daseinsmodus (z. B. ständige Bettlägerigkeit) sowie zukünftiges Leben im Alter (neue, alternative Wohnformen für Ältere, „Wohnumfeldgestaltung/Ambient Assisted Living“ für Senioren etc.).

Die Sichtung der „Gerontologischen Lehrstühle“ an Universitäten und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland zur Identifizierung gerontologischer Forschungsschwerpunkte/-themen sowie darin inkludierter (gerontologisch relevanter) Basiskategorien ergab Folgendes:

Je nach kultur- und bildungspolitischer Orientierung oder in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen verankerter und begründeter Ausrichtung (landespolitische, wirtschaftliche und traditionsgebundene, institutionsspezifische Faktoren etc.) wenden sich die Lehrstühle für Alter(n)swissenschaften jeweils spezifischen Lehr- und Forschungsgebieten zu. Diese Richtungsweisung wird teilweise auch mitbestimmt durch berufsständische und verbandspolitische Interessen und Einflüsse.

Inhaltlich spiegeln die Forschungsschwerpunkte und das Lehrangebot großenteils die Teildisziplinen wider, die zuvor in dieser Arbeit als der Gerontologie zugehörig benannt wurden (siehe Kap. IX.1.2).

Vertreten sind somit an den Universitäten und Hochschulen Lehrstühle, Disziplinen und angebotene Studiengänge mit den Schwerpunkten Gerontopsychologie/Psychologische Altersforschung, Psychologische Gerontologie bzw. Psychogerontologie (Bsp.: Medical School Berlin, Universität Vechta bzw. Universität Erlangen-Nürnberg), Geragogik/Lebenslanges Lernen (Bsp.: Universität Kassel) und Soziale Gerontologie (Universität Kassel, Technische Universität Dortmund – dort u. a. mit dem Schwerpunkt Lebenslaufforschung.)

Die durchgeführte Themenanalyse der im benannten Betrachtungszeitraum veranstalteten DGGG-Kongresse führte ebenso wenig zu einer Identifizierung berücksichtigter gerontologischer Basiskategorien im engeren Sinne wie der zweite beschrittene Weg, der dies ermöglichen sollte: die Sichtung der Schwerpunkte in Forschung und Lehre an den benannten „Gerontologischen Lehrstühlen“.

Beide Untersuchungsergebnisse zusammen erlauben es allerdings, drei gerontologische Basiskategorien zu benennen, deren Wert und Nutzen sowohl für die Alter(n)swissenschaft insgesamt als auch für jede einzelne der ihr zuzurechnenden Teildisziplinen außer Frage stehen: *Gesundheit, Leben und Zukunft*.

VIII.3.1 Die Herausbildung und Differenzierung unterschiedlicher Forschungsrichtungen in der Gerontologie

Den vier „Allgemeinen Kriterien für gute Theorien“, die Wahl; Heyl (2015, 110 ff.) benennen, nämlich:

- „Logische Adäquatheit (...)
- Operationale Adäquatheit (...)
- Empirische Adäquatheit (...)
- Pragmatische Adäquatheit (...)

kann man mit gutem Recht die *erkenntnistheoretische Aktualität* als ein fünftes hinzufügen – sofern man es nicht einem der vier zuvor genannten zuordnet (wobei der Frage, bei welchem Kriterium sich diese Subsumption dann am ehesten anböte, hier nicht weiter nachgegangen werden soll).

Vielmehr sei mit den Worten von Wahl und Heyl auf die letztliche Zielsetzung der Altersforschung hingewiesen, die ihrer Ansicht nach darin besteht, „Grundlagen für eine gute Deskription, Erklärung und Prognose von Alterungsprozessen und damit auch für evidenzbasierte Interventionen bereitzustellen“ (Wahl; Heyl 2015, 108), und zwar in folgender Absicht: „Gerontologie nähert sich dazu der Wirklichkeit bzw. den Phänomenen des Alterns vor allem mit der Zielsetzung, Zusammenhänge aufzudecken, und zwar einmal im schwachen Sinne der Feststellung von Kovariationen (Was geht mit was einher?), zum anderen im starken Sinne der Feststellung von Kausalzusammenhängen (Was bewirkt was?).“ (Wahl; Heyl 2015, 108 f.)

Vor dem Hintergrund dieses grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Interesses können Forschungsströmungen und -richtungen innerhalb eines Wissensgebietes auch durch andere Disziplinen angeregt und angestoßen werden, wie dies beispielsweise durch neue Erkenntnisse in der Biologie bzw. Medizin (Mikro- und Neurobiologie bzw. -physiologie) der Fall war und sich in der Folge auf dem Gebiet der Geriatrie und Gerontopsychiatrie in der Erforschung zellulärer Alterungsprozessen im menschlichen Gehirn und anderen Organen niederschlug oder – um ein weiteres Beispiel anzuführen – wie es beim Ergebnistransfer lernpsychologischer Erkenntnisse aus dem Bereich psychologisch-pädagogischer Forschung in die gerontologische Teildisziplin der Geragogik (Bsp.: Gestaltung unterschiedlicher, altersspezifischer Lernarrangements unter Nutzung neuer Medien bzw. technischer Möglichkeiten) der Fall war.

Eine Identifizierung diverser Forschungsströmungen kann, wiederum einem von Wahl und Heyl eingebrachten Gedanken folgend, mit deren „Zwölf Essentials der Gerontologie“ (Wahl; Heyl 2015, 83 ff.) in Zusammenhang gebracht bzw. aus diesen abgeleitet werden, obgleich das Autorenduo selbst mit dieser Auflistung eher die Absicht verfolgte, die interdisziplinären Perspektiven sowie den ganzheitliche Charakter der Gerontologie zu verdeutlichen und kompakt darzustellen.

Nachfolgend gibt der Verfasser in knapper Form das zuvor angesprochene Dutzend an Essentials wieder:

- Essential 1:* Altern ist als dynamischer Prozess, nicht als Zustand zu begreifen, ohne die Alterszustände, die Personen zu bestimmten Zeitpunkten ihres Lebens erreicht haben, völlig außer Acht zu lassen.
- Essential 2:* Die fundamentale Rolle biologischer und medizinischer Aspekte des Alterns darf – trotz des Prozesscharakters – nicht verkannt werden.

- Essential 3:* In jedwedem disziplinären Kontext sind die „*Perspektive der lebenslangen Entwicklung* und die *Beachtung des biografischen Werdegangs*“ (Wahl; Heyl 2015, 85) alternder Personen geboten.
- Essentials 4–6:* Drei Einflussfaktoren sind als besonders wichtig einzuschätzen: die *soziale Umwelt*, die *psychische Umwelt* und die Umwelt in Gestalt sozial-struktureller, insbesondere *ökonomischer Faktoren*.
- Essential 7:* Altern ist, insbesondere aus demografischer Sicht und im Hinblick auf das hohe und sehr hohe Alter, ein auf Frauen gerichteter bzw. ein Frauen betreffender Forschungsgegenstand.
- Essential 8:* Da das Altern durch große Heterogenität bzw. Diversität gekennzeichnet ist, müssen *interindividuelle Unterschiede* besonders beachtet und hervorgehoben werden.
- Essential 9:* Ein weiterer wichtiger Aspekt, der besonderer Beachtung bedarf und ebenso wie das folgende Essential 10 quer über sämtliche Einzeldisziplinen hinweg identifizierbar ist, betrifft den Tatbestand der *Multidimensionalität*. Mit ihm wird zum Ausdruck gebracht, dass Altern gleichzeitig auf zahlreichen unterschiedlichen Ebenen in Erscheinung tritt und auf verschiedene Dimensionen verweist.
- Essential 10:* Das drittletzte Essential der Gerontologie, das öfter gemeinsam mit dem zuvor erwähnten als disziplinübergreifendes Charakteristikum genannt wird, ist die *Multidirektionalität*. Mit diesem Terminus sollen unterschiedliche Verläufe (z. B. im Bereich der geistigen oder körperlichen Leistungsfähigkeit: ein nachweisbarer Kompetenzerhalt in einem gegenüber – ebenfalls messbaren – Einbußen in einem anderen), erfasst werden.
- Essential 11:* Mit dem Aspekt, anstatt objektiver Fakten wie Alter, Heirat oder Tod des Ehegatten eher den persönlichen bzw. den subjektiven Bezugsrahmen von alternden Menschen in den Fokus der Forschungsaktivitäten innerhalb der Alter(n)wissenschaft zu rücken, ist ein weiterer bedeutsamer Faktor benannt.
- Essential 12:* Den zwölften und abschließenden Punkt dieser Auflistung bildet der Terminus *Plastizität*, der „längst zu einem interdisziplinär angelegten Schlüsselbegriff der Gerontologie geworden ist. Wir beobachten einmal auf den unterschiedlichsten Ebenen bzw. in den unterschiedlichsten Systemen des Alterns die Fähigkeit des Organismus‘, eingetretene Verluste wirkungsvoll zu kompensieren. (...) Zum zweiten (...) bietet die heutige Interventionsgerontologie eine Vielzahl von Strategien zur Nutzung von vorhandenen Reservekapazitäten mit dem Ziel, ein Höchstmaß an physisch-psychischem Wohlbefinden wiederzuerlangen (...)“. (Wahl; Heyl 2015, 92)

Mit welchen der zuvor aufgelisteten Essentials die Herausbildung und Differenzierung unterschiedlicher Forschungsströmungen bzw. -richtungen in der Gerontologie in Zusammenhang zu bringen wäre, soll nunmehr anhand einiger Beispiele exemplifiziert werden:

Mit Alternsphänomenen, die die soziale und psychische Umwelt sowie biografische Ereignisse und Gegebenheiten zum Hauptgegenstand ihrer Forschung machen und die unter die *Essentials 4–6* subsumiert werden können, ist schwerpunktmäßig die *Soziale Gerontologie* befasst.

Heterogenität und Diversität im Hinblick auf das Alter(n) rückt das *Essential 8* in den Fokus und benennt damit einen zentralen Forschungsgegenstand der *Differenziellen Gerontologie* („Inter- und Transdisziplinarität“ nach Gogol 2015).

Das *Essential 10*, welches – wie erwähnt – darauf ausgerichtet ist, Kompetenzerhalt und -verlust zu erfassen, hat einerseits zahlreiche Berührungspunkte mit den Forschungsthemen der *Interventionsgerontologie*, weist andererseits aber auch viele Schnittmengen mit den Aufgaben und Zielsetzungen auf, die sich die *Öko-Gerontologie* zu eigen macht und wiederum den *Essentials 4–6* zugeordnet werden können.

VIII.3.2 Die verhaltene Rezeption von Sinn als Basiskategorie durch die Gerontologie

Die zum Ende des vorhergehenden Abschnitts dieser Arbeit erstellte Übersicht erfolgte sowohl inhaltlich als auch strukturell in enger Anlehnung an Wahl; Heyl (2015, 83 ff.). Seiner Auflistung der zwölf „Essentials“ stellt das Autorenduo tabellarisch eine „Interdisziplinäre Systematik der aktuellen Gerontologie“ voran und, in Verbindung damit, wesentliche Disziplinen sowie – beispielhaft – deren jeweilige Forschungsfragestellungen (siehe nachfolgende Tabelle).

Grundlegender Ansatz	Disziplinäre Bezeichnung	Forschungsfragestellungen (Bsp.)	Anwendungsrelevanz (Bsp.)
Biologischer Ansatz	Biogerontologie	Altern von Zellen, von Organsystemen	Eingriffe in die Dauer der Lebensspanne
Verhaltenswissenschaftlicher Ansatz	Psychologische Gerontologie/Psychogerontologie	Entwicklung der geistigen Leistungsfähigkeit u. Persönlichkeit im Alter	Training geistiger Leistungsfähigkeit, Psychotherapie und Beratung
Sozialwissenschaftlicher Ansatz	Alterssoziologie oder soziale Gerontologie	Bedeutung sozio-ökonomischer Aspekte für Altern, Fragen der Altenpolitik	Erkennen sozialstruktureller Risiken des Alterns, Förderung der gesellschaftlichen Partizipation Älterer
Medizinischer Ansatz I	Geriatric oder Altersmedizin	Epidemiologie u. Verlauf von somatischen Alterserkrankungen, Entwicklung v. Therapie-Rehabilitations-Ansätzen	Wiedererlangung eines Höchstmaßes an Selbständigkeit, Vermeidung von Pflegebedürftigkeit

Medizinischer Ansatz II	Gerontopsychiatrie o. Alterspsychiatrie	Epidemiologie und Verlauf von psychischen Störungen im Alter bzw. Alterserkrankungen, Entw. v. Therapie u. Reha-Ansätzen	Wiedererlangung eines Höchstmaßes an psychischer Gesundheit, Vermeidung v. Pflegebedürftigkeit
Pflegewissenschaftlicher Ansatz	Gerontologische Pflegewissenschaft	Untersuchung v. Pflegeprozessen, Auswirkungen unterschiedlicher Pflegemodelle	Nutzung der Potentiale guter Pflege, Verbesserung der Situation Pflegender
Bevölkerungswissenschaftlicher Ansatz	Demografie des Alters	Untersuchung der mit Altern zusammenhängenden Dynamiken u. Trends im Bevölkerungsaufbau	Beschreibung von „Absterbeordnungen“ und von Lebenserwartungen
Bildungswissenschaftlicher Ansatz	Geragogik oder Altenbildung	Untersuchung d. Möglichkeiten u. Barrieren von Bildungsprozessen im höher. Lebensalter	Verbesserung des Zugangs von Älteren zu Bildungsangeboten
Kulturwissenschaftlicher/anthropologischer Ansatz	Gerontologische Anthropologie	Untersuchung kultureller Spezifika des Alterns, Bedeutung sozialer Repräsentationen von Alter	Infragestellung von vorschnellen Universalitätsannahmen zu Altern, Bedeutung grundlegender Altersbilder

Tab. 1: Systematischer Überblick der aktuellen Gerontologie und deren wesentliche Disziplinen (in Anlehnung an Wahl; Heyl 2015, 81 f.)

Der Verfasser wählt die in Tab. 1 gegebene Übersicht als mögliche ‚Nahtstelle‘ bzw. als potenziellen Anknüpfungspunkt und stellt sich die Frage, welcher in dieser Matrix erwähnte „Grundlegender Ansatz“ bzw. welche „Disziplinäre Bezeichnung“ geeignet wäre, um mit der „Basiskategorie Sinn“ in Verbindung gebracht oder in sie integriert zu werden.

Diese Möglichkeit scheint in gewissem Umfang der an vorletzter Position in der oben abgebildeten Tabelle angeführte „Bildungswissenschaftliche Ansatz“ bzw. die Bezeichnung „Geragogik oder Altenbildung („Educational Gerontology“), vor allem aber der in der untersten Zeile an erster Position genannte „Kulturwissenschaftliche/anthropologische Ansatz“ bzw. die ihm zugeordnete „Disziplinäre Bezeichnung“ (...) „Gerontologische Anthropologie“ zu bieten.

Zum bildungswissenschaftlichen Ansatz bzw. zur Geragogik oder Altenbildung findet man in dieser Tabelle unter der vorletzten Spalte („Beispielhafte Forschungsfragestellungen“) exemplarisch Folgendes angegeben: „Untersuchung der Möglichkeiten und Barrieren von Bildungsprozessen im höheren Lebensalter“, unter der letzten („Beispielhafte Anwendungsrelevanz“) die „Verbesserung des Zugangs von Älteren zu Bildungsangeboten“.

Zum kulturwissenschaftlichen bzw. anthropologischen Ansatz ist an entsprechender Stelle, d. h. in der vorletzten Spalte mit „Untersuchung kultureller Spezifika des Alterns, Bedeutung sozialer Repräsentation von Alter“ ein im Rahmen dieser Dissertation und ihrer Forschungsabsichten weniger bzw. lediglich randständig interessierender Gegenstand angeführt.

Umso wichtiger scheint dem Verfasser hingegen die in der letzten Spalte zu findende „Beispielhafte Anwendungsrelevanz“ zu sein.

Sie hat im Gegensatz zu den seitens Wahl und Heyl in der vorletzten Spalte der obigen Tabelle angeführten, eher allgemein gehaltenen und beispielhaften Forschungsfragestellungen einen konkreteren Bezug, ist von höherer thematischer Relevanz für seine eigene, in dieser Dissertation verfolgte Forschungsintention. Konkret spricht der Verfasser hier den in der letzten Zeile der Tabelle ganz rechts angeführten Punkt an: die „Infragestellung von vorschnellen Universalannahmen zu[m] Altern, Bedeutung grundlegender Altersbilder“. Mit ihm ist zugleich der Grund benannt, warum der Thematik „Altersbilder“ im Rahmen dieser Arbeit recht große Bedeutung beigemessen und verhältnismäßig viel Raum gewährt wurde (siehe Kap. VIII., Abschn. XIII.1.3 in dieser Arbeit).

Ein weiterer, gegenüber dem zuvor genannten noch gewichtigerer Grund der Thematisierung liegt in der inhaltlichen Nähe, die diese durch Wahl und Heyl beispielhaft aufgezeigte Anwendungsrelevanz mit der Basiskategorie Sinn, insbesondere mit dem „*subjektiv-egologischen Sinnbegriff*“, wie er durch Bongaerts (2012, 20 f.) näher erläutert und seitens des Verfassers weiter oben kurz skizziert wurde (siehe Kap. III, Abschn.3.1 in dieser Arbeit), aufweist.

Ob und inwieweit diese Kategorie, zumal in ihrer soeben erwähnten, spezifischen Auslegung, innerhalb der Gerontologie bzw. im Rahmen gerontologischer Forschung der vergangenen Jahrzehnte zum Gegenstand gemacht und durch entsprechende Ergebnisse dokumentiert und publiziert wurde, beabsichtigte der Verfasser anhand einer Literaturrecherche in einer einschlägigen Datenbank zu erheben. Dabei ging er von der Hypothese aus, dass als Ergebnis der geplanten Recherche eine Antwort auf die zuvor gestellte Frage ebenso wenig zu finden sein würde wie Belege darüber, dass eine Rezeption von Sinn als Basiskategorie – zumal im subjektiv-egologischen Verständnis – stattgefunden hätte.

Bei der Quelle, auf die bei der Untersuchung zurückgegriffen wurde, handelte es sich um „Gerolit“, eine Literaturdatenbank des „Deutschen Zentrums für Altersfragen“ (DZA). Die im Rückgriff auf dieses Medium durchgeführte Analyse umfasste das Zeitfenster der letzten vier Dekaden, ging also von 2020 aus und reichte bis in das Jahr 1980 zurück.

Die Suche erfolgte unter den Stichworten Sinn, Altern und Sinn, Alter und Sinn, Sinn und Alter(n), Sinn in der Gerontologie, subjektiv-egologischer Sinn, Handeln und Sinn, Handlung und Sinn sowie Sinndeutung und Sinnverstehen.

Als Ergebnis der durchgeführten Recherche ist festzuhalten, dass eine Rezeption von Sinn (im subjektiv-egologischen Verständnis) als Basiskategorie im oben angegebenen Untersuchungszeitraum weder inhaltlicher Gegenstand theoretischer gerontologischer Facharbeiten bzw.

-bücher noch in Form von Ergebnisberichten empirischer Untersuchungen oder Studien nachzuweisen und aufzufinden war und sich somit die vom Verfassers aufgestellte Hypothese einer verhaltene Rezeption von Sinn als Basiskategorie durch die Gerontologie, als richtig erwies bzw. verifiziert wurde.

Nachfolgend sei das Resultat der durchgeführten Recherche anhand weniger Stichpunkte ein wenig differenzierter und pointierter (d. h. mit Fokussierung und Identifizierung eines möglichen Bezuges zur Sinn-Thematik bzw. -Kategorie) zusammengefasst:

- Es wurden 12 Titel gefunden, die Stichworte aus der oben angeführten Auflistung berücksichtigten und dabei neben dem Terminus Sinn selbst auch Komposita wie Lebenssinn, Sinnsetzung, Sinndeutung oder thematische Komplexe mit Sinnbezug aufgriffen wie Handlung und Sinnsetzung, Lebenssinnanalyse oder Intersubjektivität und Sinn;
- Phänomenologische Betrachtungen und Analysen im engeren Sinne konnten bei der Recherche nicht identifiziert werden, allenfalls Untersuchungen zu Bedingungen und Faktoren, die Sinnerfahrung bzw. Lebenszufriedenheit oder Glücksempfinden ermöglichen und fördern;
- Untersuchungen, Studien, Projektberichte oder wissenschaftliche Arbeiten, die sich spezifischer phänomenologischer Methoden bedient hätten, wie sie im weiteren Verlauf dieser Dissertation noch vorgestellt werden sollen, konnten nicht ausgemacht werden, viele hingegen, die unter Verwendung empirischer Methoden zu Ergebnissen und Erkenntnissen zu gelangen versuchten.

Somit scheint es begründet und lohnenswert zu sein, diese Lücke – die verhaltene Berücksichtigung der Basiskategorie Sinn sowie die zögerliche oder vernachlässigte Rezeption und Integration phänomenologisch orientierter soziologischer Fragestellungen, Forschungs-Themen und -Methoden in der Gerontologie nämlich – schließen zu wollen und im weiteren Verlauf dieser Arbeit den daraus zu erwartenden Nutzen zu belegen und vorzustellen.

Bei dem zu skizzierenden Transferprozess handelt es sich, daran sei an dieser Stelle nochmals erinnert, lediglich um eine beispielhafte Demonstration und Verdeutlichung des angedeuteten Gewinns für die Alter(n)swissenschaft, den der Verfasser anschließend im Sinne seiner Forschungsidee inhaltlich und methodisch zu Prolegomena eines verstehenden, phänomenologisch orientierten Ansatzes mit Blick auf die Gerontologie erweitern und ausarbeiten wird (siehe dazu auch die Ausführungen am Ende des ersten Absatzes der Einleitung zu dieser Dissertation).

VIII.3.3 Zu erwartender Nutzen einer erweiterten Anwendung der soziologischen Basiskategorie Sinn für die Gerontologie

Zu Beginn dieses Abschnitts soll auf beide Termini: *Basiskategorie* und *Sinn*, noch einmal zurückgegriffen werden, um sie für die nachfolgenden Gedankengänge und Ausführungen ihrer hier gemeinten Bedeutung nach zu Händen zu haben und sie zu diesem Zweck noch einmal zu

konkretisieren und bereits erfolgte Erläuterungen (siehe Kap. III.2.1, III.3 und IV in dieser Arbeit) zu ergänzen oder zu präzisieren.

Der Begriff Basiskategorie wird – in Verbindung mit Sinn, Zeit, Relevanz und Verstehen – in dieser Dissertation als Schlüssel- oder Kernbegriff betrachtet und verwendet, dem die Funktion und Bedeutung eines Konzeptions- oder Theorieelements zukommt. Insofern wird er a) als theoretischer und b) auch als metatheoretischer Begriff aufgefasst und genutzt.

Dem unter a) genannten Verständnis nach bezieht er sich auf den *Gegenstand* eines verstehenden, phänomenologisch fundierten Ansatzes in der Alter(n)sforschung. Als solche Gegenstände können z. B. die im letzten Absatz beispielhaft benannten vier Phänomene Sinn, Zeit, Relevanz und Verstehen betrachtet werden.

Zur zweiten, b) metatheoretischen Bedeutungsvariante von ‚Basiskategorie‘ gehören Begriffe wie Konstitutions- oder Strukturanalyse, Typisierung oder Symbolisierung. Bei diesen handelt es sich um Kategorien, welche nicht für den verstehenden, phänomenologisch fundierten Ansatz der Alter(n)sforschung allein bzw. exklusiv von grundlegender, fundierender Bedeutung wären. Vielmehr kommen jene Begriffe – als methodologische Hilfsmittel oder Strukturierungshilfen – auch in anderen gerontologischen Subdisziplinen und somit disziplinübergreifend zur Anwendung.

Eine augenfällige Besonderheit bedarf hier einer Erklärung: Der Terminus Verstehen wurde weiter oben zum einen den Basiskategorien zugeordnet, während er wenig später neben einem Verweis auf die philosophische Verankerung als Teil-Attribut eines sozialwissenschaftlichen bzw. gerontologischen Ansatzes gebraucht wurde. Es ist dies eine Besonderheit, die diesem Begriff als Spezifikum und wesentliches Merkmal zu eigen ist: einerseits kategoriale Funktion innezuhaben und zum anderen methodologisch als hermeneutischer Ansatz bzw. ‚Werkzeug‘ zu fungieren. Je nachdem, in welcher Funktion er situativ gebraucht wird, muss der ihn anwendenden Person selbst aber auch der Zielgruppe, an die sie sich beim Gebrauch richtet, die Art und Weise dieser Nutzung klar sein bzw. klar gemacht werden.

Es sei hier jedoch vermerkt, was an späterer Stelle noch durch ein entsprechendes Zitat belegt werden wird, dass Alfred Schütz im Verstehen eher eine spezielle sozialwissenschaftliche Erfahrungsweise statt einer Methode gesehen hat.

Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass der Terminus hinsichtlich seiner strukturellen Verortung im Gebilde einer Theorie bzw. eines Theoriekonzeptes (im Sinne Hans Thierschs; siehe Kap. IX.2.2.1) einmal als (Theorie-)Element auf der untersten Ebene seinen Platz einnehmen kann während er als methodologischer Ansatz oder Konzept einen Ort im Rahmen des Theorietransfers und damit an der ‚Schnittstelle zur Praxis‘ inne hätte und dort seinen Zweck erfüllen würde. Insofern könnte man den Unterschied als ‚strukturell-funktional‘ bezeichnen.

Allerdings bedürfen auch die anderen der weiter oben als Basiskategorien bezeichneten Termini je nach Situation, Funktion und Gebrauch einer genauen Betrachtung, um sie eindeutig

und begründet dem a) theoretischen oder b) metatheoretischen Begriffskomplex, im oben differenzierten Sinne, zuzuordnen.

„Existenziale“ (sofern die Wahl dieses fundamentalontologischen, von Heidegger geprägten Terminus an dieser Stelle statthaft ist) bzw. Wesensmerkmale wie Lebendigkeit (gegenüber der ‚bloßen Materialität‘ von ‚Gegenständen‘ der Naturwissenschaften), Sozialität i. S. d. Miteinander und Aufeinander-bezogen-Seins (gegenüber dem isolierten Für-sich- und Nebeneinander-Sein der materiellen Objekte in der Natur) und Leibhaftigkeit im Sinne einer Gegebenheit und Verfügbarkeit ‚von Leib‘ als Ausdrucksfeld innerer Befindlichkeit, als Träger von Sinnes- und Sprachorganen bzw. als ‚Medium‘, um Absichten und Motive in Handlungen umzusetzen, wie beispielsweise beim Wirken, um zu Kundgabe-/Mitteilungs- oder Deutungszwecken verfügbar zu sein wie beim Sprechen, Zeigen bzw. Signalisieren oder beim Reagieren, Befolgen und Antworten, sind – je nach thematischem Bezug oder Forschungsinteresse – situativ als theoretische *oder* metatheoretische Begriffe anzusehen. So können Lebendigkeit oder Leibhaftigkeit einmal der Biologie, sodann der Medizin oder aber den Spezialgebieten der Geriatrie bzw. der Gerontopsychiatrie zugeordnet werden und würden in diesem Falle als metatheoretische Begriffe im soeben geklärten Verständnis fungieren.

Sie könnten andererseits jedoch auch Gegenstand der verstehenden, phänomenologisch fundierten Alter(n)sforschung sein, insbesondere einer solchen mit anthropologischer Ausrichtung (im Sinne Srubars) und fänden in diesem Kontext Anwendung als theoretische Begriffe.

In beiderlei Funktion und Bedeutung, als theoretischer und/oder metatheoretischer Begriff, leistet der Terminus Basiskategorie jedenfalls einen wichtigen Beitrag bei der Verfolgung und Realisierung der eingangs dieser Dissertation benannten Forschungsidee und der mit ihr verbundenen Perspektive, fragmentarische Überlegungen bzw. Prolegomena für die Etablierung einer Gerontologie des oben genannten Genres bereitzustellen.

Den damit in Aussicht gestellten Nutzen für die Alter(n)swissenschaft sieht der Verfasser – ohne an dieser Stelle reflektierende und resümierende Gedanken vorwegnehmen zu wollen, die erst später erfolgen werden (siehe Kap. X) – insbesondere im Hinblick auf verhaltens-, sozial- und pflegewissenschaftliche aber auch auf anthropologische Ansätze gegeben, wie diese in Kap. VIII.3.2 mit ihren jeweiligen Forschungsfragestellungen und Anwendungsrelevanzen näher skizziert wurden (siehe Tabelle 1 von Wahl; Heyl).

Vor allem für die Ansätze, Fragestellungen und Relevanzbereiche, die im vorangegangenen Abschnitt ausdrücklich erwähnt wurden, könnten Sinn und sinnaffine Basiskategorien wie die im nächsten Abschnitt beispielhaft angeführten, in Verbindung mit Konzepten und methodischen Ansätzen oder Prinzipien, deren Elemente sie sind, nützlich, wertvoll und eine Bereicherung sein:

– Sie können bestehende Konzepte, wie sie vor allem in den verhältnismäßig jungen pflegewissenschaftlichen Ansätzen der Gerontologie entwickelt wurden und zur Anwendung kommen (Validation, Gedächtnistraining, Tiergestützte Interventionen etc.) sowohl theoretisch

wie auch konzeptionell vertiefen, ‚untermauern‘ bzw. methodisch ergänzen – z. B. durch Strukturanalysen der Lebenswelt(en) älterer Menschen, kurz: durch Lebensweltanalysen.

– Sie können entweder dazu beitragen, einzelne Phänomene (wie beispielsweise Wahn- oder Angstzustände bei älteren und alten Menschen – siehe dazu u. a. Blonski 1996) in einen komplexeren anthropologischen Kontext zu stellen (siehe dazu das dritte der von Bollnow benannten Prinzipien, das in Kap. V, Abschnitt V.5 dieser Arbeit erwähnte „*Prinzip der anthropologischen Interpretation der Einzelphänomene des menschlichen Lebens*“) oder sie durch Konstitutionsanalyse, Biografik, spezifische Techniken aus der Erzähltheorie (Bsp.: Handlungsschema der Suche i. S. v. Martinez; Scheffel 2019, 175–177) tiefer gehend zu analysieren und besser zu verstehen. Nicht zuletzt würde zugleich einer „Fortführung des Husserl’schen Programms mit dem Ziel einer Mikrofundierung der verstehenden Soziologie“ (Fischer 2012, 35) entsprochen.

– Sie können – und dies lässt viele Parallelen zum letztgenannten Punkt erkennen – einzelne Aspekte und Facetten sozialen Handelns erfassen, interpretieren und verstehen helfen durch spezifische Konzepte, Postulate, grundlegende bzw. (General-)Thesen und Modellkonstruktionen. Als Beispiele seien hier das „Postulat der subjektiven Interpretation“ (Schütz 1971a, 39 ff. und 49 f.), „*die Generalthese der Existenz des alter ego*“ (Schütz 1971a, 201) oder die Bildung von „*Typen des Handlungsablaufs und personalen Typen*“ (Schütz 1971a, 22 ff.) angeführt.

Typisierungen erfolgen jedoch laut Srubar in Wirkensbeziehungen. Was bedeutet es aber und welche Konsequenzen bringen hinsichtlich dieser Typenbildung die Tatbestände mit sich, dass alte Menschen u. a. durch den Tod eines Ehepartners und ein damit gegebenes Leben im Einzelhaushalt, durch Austritt aus dem Berufsleben oder durch ständige Bettlägerigkeit in einer Pflegeeinrichtung aus wesentlichen Wirkensbeziehungen ausgeschlossen, zumindest nicht mehr in solche integriert und involviert sind? Mit dieser Frage sei hier eine Problematik angedeutet, die später wieder aufgegriffen und eingehender behandelt werden soll.

Stellvertretend für den Nutzen, der mit der Übernahme und Anwendung des zuvor erwähnten „phänomenologischen bzw. phänomenologisch-methodologischen Handwerkszeugs“, als welches der Verfasser die Schütz’schen Konzepte, Postulate, Generalthesen und Typisierungen auch betrachtet, durch und für die Gerontologie gegeben wäre, seien mit nachfolgendem Schütz-Zitat die Chancen und Möglichkeiten veranschaulicht, die aus der Berücksichtigung und Erfüllung des oben genannten Postulats („der subjektiven Interpretation“) erwachsen könnten: „Die Erfüllung dieses Postulats verbürgt die Möglichkeit, jede Art menschlichen Handelns oder dessen Ergebnis auf den subjektiven Sinn zurückzuführen, den dieses Handeln oder sein Ergebnis für den Handelnden gehabt hat.“ (Schütz 1971a, 50)

Endreß führt dazu – ebenfalls auf Schütz verweisend – aus, der Sozialwissenschaftler müsse diesem Postulat zufolge fragen, „welches Modell eines individuellen Bewußtseins konstruiert werden kann und welche typischen Inhalte ihm zuzuordnen sind, damit die beobachtbaren Tatsachen als Ergebnis der Tätigkeit eines Individuums in einem verständlichen Zusammenhang erklärt werden können“ (Endreß 2006, 59).

Schließlich können – um den zu erwartenden Nutzen des oben erwähnten Transfers zu ergänzen – bei der Beobachtung und Klärung gerontologischer Sachverhalte und Problemstellungen die Berücksichtigung und Rezeption zweier seitens Schütz entwickelter Konstitutionselemente der sozialen Person von Vorteil sein und über sie neue bzw. zusätzliche Erkenntnisse gewonnen werden: über die „pragmatische Relevanz als ‚Sinnklammer‘“ (Srubar 1988, 175 ff.) zum einen sowie über die „Zeitlichkeit des mundanen Subjekts und die zeitliche Konstitution der sozialen Person“ (Srubar 1988, 178 ff.) zum anderen.

Allerdings könnte – auch dies bedarf später näherer Betrachtung und Analyse – in Zusammenhang mit dem Übertrag der beiden Schütz'schen Konstitutionselemente in die Gerontologie bzw. mit deren Anwendung in dieser Disziplin, eine ähnliche Problematik verbunden sein, wie sie in Zusammenhang mit dem weiter oben erwähnten Konzept der Typisierung angedeutet wurde: dass nämlich aufgrund der in ihrer Kontinuität stets brüchiger werdenden sozialen Kontakte des alten, vor allem allein lebenden oder der institutionalisierten Pflege bedürftigen alten Menschen zu(m) anderen, ein Erkenntnisgewinn über die „pragmatische Relevanz als ‚Sinnklammer‘“ (Srubar, s. o.) immer weniger und seltener greift, da es zunehmend einer wesentlichen Voraussetzung für einen derartigen Gewinn ermangelt. Auf diese Prämisse verweist Srubar, indem er betont: „Intersubjektivität stützt sich (...) nicht nur auf die Parallelität zweier Dauern im Sinne prinzipieller Verstehbarkeit, sondern auch situativ auf die zeitlichen, räumlichen und sozialen Bedingungen der Sinnsetzung“ (Srubar 1988, 84; siehe dazu auch Bergson 2013).

Hinsichtlich der Problemgenese muss Sorge getragen und der Gefahr vorgebeugt werden, dass Reglementierungen oder Defizite im sozialpolitischen Bereich (Rentenversicherungssystem mit definierten Altersgrenzen für das Ende der Erwerbstätigkeit und daraus resultierender Verlust regelmäßiger sozialer Kontakte, Personal- und Zeitmangel sowie dadurch bedingter Stress und Kontakt- bzw. Beziehungsverarmung in der Altenhilfe etc.; siehe dazu u. a. Kotsch; Hitzler 2013, 105 ff.) letztendlich nicht den oben genannten Ansätzen und Instrumenten zur Last gelegt und als Minusvarianten dieser phänomenologischen ‚Werkzeuge‘ missdeutet und unterstellt werden.

Damit sollen die Überlegungen zu der Frage, welchen Nutzen die Basiskategorie Sinn und die sie flankierenden und unterstützenden Ansätze und ‚Werkzeuge‘ für die Gerontologie und gerontologische Teilgebiete und Ansätze haben können, abgeschlossen sein und zu einem neuen Arbeitsschritt hinübergewechselt werden.

Dieser weist in dieselbe Richtung, erweitert und vertieft aber das Spektrum und die Bedeutung dessen, was zusätzliche, hier als ‚sinnaffin‘ bezeichnete Basiskategorien der Alter(n)swissenschaft bieten könnten.

VIII.4 Weitere phänomenologisch-soziologische, ‚sinnaffine‘ Basiskategorien

Die Affinität der in diesem Abschnitt zu untersuchenden Basiskategorien Zeit, Relevanz und Verstehen zu der des Sinnes ist zwar an anderer Stelle bereits dezidiert beschrieben und aufgezeigt worden (siehe dazu u. a. Schütz; Luckmann 2017, 64 f., 82 ff. und 409 ff.; Srubar 1988, 178 ff.; Heidegger 1986; Schütz 1982), soll jedoch aufgrund ihrer Bedeutung und ihres Stellenwertes für diese Dissertation und ihre Forschungsintention nachfolgend auch seitens des Verfassers eingehend begründet und differenziert dargelegt werden.

Dies geschieht – und damit sei diese Vorgehensweise noch einmal genauer begründet – einerseits um aufzuzeigen, dass die ausgewählten und nachfolgend näher zu betrachtenden Basiskategorien in genügendem Maße ihre Nutzen stiftende Funktion überhaupt erfüllen.

Es geschieht andererseits um nachzuweisen, dass die beispielhaft gewählten Kategorien über die spezifische und unverzichtbare Zweckdienlichkeit verfügen, deren sie als Prolegomena bedürfen, um als Bausteine in Form von Grundgedanken bzw. Grundelementen und grundlegenden Perspektiven für eine weiterzuentwickelnde verstehende, phänomenologisch fundierte Gerontologie, wie es der Verfasser zu Beginn der Einleitung formuliert hatte und im weiteren Verlauf seiner Dissertation noch präzisieren wird, überhaupt dienen und herangezogen werden zu können.

Diese nutzenstiftende Funktion, die diesen drei Basiskategorien zukommt und ihnen beizumessen ist, soll in den nachfolgenden Abschnitten VIII.4.1.–VIII.4.3. expliziert werden.

VIII.4.1 Zeit als Basiskategorie

Das Zeitphänomen wurde in der Vergangenheit seitens zahlreicher Denker unterschiedlichster Wissensgebiete aufgegriffen und zum Gegenstand ihrer Überlegungen und Analysen gemacht. Quanten- und Astrophysiker beschäftigten sich mit ihm ebenso wie Metrologen, Biologen, Linguisten, Historiker und Psychologen.

Besonderes Interesse weckte der Gegenstand allerdings unter den Philosophen. So wendeten sich neben Heraklit, Platon und Aristoteles (*Physik*, Buch Delta) auch Augustinus (*Confessiones*, XI. Buch, Kap. 14–28) und später Kant, Kierkegaard, Sartre und Heidegger, um nur einige zu nennen, der Zeitthematik und -problematik zu.

Was aber, so lässt sich fragen, ist eigentlich das Interessante, Interesseweckende, Verlockende und Geheimnisvolle an der *Zeit*, was macht sie zu einem derartigen Faszinosum, welches die Aufmerksamkeit der Menschen aller Epochen in ihren Bann zu schlagen vermochte?

Kaum ein Denker hat diese Fragestellung eindrucksvoller formuliert als Augustinus, wenn er in seinen *Bekenntnissen* nahezu verzweifelt fragen und sich eingestehen muss: „Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich’s, will ich’s aber einem Fragenden erklären, weiß ich’s nicht.“ (Augustinus 1982, 312)

Intensiv auseinandergesetzt haben sich mit dem hier in Rede stehenden Phänomen insbesondere auch Husserl und Heidegger.

Heidegger bearbeitet das Phänomen aus daseinsanalytischer Sicht und thematisiert die Zeitlichkeit, von ihm als Sinn des Seins des Daseins begriffen, vor allem im zweiten Abschnitt seines bekannten Werkes *Sein und Zeit*, in dem letztere auch „als der ontologische Sinn der Sorge“ (Heidegger 1986, 323) bezeichnet wird. Wörtlich heißt es in diesem Zusammenhang:

„Nur sofern das Dasein als Zeitlichkeit bestimmt ist, ermöglicht es ihm selbst das gekennzeichnete eigentliche Ganzseinkönnen der vorlaufenden Entschlossenheit. *Zeitlichkeit enthüllt sich als der Sinn der eigentlichen Sorge*. Der phänomenale, aus der Seinsverfassung der vorlaufenden Entschlossenheit geschöpfte Gehalt dieses Sinnes erfüllt die Bedeutung des Terminus Zeitlichkeit.“ (Heidegger 1986, 326).

Heidegger begegnet der Erwartung, dass „die Zeit im Begreifen der Zeitbegriffe faßlicher wird“, mit Skepsis und zweifelt, „ob die Interpretation der Zeit, die sich im traditionellen Zeitbegriff niedergeschlagen hat, dem Phänomen der Zeit durchgängig angemessen ist“ und ergänzt: „(...) selbst wenn sie das wäre, stünde noch die Frage zur Erörterung, ob diese, wenn auch angemessene Interpretation der Zeit das Phänomen in seiner ursprünglichen Verfassung trifft, oder ob der vulgäre und echte Zeitbegriff eine Ausprägung der Zeit faßt, die ihr zwar eigentümlich ist, aber sie nicht in ihrer Ursprünglichkeit ergreift“ (Heidegger 2005, 326).

Nichtsdestotrotz entschließt sich der Husserl-Schüler zum Zwecke der Zeitinterpretation zu einer Orientierung am traditionellen Zeitbegriff und dazu, an dessen Charakteristik anzuknüpfen. Im Zuge dessen konzediert er: „Die beiden fortan maßgeblichen antiken Interpretationen der Zeit, die schon genannte des Augustinus und die erste große Abhandlung über die Zeit von Aristoteles, sind auch die weitaus umfangreichsten und wirklich thematischen Untersuchungen des Zeitphänomens selbst.“ (Heidegger 2005, 327)

In den Augen Heideggers stellt die Zeit einen notwendigen Bestandteil der menschlichen Existenz dar. Genau wie der Raum zur Struktur des Daseins gehört, ist auch die Zeit ein integraler Bestandteil derselben: Der Mensch ist zugleich abhängig von der Gegenwart und der Vergangenheit. Darüber hinaus lebt er zusätzlich fortwährend im „Noch-nicht-Zustand“ seiner Zukunft.

Die Zeit ist charakterisiert durch das *Wie* der Grundverfassung der existenzialen Zeitlichkeit, deren Dreiheit von „Ekstasen“, wie Heidegger sie nennt, den „*ekstatischen Charakter* der Zeit“ ausmacht:

„Das Wesenhafte der Zukunft liegt in dem *Auf-sich-Zukommen*, das Wesenhafte der Gewesenheit im *Zurück-zu* und das Wesenhafte der Gegenwart im *Sichaufhalten bei*, d. h. im Sein-bei. (...) Die Zeitlichkeit als Einheit von Zukunft, Gewesenheit und Gegenwart entrückt nicht das Dasein zuweilen und gelegentlich, sondern sie selbst als *Zeitlichkeit* ist das *ursprüngliche Außer-sich*, das *ἐχστατικόν*. (...) Wir nennen daher Zukunft, Gewesenheit und Gegenwart die drei *Ekstasen* der Zeitlichkeit, die in sich gleichursprünglich zusammengehören.“ (Heidegger 2005, 377)

Husserl, Heideggers Freiburger Lehrer und Vorgänger, hatte sich, wie schon erwähnt, ebenfalls hingabevoll mit dem Zeitphänomen beschäftigt. Rudolf Bernet identifiziert in seiner Einleitung zu Husserls Werk *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* (Bernet 2013, XXI ff.) vier Etappen im Zeitraum zwischen 1893 und 1911, in denen der Begründer der Phänomenologie an seiner Entwicklung der Zeitproblematik arbeitete und leitet daraus ein Einteilungsschema von vier Textgruppen ab, die dieser Gesamtperiode entstammen. Der sachliche Schwerpunkt der Texte aus *Gruppe 1*

„betrifft den Übergang von der Frage nach dem psychologisch-genetischen Ursprung der Zeit zur phänomenologischen Beschreibung der Wahrnehmung von zeitlichen Gegenständen. (...) *Gruppe 2* enthält die Texte Nr. 18 bis Nr. 35. Diese Texte sind in den Jahren 1904–1905 entstanden und stehen alle direkt oder indirekt im Zusammenhang mit den im Februar 1905 gehaltenen ‚Zeitvorlesungen‘, (...). Zu *Gruppe 3* gehören Texte, die zwischen dem Wintersemester 1906/07 und Ende August 1909 entstanden sind.“ (Bernet 2013, XXI f.)

Zur *Gruppe 4* schließlich gehören Texte aus der Zeit von Anfang September 1909 bis Ende 1911. In ihnen wird erstmals die gegenüber der Altversion revidierte und neu ausgeführte Lehre der Retention und in Verbindung damit die Eigenart und Funktion des absoluten Bewusstseins verdeutlicht.

Husserls Auseinandersetzung mit der Zeitthematik, insbesondere mit dem inneren Zeitbewusstsein, wurde – auch vor dem Hintergrund der eingehenden Lektüre der „*Confessiones*“ des Augustinus und anderer themenbezogener Werke wie der *Physik* des Aristoteles – durch den diesbezüglichen intensiven Austausch mit dem Philosophen und Psychologen Alexius Meinong angestoßen. All diese Vorbereitungen dienten der Abfassung von Texten zum inneren Zeitbewusstsein, die zwischen September 1904 und Februar 1905 erfolgte und nach dem Tode Husserls, um Schriften aus dessen Nachlass ergänzt, im Jahre 1928 unter dem Titel *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* durch Martin Heidegger im „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung“ herausgegeben wurden, nachdem sie zuvor durch Edith Stein, Husserls Assistentin in Freiburg von 1916–1918, redigiert worden waren.

Darüber hinaus war es ein französischer Philosoph, der mit seinen Gedanken und Werken den von Göttingen nach Freiburg gewechselten Phänomenologen Husserl, der in der Breisgau-Metropole die Nachfolge des Neukantianers Heinrich Rickerts (1863–1936) auf dem Lehrstuhl für Philosophie antrat, bei seiner Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Zeitphänomen stark beeinflusste: der Nobelpreisträger Henri Bergson.

Unter anderem und vor allem waren es folgende Aspekte und Ideen, die Husserl beeindruckten und mit denen er seine eigenen Gedankengänge, Vorstellungen und Analysen – vornehmlich zu den Problembereichen der Wahrnehmung, der Wiedererinnerung und Retention sowie der Intentionalität – verband, ergänzte und bereicherte:

- Der Begriff und die Formen bzw. „Bezüge“ der Dauer (*durée*): die Dauer als Bewusstsein des Ich, als Geist in seiner Beziehung zur Materie, die Dauer als Leben (Bezug zur Lebensphilosophie!) und die Dauer als Geschichte;

- Wahrnehmung und Gedächtnis sowie Formen des Gedächtnisses;
- die Dauer in ihrer Opposition zum Raum;
- die Zeit als „unreine Mengform“ (Oger 1991, XII) und die „Modi des Zeitbewußtseins“ (Husserl 2013b, 113)
- die Veranschaulichung des Verfließens der Zeit durch den Rückgriff auf die heraklitische Flussmetapher;
- die „Aufmerksamkeit auf die Wirklichkeit“ (Husserl 2013b, 113).

Einige der zuvor genannten Aspekte bzw. Bezüge (i. S. von Anknüpfungspunkten) zwischen den Denkansätzen und Konzepten Bergsons zu den zeitbezogenen Analysen und Gedankengängen Husserls, genauer gesagt die letzten drei der oben angeführten, seien nachfolgend ausführlicher dargestellt:

Husserl benennt folgende

„wesentliche Modi des Zeitbewußtseins: 1. ‚Empfindung‘ als Gegenwärtigung (Präsentation) und die mit ihr wesentlich verflochtene, aber auch zur Selbständigkeit kommende Retention und Protention (die originäre Sphäre im weiteren Sinn); 2. Die setzende Vergegenwärtigung (Erinnerung), Mitvergegenwärtigung und Wiedervergegenwärtigung (Erwartung); 3. Die Phantasie-Vergegenwärtigung als pure Phantasie, in der alle dieselben Modi im Phantasiebewußtsein auftreten.“ (Husserl 2013b, 118)

Aus diesem, der *Phänomenologie des Inneren Zeitbewußtseins* entstammenden Zitat geht die Verquickung der *Modi des Zeitbewusstseins* mit den *Zeitdimensionen* hervor, die durch jene repräsentiert werden. Allerdings darf über den Verweis auf die herkömmliche Dreiteilung in die Dimensionen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, nicht die Husserl'sche Neuorientierung verkannt werden, dass nämlich die zentrale Stelle der ‚lebendigen Gegenwart‘ durch das Verständnis der Gegenstandskonstitution als Zeitigung deutlicher gemacht wird: „Der Urmodus dieser Zeitigung ist die ‚Gegenwärtigung‘, das Begegnenlassen im Modus ‚Gegenwart‘. Die Urstufe der Zeitigung ist die Selbstgegenwärtigung und -zeitigung des transzendentalen Ich. Der ‚Ort‘ dieses Prozesses ist ‚lebendige Gegenwart‘ (...).“ (Held 1966, VIII)

Der zweite der drei Anknüpfungspunkte, wie die von Bergson und Husserl, durchdachten Aspekte des Phänomens Zeit genannt wurden, betrifft deren Eigenschaft zu verfließen. Dieses Charakteristikum wird nach Ansicht des Verfassers durch zwei Zitate hinreichend veranschaulicht.

So heißt es dazu bei Husserl:

„Jedes Erlebnis ist in sich ein Fluß des Werdens, es ist was es ist, in einer ursprünglichen Erzeugung von einem unwandelbaren Wesenstypus; ein beständiger Fluß von Retentionen und Protentionen vermittelt durch eine selbst fließende Phase der Originarität, in der das lebendige Jetzt des Erlebnisses gegenüber seinem ‚Vorhin‘ und ‚Nachher‘ bewußt wird. Andererseits hat jedes Erlebnis seine Parallelen in verschiedenen Formen der Reproduktion, die wie ideelle ‚operative‘ Umformungen des ursprünglichen Erlebnisses angesehen werden können: jedes hat sein ‚genau entspre-

chendes' und doch durch und durch modifiziertes Gegenstück in einer Wiedererinnerung, ebenso in einer möglichen Vorerinnerung, in einer möglichen bloßen Phantasie und wieder in den Iterationen solcher Abwandlungen.“ (Husserl 1992a, 167)

Husserl spricht das Verfließen der Zeit bzw. die Flussmetapher auch in § 38 (*Einheit des Bewußtseinsflusses und Konstitution von Gleichzeitigkeit und Folge*) der Sammlung seiner Nachlasstexte *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* an und fasst es dort in folgende Worte:

„In der Reflexion²³ finden wir nun einen einzigen Fluß, der in viele Flüsse zerfällt; diese Vielfalt hat aber doch eine Einheitlichkeit, die die Rede von *einem* Fluß zuläßt und fordert. Wir finden viele Flüsse, sofern viele Reihen von Urempfindungen anfangen und enden. Aber wir finden eine verbindende Form, sofern für alle nicht nur gesondert das Gesetz der Umwandlung von Jetzt in Nicht-mehr und andererseits von Noch-nicht in Jetzt statthat, vielmehr so etwas wie eine gemeinsame Form des Jetzt, eine Gleichheit überhaupt im Flußmodus besteht.“ (Husserl 2013b, 83)

Die „Aufmerksamkeit auf die Wirklichkeit“ – um damit zum letzten der drei ‚Anknüpfungspunkte‘ zu kommen – , von Henri Bergson „attention á la vie“ genannt, ist als eine Art Spannung anzusehen, mit der unser Organismus und unser seelisch-geistiges Leben mit der Welt verbunden bzw. auf die Geschehnissen in ihr gerichtet ist. Dazu Bergson:

„Kurzum, es gibt verschiedene Tonarten geistigen Lebens, und unser seelisches Leben kann sich in verschiedener Höhe abspielen, bald näher, bald ferner der Tätigkeit, je nach dem Grade unserer *Aufmerksamkeit auf das Leben*. (...) Was man gewöhnlich für eine Störung des seelischen Lebens selber, eine innere Unordnung, eine Erkrankung der Persönlichkeit hält, erscheint uns von unserem Standpunkt aus als ein Nachlassen oder Verderben des Bandes, das das seelische Leben mit seiner motorischen Begleitung verbindet, als eine Stockung oder Schwächung unserer Aufmerksamkeit auf das äußere Leben.“ (Bergson 1991, VI)

Von den Ideen und Schriften Husserls und Bergsons waren auch die Zeitanalysen und – damit auf das Engste verbunden – die Prozesse der Sinnsetzung sowie die Sinnstrukturen im Werk von Alfred Schütz stark beeinflusst.

Das Instrumentarium der Philosophie des Franzosen schien letzterem besonders zur Verfolgung des Sinnsetzungsprozesses auf all seinen Ebenen geeignet, um damit die

„Konstitution der sinnhaften Welt zu klären, die den Gegenstand der Sozialwissenschaften ausmacht. Bergsons Lehre von der Fundierung des authentischen Zugangs zur Realität im Erlebnisstrom der *durée*, dessen Inhalte in der Sprache, in den Formen der Sozialität und vor allem in der wissenschaftlichen Begrifflichkeit umgeformt und verdinglicht werden, wird für Schütz zum Modell, nach dem er die Stufen des Sinnsetzungsprozesses zu rekonstruieren sucht. Das Sinnproblem wird damit für Schütz zum Zeitproblem, da die Sinnkonstitution in dieser Sichtweise von der inneren Zeitlichkeit der *durée* und ihrer verdinglichenden Externalisierungen abhängt.“ (Michailow et al. 2006, 40)

²³ auf immanente Objekte, die aus immer neuen Urempfindungen und Modifikationen erwachsen

Entsprechend äußert sich Schütz selbst, wenn er feststellt:

„Schon eine oberflächliche Analyse zeigt nämlich, daß das *Sinnproblem ein Zeitproblem* ist, allerdings nicht ein solches der physikalischen Raumzeit, die teilbar und meßbar ist, oder der historischen Zeit, die immer ein von äußeren Begebenheiten erfüllter Ablauf bleibt, wohl aber ein solches des ‚inneren Zeitbewußtseins‘, des Bewußtseins der je eigenen Dauer, in dem sich für den Erlebenden der Sinn seiner Erlebnisse konstituiert. Erst in dieser tiefsten, der Reflexion zugänglichen Erlebnisschicht, die nur in streng philosophischer Selbstbesinnung erschlossen werden kann, ist der letzte Ursprung der Phänomene ‚Sinn‘ und ‚Verstehen‘ aufweisbar.“ (Schütz 1993, 20)

Trotz der weiter oben erwähnten Übernahme der „Grundkonzeption der temporalisierten Weltdeutung Bergsons“ seitens Schütz behält dieser sich eine kritische Distanz gegenüber dem Literatur-Nobelpreisträger ebenso vor wie die Möglichkeit, Bergsons vielfach lediglich grob skizzierte Konzepte zum Zwecke seiner eigenen weiterzuentwickeln.

„So verwirft Schütz die bei Bergson sichtbare Tendenz, die Polarität der *durée* und der zeiträumlichen Welt des Intellekts dualistisch zu hypostasieren, und arbeitet eine Skala von idealtypisch konstruierten Lebensformen aus, die die relevantesten Ebenen der zwischen beiden Polen ablaufenden Sinnsetzung erfassbar und so die Sinnkonstruktion transparent machen soll.²⁴ Damit ist für Schütz der Boden vorbereitet, um später die Bedeutung der Verbindung von Temporalität und Sinnkonstitution, die von Husserl vorgenommen wird, zu erkennen und produktiv anzuwenden.“ (Michailow et al. 2006, 40)

Und dennoch – obwohl Schütz in der terminologischen Genauigkeit Husserls ein wertvolles Instrumentarium für seine eigenen Gedankengänge und Analysen erblickte und obwohl er durch die Rezeption zahlreiche Anregungen für sein eigenes Werk gewinnen konnte, gab er die Eigen- und Selbständigkeit seines Denkens, in dessen Zentrum die Konstitutionsanalyse des *mundanen* Sinnsetzungsprozesses stand, nie auf.

„Diese Tendenz führt nur die schon in den frühen Manuskripten entwickelte und begründete Einsicht fort, dass eine adäquate wissenschaftliche Erfassung der sozialen Realität die Analyse der Sinnstruktur des ‚täglichen Lebens‘ zur Bedingung hat und in ihr fundiert sein muss.“ (Michailow et al. 2006, 41)

Bezüglich der Zeit, die in dieser Passage der Dissertation als Basiskategorie überhaupt in den Blick genommen wird, um an späterer Stelle auch in ihren spezifisch gerontologischen Dimensionen thematisiert zu werden, bedeutet die zuvor angesprochene Erfassung der sozialen Realität auch unser Wissen um die Endlichkeit, die sich von der Erfahrung der Fortdauer der Welt abhebt und „das von der lebensweltlichen Zeit bestimmte Grundmoment aller Entwürfe im Rahmen des Lebensplans“ (Schütz; Luckmann 2017, 84) darstellt.

Hier ist – das sei an dieser Stelle nur beiläufig angemerkt – eine gewisse gedankliche Nähe des gebürtigen Wieners zu dem Heidegger’schen fundamentalontologischen, daseinsanalytischen

²⁴ Siehe dazu Kap. V.3 in dieser Dissertation.

Denkansatz über „*Das Sein zum Tode und die Alltäglichkeit des Daseins*“ (Heidegger 1986, 252 ff.) augenfällig.

Bedeutsamer für den Fortgang des eigenen Gedankengangs von Schütz ist jedoch ein anderer Aspekt, der in der Feststellung zum Ausdruck kommt, dass sich die Struktur der lebensweltlichen Zeit aufbaut „in Überschneidungen der subjektiven Zeit des Bewußtseinsstroms, der inneren Dauer, mit der Rhythmik des Körpers wie der ‚biologischen Zeit‘ überhaupt, mit den Jahreszeiten wie der Welt-Zeit überhaupt und dem Kalender, der ‚sozialen Zeit‘“. (Schütz; Luckmann 2017, 84)

VIII.4.2 Relevanz als Basiskategorie

Relevanz wird hier als Basiskategorie angesprochen und als ein bedeutsames Phänomen aufgefasst. Es ist – mit Schütz; Luckmann zu urteilen – vielleicht das wichtigste (...) Problem, das es in der Beschreibung der Lebenswelt zu lösen gilt“. Mit dieser Einschätzung sind für die beiden Soziologen ebenso bedeutsame Fragestellungen verbunden: „Welche Rolle spielen Relevanzstrukturen in der Konstitution lebensweltlicher Situationen, wie bestimmen sie den Verlauf der Auslegungen und wie stellen sie eine Beziehung zwischen dem jeweiligen Wissensvorrat und aktuellen Erfahrungen und Handlungen her?“ (Schütz; Luckmann 2017, 253)

Der zuvor wiedergegebenen Einschätzung Rechnung tragend soll die Betrachtung der Basiskategorie Relevanz an dieser Stelle mit entsprechender Gründlichkeit erfolgen:

Die Bedeutsamkeit des Relevanzproblems hatte bereits der griechische Skeptiker Carneades erkannt und sich seiner mit ausgiebigen Untersuchungen und Analysen angenommen, wie aus einem entsprechenden „Bericht von Sextus Empiricus (*Adversus Logicos* VII)“ (Schütz; Luckmann 2017, 253) hervorgeht und deren sich Schütz und Luckmann für diesbezügliche Ausführungen in den *Strukturen der Lebenswelt* ebenso bedienen wie der Gedankengänge Husserls, die dieser in seinem 1950 erschienenen Werk *Cartesianische Meditationen und Pariser Vortrräge*, §§ 34 und 46 niederschrieb (Schütz; Luckmann 2017, 252).

Husserl verweist darauf, dass in der Lebenswelt „ein Unterschied zwischen den (...) Einstellungen des ‚In-den-Relevanzen-Lebens‘ (wobei die Relevanzen selbst gar nicht in den Griff des Bewußtseins kommen) und des reflektierenden (obwohl nicht notwendig ‚theoretischen‘) ‚Auf-die Relevanzen-Hinsehens‘“ (Schütz; Luckmann 2017, 252) festzustellen sei.

Schützens Auseinandersetzung und Analysen zur Relevanzthematik findet man in einem von Richard M. Zaner herausgegebenen und von Thomas Luckmann eingeleiteten Manuskript mit dem Titel *Das Problem der Relevanz* (Schütz 1982) zusammengefasst.

Wie breit das Spektrum des darin von Schütz beleuchteten Problems sich aufspannt, verdeutlicht Luckmann gegen Ende seiner Einleitung zu dem soeben genannten Buch, auf dessen Inhalt weiter unten anhand einiger darin behandelter Kerngedanken verwiesen wird, um auf diesem Wege die Tragweite von Relevanz als Basiskategorie in groben Zügen zu skizzieren und

die weiter oben getätigten, eher rudimentären Anmerkungen (siehe Kap. V.1) zu ergänzen und zu vertiefen:

„Da wir *zugleich* in mannigfachen Wirklichkeitsbereichen leben, in mannigfachen Bewusstseinsspannungen und Weisen der *Attention à la vie*, in mannigfachen Zeitdimensionen, die verschiedene Schichten unserer Persönlichkeit (oder verschiedene Grade der Anonymität und Vertrautheit) ins Spiel bringen, verweisen alle kontrapunktisch gegliederten Themen und Horizonte, die sich auf jene Persönlichkeitsbereiche (sogar einschließlich der Verhaltensmuster des schizophrenen Ich) erstrecken, *auf nur ein einziges Grundphänomen: das Wechselverhältnis der Relevanzstrukturen.*“ (Schütz 1982, 42)

Bezug nehmend auf Husserl und dessen Analysen zur Wahrnehmung sowie der spezifischen Fragestellung der Auswahl von Elementen, die damit zum Thema gemacht und ausgelegt werden können, stellt Schütz fest, dass sich dieser Auslegungsprozess nicht unbedingt in Form eines prädikativen Urteils vollziehen muss. Vielmehr seien die passiven Synthesen der Rekognition Auslegungsergebnisse, die sich in der Sphäre des Vorprädikativen ereigneten. Schütz stellt fest: „Die Rekognition eines Gegenstandes als denselben oder als den gleichen aber modifiziert oder die Rekognition seiner Veränderung sind die Ergebnisse von vorprädikativen Synthesen.“ (Schütz 1982, 45) Er greift damit entsprechende Untersuchungen Husserls in dessen Werk *Erfahrung und Urteil* (Husserl 1999) auf, in denen dieser sein Augenmerk darauf richtet, wie sich unterschiedliche Auslegungen zu ein und demselben Gegenstand der Wahrnehmung zueinander verhalten und welche Unterschiede sie aufweisen. Husserl bezeichnet diese unterschiedlichen Auslegungsmöglichkeiten als „problematische Möglichkeiten“ und damit als solche, „für die jeweils etwas spricht“ (Husserl 1999, 370).

Hier sind deutlich die Nähe und der Bezug zu Husserls Denk- und Analysepfaden zu erkennen, auf die Schütz in seinen eigenen Gedankengängen und Analysen – auch in anderen seiner Arbeiten wie in *Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen* (Schütz 1971a, 77–110) – zurückgreift.

In seinem Relevanz-Manuskript, auf das sich der Verfasser dieser Dissertation in seinen nachfolgenden Ausführungen intensiv bezieht, geht Schütz nach einer kurzen vergleichenden Synopse des Husserl'schen Theorems der „problematische(n) Möglichkeiten“ und Bergsons Interpretation der Auswahl, die dieser 1889 im letzten Kapitel seines *Essai sur les données immédiates de la conscience* (siehe Bergson 1911) vorstellt sowie nach einigen „Variationen“ über das Thema „Das Problem des Carneades“ (Schütz 1982, 44 f.), innerhalb derer er – mit Ausnahme der unterschiedlichen Einschätzung hinsichtlich des Radius der „Übertragbarkeit“ von „problematischen Möglichkeiten“ bzw. deren Beziehung zur „passiven Synthesis“ – im Wesentlichen Ähnlichkeit zwischen den Erkenntnissen des griechischen Skeptikers und denen Husserls konstatiert (Schütz 1982, 50 f.), zu einer eingehenden Betrachtung einzelner Relevanzformen über.

Die erste der von Schütz untersuchten Formen ist die „*thematische Relevanz*“, die er in Verbindung mit dem Terminus der Vertrautheit analysiert. Das Eigentümliche dieser Form besteht

darin, dass etwas inmitten des unstrukturierten Feldes einer unproblematischen Vertrautheit zum Problem gemacht wird und sich dabei das Feld in Thema und Horizont aufgliedert.

In diesem Zusammenhang verweist er zum einen darauf, „daß die griechische Wurzel des Terminus ‚Problem‘ in ihrer Bedeutung der lateinischen Wurzel des Terminus ‚Objekt‘ (= Gegenstand) gleicht“ und die Grundbedeutung beider soviel bedeute wie „was vor uns geworfen ist“. Er macht zum anderen darauf aufmerksam, daß das Wort „Problem“ im modernen Sprachgebrauch einem Bedeutungswandel unterlag, wobei seine ehemaligen Nebenbedeutungen verlorengegangen seien.

„In der modernen Ausdrucksweise ist im allgemeinen nicht jedes Objekt problematisch, sondern nur das zweifelhafte und fragwürdige. (...) Einen Gegenstand aber zum Problem, zum Thema oder zur Aufgabe unseres Denkens zu machen, bedeutet nichts anderes, als ihn als zweifelhaft und fragwürdig zu begreifen, ihn aus dem Hintergrund der fraglosen und unbefragten Vertrautheit, die einfach hingenommen wird, herauszulösen.“ (Schütz 1982, 56)

In Verbindung damit führt Schütz zum Vertrautheitsbegriff aus, dass dieser einerseits objektiv interpretiert werden könne und er in diesem Verständnis dasjenige bedeute, was den Erfahrungsgegenständen an uns bereits bekannten Merkmalen bzw. Eigenschaften innewohnt oder eigen ist. Weiter heißt es bei ihm, dass Vertrautheit aber auch eine subjektive Bedeutung zukomme, welche sich zum einen auf die Gewohnheiten eines Subjekts erstrecke,

„das eine aktuelle Erfahrung mittels der in seinem gegenwärtigen Wissensvorrat vorhandenen Typen wiedererkennt, identifiziert oder auswählt. Die Gewohnheiten sind wiederum nicht nur Ergebnis und Sediment der persönlichen Geschichte des Subjekts, sondern auch Funktion seiner aktuellen Umstände, der Situationsrahmen, worin diese Gewohnheiten sich bilden. (...) Andererseits erstreckt sich die subjektive Bedeutung der Vertrautheit sozusagen auf die Demarkationslinie, die das Subjekt zwischen dem Weltausschnitt zieht, der eine genauere Untersuchung verlangt und dem, der dies nicht verlangt.“ (Schütz 1982, 57)

Damit ist nichts anderes gemeint als die Abhängigkeit der Vertrautheit (in diesem subjektiven Sinne) vom Untersuchungsniveau, das hinsichtlich der Bestimmung seines Analyseumfangs dem aktuellen Interesse des Subjekts unterworfen ist.

Daraus wiederum können wir folgern, dass der Vertrautheitsbegriff die Bedingungen vorschreibt, ab welchem Punkt die Aufgabe, Unvertrautes in vertraute Begrifflichkeiten zu transferieren, als gelöst anzusehen ist.

Das zuvor erwähnte, aktuelle und subjektive Interesse ist seinerseits von der Situation und den jeweiligen Gegebenheiten abhängig, innerhalb derer das Problem sich zeigte, sodann vom System der Probleme, denen es zugehört. Schütz sieht das aktuelle Interesse als eine eigenständige Form der Relevanz an, die nicht mit der thematischen Relevanz verwechselt werden dürfe und die er an geeigneter Stelle seines Manuskripts separat behandelt und untersucht (Schütz 1982, Kap. III, Abschnitt C).

Schütz kommt an diesem Punkt seiner Analyse der thematischen Relevanz zu dem Urteil, dass bis dahin erst ein Fall, der der „Themenkonstitution im undifferenzierten Feld“ nämlich, behandelt worden sei, mit dem allerdings – trotz seiner Wichtigkeit – in der Untersuchung dieser Relevanzform noch nicht entschieden sei. Er schreibt dazu: *„Dieser Fall betraf die Art und Weise, wie eine unvertraute Erfahrung uns sich gerade wegen ihrer Unvertrautheit aufdrängt. Diese Erfahrung machen wir nicht durch eine volitive Handlung thematisch. Deshalb nennen wir diese Art der Relevanz ‚auferlegte Relevanz‘.“* (Schütz 1982, 58)

Nachdem im Manuskripttext die Schockerfahrung als eine Sonderform des Aufmerksamkeitsumschwungs im Bewusstsein angeführt wurde, die mit einem Sprung von einer Sinnregion in eine andere verbunden sei (Bsp.: Das Aufschrecken aus dem Schlaf in den Wachzustand) und auf das allgemeine Charakteristikum thematischer Relevanzen aufmerksam gemacht wurde, dass sie uns mit Veränderungen bzw. Modifikationen konfrontierten, die uns zwingen, die von Husserl benannten Idealisierungen des „und so weiter“ und des „immer wieder“ (Husserl 1999, § 51 b und 58) zu unterbrechen, geht Schütz zu einer anderen Klasse thematischer Relevanzen über, die ihrerseits wiederum in zwei Subkategorien zerfällt.

Diese neue Klasse unterscheidet sich grundlegend von der zuvor beschriebenen auferlegten Relevanz, und zwar dadurch, dass die ihr zuzuordnenden Elemente nicht durch das Kennzeichen oktroyierter, sondern freiwilliger Aufmerksamkeit markiert sind. Das bedeutet, dass bei diesem Relevanztypus die Aufteilung eines Feldes in einen thematischen Kern hier und einen horizontalen Hintergrund dort, freiwillig vollzogen wird.

Die beiden erwähnten Unterabteilungen dieser Klasse sind auf Folgendes zurückzuführen:

*„In der einen wird ein Thema des Denkens freiwillig mit einem anderen vertauscht, indem schrittweise das eine über das andere gelegt wird. Das heißt, daß *das vorherrschende Thema sich erweitert und ausbreitet*. In der zweiten Unterabteilung wird die *Aufmerksamkeit freiwillig* von einem thematischen Gegenstand auf einen anderen übertragen, wenn es keine Verbindung zwischen ihnen gibt. *Im ersten Fall bleibt das ursprüngliche Thema erhalten*. (...) *Im zweiten Fall, wo man zu einem ganz anders gearteten Thema überwechselt, wurde jedoch das frühere Thema aufgegeben.*“ (Schütz 1982, 59 f.)*

Im Fortgang seiner Analysen zum Relevanzproblem konzentriert und beschränkt sich Schütz auf die erste der beiden erwähnten Unterabteilungen, in der es, wie oben erwähnt, zu einer freiwilligen Überdeckung eines Themas durch ein anderes kommt, „während das erste noch im Griff bleibt“. In diesem Prozess der Überlagerung gewinnen neue thematische Relevanzen die Oberhand, schieben sich in den thematischen Kern. Das Thema bleibt auch weiterhin eines „innerhalb des Feldes“ (Schütz 1982, 61) und jedes Thema hat seinen „innere(n)“ und „äußeren Horizont“, wie Schütz (1971a, 124; 1982, 61) in Anlehnung an Husserl differenzierend feststellt.

Unter dem *äußeren Horizont* versteht Husserl dabei all jene Dinge, die mit dem Thema und – es begleitend und umgebend – im Bewusstseinsfeld auftauchen, mit dem *inneren* hingegen die, welche sich beim fortschreitend vertiefenden Eintauchen in seine Struktur zeigen:

„Man beschreibt zuerst so vollständig wie möglich seine Grundzüge und deren Einmaligkeit und dann analysiert man die Elemente, deren Wechselbeziehungen und die funktionalen Strukturen, die den ‚Sedimentierungsprozeß‘ bestimmt haben, dessen Ergebnis wiederum das Thema ist. Schließlich wiederholt man die Abfolge der polythetischen Schritte, durch die der Sinn des Themas konstituiert wurde, der jetzt in einem einzigen monothetischen Blick erfaßt worden ist. (...) *In diesem Sinne ist das Thema die Abkürzung oder der Ort einer unendlichen Anzahl thematischer Relevanzen, die durch die weitere Thematisierung des inneren Gehaltes erschlossen werden können.*“ (Schütz 1982, 61f.)

Die in dieser Beschreibung zum Ausdruck kommende „Subthematizierung“ dürfe jedoch, so Schütz weiter, nicht als ein Verhältnis zwischen einem Ganzen und seinen Teilen missdeutet werden. Vielmehr seien das Thema zum einen und die zusammengehörigen thematischen Relevanzen zum anderen dort „nur zwei Namen für dieselbe Konfiguration“. Auf welche Weise und mit welchen Mitteln auch immer man die potenziellen thematischen Relevanzen ins Spiel bringt und das Thema subthematizieren mag – letzteres behält seine Position bzw. Funktion als der dauerhaft „konstante Faktor aller Subthematizierungen bei“, weshalb es auch als das „*ausgezeichnete Thema*“ (Schütz 1982, 62) bezeichnet werden könne.

Ohne an dieser Stelle näher auf die Schütz’schen Analysen einzugehen, in denen dieser eine zweite Dimension des inneren Horizonts aufzeigt, indem er das ausgezeichnete Thema als „Ausgangspunkt“ und als ein System thematischer Relevanzen deutet, das sich wiederum mit anderen derartigen Systemen zu einem „Thema höherer Ordnung“ (Schütz 1982, 63) vernetzen kann, geht der Verfasser zu einem anderen Aspekt der hier vorzustellenden Analysen über. Mit ihm stellt Schütz fest, dass sämtliche Verweisungsstrukturen der tangierten bzw. inkludierten thematischen Relevanzen „ihren Sinn von der inneren Bedeutung des aufrechterhaltenen ausgezeichneten Themas“ ableiten:

„Nichtsdestoweniger verdankt sich diese Überlagerung der thematischen Daten, die Erforschung von immer neuen thematischen Relevanzen, dem freiwilligen Umschwung unseres Aufmerksamkeitsstrahles; (...) *Deshalb werden wir dieses System die wesentlichen thematischen Relevanzen nennen, im Unterschied zu den (...) auferlegten thematischen Relevanzen.*“ (Schütz 1982, 64)

Im System der letzteren wird die Gliederung des Feldes in Thema und Horizont von außen angestoßen, während es für die wesentlich thematischen Relevanzen eigentümlich ist, dass es in unser Belieben gestellt ist, ob wir den im ausgezeichneten Thema implizierten Andeutungen, die die Form von inneren und äußeren Horizonten, von thematischen Relevanzen überhaupt haben, unsere Aufmerksamkeit schenken oder nicht (siehe in diesem Zusammenhang auch Gurwitsch 1975).

Was die Frage anbelangt, bis zu welchem Punkt man den wesentlichen Relevanzen folgen sollte, so sehen wir uns der gleichen Situation gegenüber wie im Falle der subjektiven Bedeutung der Vertrautheit. Auch hier entscheidet der „*Komplex der ‚aktuellen Interessen‘, der selbst von der autobiographischen Situation und allen Umständen des Individuums abhängt, über die Begrenzung des gemeinhin so genannten ‚Untersuchungsniveaus‘*“ (Schütz 1982, 66).

Im Falle der „Auslegungsrelevanz“, der zweiten der von Schütz untersuchten Relevanzformen, lenkt ein beliebiges Objekt, eine Erscheinung bzw. ein Phänomen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das bedeutet, dass dieses „Etwas“, wie es uns „in seiner Umgebung erscheint, das als Phänomen mit allen noetisch-noematischen Implikationen wahrgenommen ist“ (Schütz 1982, 67), uns nun zur Auslegung thematisch gegeben ist. Daraus erwächst für uns die Aufgabe, das Feld samt dessen Typizität unter diverse typische Erfahrungen zu subsumieren, und zwar unter diejenigen unserer früheren, die unseren aktuell und in der gegebenen Situation verfügbaren Wissensvorrat definieren.

Bliebe zu fragen, auf welche der zuvor als „diverse“ bezeichneten typischen, sedimentierten Erfahrungen genau wir denn in diesem Auslegungsprozess zurückgreifen, „an welchem Ort“ unseres Wissensvorrates wir denn zielführend nach dem für unser Auslegungsproblem dienlichen Elementen suchen sollten. Laufen wir da nicht Gefahr, uns zu verirren, zu verzetteln? Diese Frage finden wir bei Schütz folgendermaßen beantwortet:

„Mittels der passiven *Synthesis der Rekognition* wird jedoch die aktuelle Wahrnehmung eines körperlichen Gegenstandes von dieser Form, dieser Ausdehnung, dieser Farbe auf die Erinnerung früherer Wahrnehmungen körperlicher Gegenstände übertragen, deren Form, Ausdehnung, Farbe usw. jener Wahrnehmungen typischerweise ähnelt oder gleicht. (...) Es ist (...) ganz offensichtlich, daß sich diese Art der Relevanz von der bisherigen, die wir die thematische nannten, durchaus unterscheidet.“ (Schütz 1982, 67 f.)

Die „Auslegungsrelevanz“ gibt unvermittelt eine seltsam doppelte Funktion zu erkennen, dass für die Auslegung nicht nur von Bedeutung ist, dass der uns verfügbare Wissensvorrat mit dem aktuell zum Thema gewordenen Gegenstand etwas „zu tun‘ hat, sondern *uno actu erhalten gewisse Partikularmomente des wahrgenommenen Gegenstandes den Charakter einer größeren oder geringeren Auslegungsrelevanz für die Erkenntnis und die Auslegung des ganzen aktuell erfahrenen Weltausschnittes*“ (Schütz 1982, 68).

Die angeführten Momente zur Charakterisierung des „problembehafteten Etwas“, das in unser Bewusstsein tritt (Form, Farbe, Ausdehnung etc.) ermöglichen uns dessen Rekognition als zu einem bestimmten Typus früherer Erfahrung gehörig. Sie bedingen die Möglichkeit, nicht jedoch die Wahrscheinlichkeit! Der Grad der letzteren, mit dem unsere primäre Auslegung des uns begegnenden „Etwas“ als Vermutung markiert wird, ist in starkem Maße von der Gesamtsituation abhängig, in der diese Vermutung auftritt.

Um dies anhand eines Beispiels zu verdeutlichen, mag man sich vorstellen, beim Absaugen von Laub, Wasserlinsen und anderen Dingen von der Oberfläche des Gartenteiches stieße man knapp unterhalb derselben, in geringer Tiefe also, auf etwas Gebogenes von ungefähr einem Meter Länge und dem Umfang bzw. der ‚Stärke‘ eines Fahrrad-, konkret: eines Rennrad-Reifens. Wegen des aufgewühlten Teichgrundes und des windbedingten, leichten Wellengangs auf der Wasseroberfläche ist eine eindeutige Identifizierung des ominösen „Etwas“ im Wasser nicht möglich: Ein Stück alten Schlauches, das jemand über den Gartenzaun in den Teich geworfen hat, ist ebenso im Bereich des Möglichen wie eine alternative Vermutung, es handele

sich um eine Ringelnatter, die – nach ihrem Winterschlaf noch nicht wieder zu vollständiger Vitalität erwacht – im wärmeren Flachwasserbereich am Teichufer ruht.

Aufgrund dessen, dass der an meiner Grundstücks- bzw. Gartengrenze vorbeiführende Fußweg ungefähr 50 m vom Gartenteich entfernt und dieser zudem durch recht dichten und hohen Schilfbewuchs dem Blick Vorübergehender entzogen ist, kann man die Wahrscheinlichkeit, dass jemand ein Stück Fahrradschlauch über den Zaun hinweg in den Teich geworfen hätte, als gering erachten.

Dass es sich dagegen um ein weibliches Exemplar von *Natrix natrix* (biologischer Fachterminus für Ringelnatter) handeln könnte, ist umso wahrscheinlicher, als dieses im Gegensatz zu solchen ihrer männlichen Artgenossen durchaus eine Länge von einem Meter und mehr zu erreichen vermag.

Die Wahrscheinlichkeit erhöht sich insofern nochmals, als mein Nachbar im letzten Frühjahr ebenfalls ein Exemplar dieser Natternart in seinem Garten, genauer im Komposthaufen gefunden hatte und letztendlich auch noch dadurch, dass diese Gattung von Reptilien – ebenso wie Frösche, die zu ihren Beutetieren gehören – gern die Nähe von Gewässern aufsucht, zumal wenn die Aprilsonne das Wasser im seichten Uferbereich bereits angenehm aufzuwärmen vermag.

Trotz dieser Auslegungsmomente und der angeführten Argumente der Entfernung zur Grundstücksgrenze und der verhinderten Einsichtnahme durch Schilfbewuchs, die eher als Ausschlusskriterien fungieren, erreicht die Vertrautheit der Erwartung, es könnte sich um eine Schlange handeln, keinen sehr hohen Grad. Grund dafür sind die Tatbestände, dass durch den Beginn der Absaugtätigkeit das Teichwasser bereits ein wenig stärker als durch den Wind allein in Bewegung gebracht und die Bereitstellung und Ingebrauchnahme der Absaugpumpe auch zu einer erheblichen Unruhe in der Nähe des Biotops geführt hatte – beides Vorgänge, welche eine Natter wohl aufgeschreckt, aus ihrer Ruhe gebracht und zur Flucht veranlasst hätten.

Nun ist in dem gewählten Beispiel die Palette an Auslegungsmomenten bzw. an Auslegungsrelevanzen im angegebenen thematischen Feld zugegebener Maßen überschaubar. Angenommen aber, man hätte sowohl über die Information verfügt, dass der Nachbar im vergangenen Jahr beim Kompostwenden eine Ringelnatter entdeckt hatte als auch von dem Tatbestand erfahren, dass ein Gast anlässlich einer Geburtstagsparty beim Nachbarn unter Alkoholeinfluss ein Stück maroden Schlauchs in den angrenzenden Garten und möglicher Weise auch in den Teich geschleudert hatte, so sähe man sich das im Wasser befindliche ‚Objekt‘ mit einem um wesentliche Aspekte erweiterten Schema möglicher Auslegungsrelevanzen an.

Stellt man die Sachlage mit Schützens Worten dar, so könnte es heißen: „Zwei Auslegungen des gleichen thematischen Gegenstandes sind gleich möglich. Die eine hat das gleiche Gewicht wie die andere, und dennoch sind beide miteinander unvereinbar. Wie kommt das? Die Auslegungsrelevanzen sind nicht vollständig genug, um eine eindeutige Bestimmung zu ermöglichen.“ (Schütz 1982, 72)

Wenn die Person ihre Zweifel, ob es sich um eine Schlange oder um ein Schlauchstück handle, beseitigen und die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens einer der beiden vermuteten Alternativen steigern wollte, müsste sie Maßnahmen ergreifen, die zu dieser Steigerung beitragen könnten, indem sie beispielsweise mit einem Stock oder dem Stängel einer Schilfpflanze das „Etwas“ im Teichwasser zu berühren bzw. zu bewegen versuchte. „Denn jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich das Experiment mit dem Stock²⁵ in der Hoffnung mache zu erfahren, wie der auszulegende Gegenstand²⁶ reagieren wird und um neues, für die Auslegung relevantes Material aus der Beobachtung seines direkt folgenden Verhaltens zu gewinnen.“ (Schütz 1982, 73)

Bevor dieser, einstweilen inhaltlich lediglich angeschnittene, mit einer Klärungserwartung verbundene neue Akt im Auslegungsprozess wieder aufgegriffen und im Zusammenhang damit eine dritte Relevanzform eingeführt wird, sind zur zweiten noch einige wichtige Anmerkungen zu ergänzen.

Im Gegensatz zu anderen Autoren, zu denen auch Husserl zählt und die dazu neigen, das Zögern im Auslegungsprozess als ein Lavieren zwischen zwei Themen zu interpretieren, geht der Verfasser des Relevanz-Manuskripts davon aus, dass sich während des Gesamtvorgangs durchgängig lediglich ein einziges Thema, nämlich die Wahrnehmung des befremdlich anmutenden „Etwas“, als das ausgezeichnete hervorragt. „Wir können zumindest sagen, daß das Noema dieser Wahrnehmung trotz aller möglichen noetischen Variationen unverändert bleibt (...).“ (Schütz 1982, 73)

Eine weitere, interessante und bedeutsame Ergänzung betrifft die Beantwortung der Frage, ob die hier in Rede stehenden Auslegungsrelevanzen als auferlegte oder als innere zu begreifen seien.

In dem ‚Seilknäuel/Schlange-Beispiel‘ seines Relevanz-Manuskripts beantwortet Schütz diese Frage dahingehend, dass in den verschiedenen Phasen des von ihm geschilderten Auslegungsprozesses beide Relevanzarten möglich seien:

„Die in der passiven Synthesis gründende erste grobe Anmutung entbehrt sicher jedes volitiven Charakters. Sozusagen automatisch wird dieser oder jener schon typisch erfahrene Gegenstand ‚gleich‘, ‚ähnlich‘, ‚dem Typ nach wie‘ wahrgenommen. Er wird (...) nicht bloß als ‚Etwas‘ (...) wahrgenommen, sondern von Anfang an als ‚Gegenstand-in-der-Zimmer-Ecke-vielleicht-Schlange‘. Sobald ich das aber feststelle, ist die erste Auslegung schon strittig (περίοπαστος), nämlich weil die Auslegungsrelevanzen, die diese erste Anmutung begründen, nicht eindeutig bestimmbar sind.“ (Schütz 1982, 74)

Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass man die zusätzliche Auslegungsrelevanz „durch eine volitive Zuwendung zu den inneren Momenten des ausgezeichneten Themas“ erhalten wird.

²⁵ Die Ähnlichkeit des von Schütz gewählten Beispiels mit dem des Verfassers ist hier nebensächlich.

²⁶ bei Schütz ein Seilknäuel

In der Folge nehme ich die Auslegungsrelevanzen meiner ersten Vermutung als auferlegte Relevanzen. Letztlich liegt der Ursprung der Auslegungsplausibilität samt möglicher Zustimmung und Zweifel in den volitiven Tätigkeiten. Sie sind es, welche „die auferlegten relevanten Momente des wahrgenommenen Themas in innere Auslegungsrelevanzen“ übersetzen. (Schütz 1982, 75)

Diese Deutung des Auslegungsprozesses darf allerdings nicht in der Weise missinterpretiert werden, dass unterstellt wird, die Auslegung gehörte der prädikativen Sphäre zu und vollzöge sich in Phasen logischer Deutung, in denen Prämissen in Folgerungen überführt würden. Vielmehr gründen die Auslegung und die Auslegungsrelevanzen, wie Husserl in seinem Werk *Erfahrung und Urteil* überzeugend nachwies (Husserl 1999, §§ 82 und 83), in der vorprädikativen Sphäre.

Eine letzte Frage soll im Zusammenhang mit der hier erörterten, zweiten Relevanzart noch gestellt sein, die nämlich, ob ein Kriterium existiert, welches die Grenzen aufzeigt, bis zu denen die maßgeblichen Relevanzen der Auslegung entwickelt werden müssen.

Diese Grenze ist, mit Schütz zu urteilen, ohne Zweifel dann erreicht, „wenn wir unserer Auslegung ‚zustimmen‘ können. Die Zustimmung kann aber selbst wiederum unterschiedliche Gewißheitsgrade haben (...): Plausibilität, Wahrscheinlichkeit, Vermutlichkeit, Möglichkeit. In der Tat wird der Gewißheitsgrad durch unser aktuelles Interesse definiert.“ (Schütz 1982, 77)

An diesem Punkt kehrt der Verfasser zu dem weiter oben lediglich grob angesprochenen Punkt des Auslegungsprozesses zurück und wendet sich einer weiteren Form der Relevanz zu, der Motivationsrelevanz.

Sie ist Schütz zufolge weder thematisch noch handelt es sich bei ihr um eine Auslegungsrelevanz. Ferner bezieht sie sich weder auf die Unterteilung des Bewußtseinsfeldes in Thema und Horizont, noch auf die auslegungsrelevanten Gegebenheiten. Zu entdecken ist lediglich ein Entweder-oder. Um es anhand des weiter oben angeführten Beispiels zu verdeutlichen: Das „Etwas“ im Gartenteich ist entweder eine Schlange oder ein Stück Schlauch.

Die Entscheidung ist, insbesondere wenn die Frage, ob es sich bei dem Reptil um ein ungefährliches oder vielleicht giftiges Tier handelt bzw. wenn der Entscheidungsträger ein Naturfreund und Tierschützer ist, dem es nicht in den Sinn käme, seltener Lebewesen von deren gegenwärtigem Aufenthaltsort – und sei dies sein privater Gartenteich, an dem es gerade Wichtiges zu verrichten gibt – zu vertreiben, von großer Wichtigkeit für die sich anschließenden Handlungssequenzen.

„Die ‚Wichtigkeit‘, richtig, das heißt bis zu einem genügend plausiblen Grad, auszulegen, besteht in der Tatsache, daß nicht nur die zu wählenden Mittel, sondern auch die zu erreichenden Ziele, von dieser Diagnose abhängen. Der genügend plausible Auslegungsgrad eröffnet eine relativ hohe subjektive Chance, der Situation wirksam durch angemessene Gegenmaßnahmen zu begegnen. (...) Wir werden diesen Relevanztyp *Motivationsrelevanzen* nennen.“ (Schütz 1982, 79)

Um eine richtige Entscheidung im Sinne der jeweiligen (subjektiv eingeschätzten) Wichtigkeit der Auslegungsrelevanz treffen zu können, muss der Zweifelnde zusätzliches Material finden, was – um wiederum auf das oben gewählte Beispiel zurückzugreifen – bedeuten kann, dass er ausreichend lange das „problembehaftete Objekt“ im Hinblick auf mögliche Bewegungen (Flucht- oder Angriffsversuche) beobachten oder Familienmitglieder, ggf. auch andere Nachbarn seines Vertrauens befragen muss, ob sie an dem fraglichen ‚Partyabend‘ zufällig irgendwelche übermütige oder fahrlässige Handlungen von Gästen oder Beteiligten an der nachbarlichen Feier wahrgenommen hätten.

Jede der zuvor genannten Handlungsalternativen, die der nach einer Problemlösung strebenden Person größere Beurteilungs- bzw. Entscheidungssicherheit hinsichtlich der fraglichen Alternative bei der Identifizierung des ominösen „Etwas“ bzw. ‚Objekts‘ böte, indiziert eine Motivationsrelevanz und könnte hinsichtlich des angestrebten Ziels mit „um-zu“ beginnen. „Denn das, was getan werden muß, ist dadurch motiviert, wofür es zu tun ist. Das letztere ist für das erstere motivationsmäßig relevant.“ (Schütz 1982, 80)

Allerdings sind diese Feststellungen insofern verwirrend oder zumindest nicht eindeutig, als aus ihnen nicht klar hervorgeht und eindeutig abzuleiten ist, welches Element in der komplizierten Korrelation die Rolle des motivierten und welche die des motivierenden eingenommen hat und diese Zweideutigkeit der motivierenden oder motivierten, der aktiven und passiven Funktion ist nicht lediglich eine terminologisch bedingte.

Der Begriff der Motivationsrelevanz sagt diesbezüglich nichts aus. „Die Auswahl und die Korrelation der für die Auslegung relevanten aktuellen Erfahrungsmomente mit den Momenten ähnlicher früherer Erfahrungen geschieht *uno actu*. (...) Allgemein können wir sagen, daß die Kategorie der Relevanz²⁷ (...) jeweils bloß eine Korrelation zwischen zwei Gegebenheiten ist, die wechselseitig Bedeutung füreinander besitzen.“ (Schütz 1982, 80 f.)

Der Terminus, mit der die hier vorgestellte Relevanzart belegt ist, enthält mit „Motiv...“ einen Wortteil und mit ihm einen – wie in der Psychologie sowie in anderen Sozialwissenschaften häufig – in unterschiedlicher Bedeutung verwendeten Begriff. Dieser bedarf daher bezüglich seines spezifischen Gebrauchs bei Schütz einer näheren Bestimmung, zumal letzterer selbst darauf hinweist, dass die lexikalische Definition des Wortes als jede Vorstellung, jedes Bedürfnis etc., das jemanden zum Handeln bewege, nicht eindeutig sei und sich auf unterschiedliche Sachverhalte beziehen könne (– so auch auf einen, den es erst durch eine Handlung zu realisieren gelte und der uns überhaupt erst den Anstoß gäbe, zu handeln).

Im Vorfeld dieser Umsetzung in die Tat phantasieren wir aber erst diesen zukünftigen, entworfenen Sachverhalt sowie das anschließend durch Handeln zu verfolgende Ziel. Weil beides eine Einheit bildet, das vorphantasierte Bild, das uns zur Aktion anregt ebenso wie unser Motiv, weiter zu machen, können wir mit Schütz sagen, dass „wir handeln, *um* den Sachverhalt zu verwirklichen“ (Schütz 1982, 82).

²⁷ und zwar egal welcher

Ein solches Motiv nennt Schütz daher das „Um-zu-Motiv“ unseres Handelns. Von ihm unterscheidet er eine weitere Art von Motiven, bei der das Augenmerk eher auf den Augenblick gerichtet ist, nachdem das Handeln begonnen hat. Wir können die gleiche Sachlage wie oben mit einer Aneinanderreihung von „Weil“-Sätzen ausdrücken. So könnte beispielsweise die Person, die sich am Gartenteich zu schaffen macht und anschickt, einen Schilfstiel abzubrechen, auf die Frage einer anderen, was sie denn da treibe, antworten, dass sie den Pflanzenstängel benötige, um zu klären, ob das ‚Ding da‘ im Wasser eine Schlange ist oder ein anderes Objekt.

Logisch sind die beiden Ketten, die von *Um-zu* und die von *Weil-Sätzen*, äquivalent,

„in beiden motiviert der zu verwirklichende Sachverhalt, der ausgezeichnete Entwurf [Erläuterung S. 85], die zu unternehmenden einzelnen Schritte. Mit anderen Worten, der ausgezeichnete Entwurf ist motivationsmäßig für die Planung der einzelnen Schritte relevant. Jedoch sind die einzelnen Schritte, die zu tun sind, ‚kausal relevant‘, damit das gewünschte Ergebnis zustande kommt. Diese ‚kausale Relevanz‘ (...) ist nichts als das objektive Korrelat dessen, was subjektiv als motivationsmäßig relevant erfahren wird.“ (Schütz 1982 82 f.)

Den Unterschied zwischen Um-zu-Relevanzen und Weil-Relevanzen verdeutlicht Schütz noch einmal, indem er darauf hinweist, dass erstere „motivationsmäßig aus dem schon vorliegenden ausgezeichneten Entwurf hervorgehen“, während sich letztere „mit der Motivation des ausgezeichneten Entwurfs selbst“ (Schütz 1982, 84) befassen.

Die in den vorherigen Passagen dieser Arbeit vorgestellten Relevanztypen weisen auch untereinander einen erkennbaren Zusammenhang auf, wie der Verfasser in einem nächsten Schritt nachweisen wird. Bei diesen Gedankengängen dienen zwei Fragen, die eng miteinander verquickt sind, als Leitfragen, als welche sie auch Schütz; Luckmann in ihren *Strukturen der Lebenswelt* verstehen und aufwerfen. Die erste von ihnen lautet: „Wie wirken die Relevanzstrukturen in der Konstitution einer Erfahrung, eines Verhaltens und wie wirken sie dementsprechend in der Aktivierung des schon vorhandenen Wissensvorrates bei der Bewältigung einer aktuellen Situation?“ (Schütz; Luckmann 2017, 305; dort auch die folgenden Zitate)

In der zweiten fragen die beiden Sozialwissenschaftler: „(...) wie wirken die Relevanzstrukturen in der Sedimentierung einer Erfahrung als eines Elements in der Struktur des Wissensvorrats?“

Bei der Beantwortung der ersten Fragestellung kann auf einen Begriff zurückgegriffen werden, der unter einer ähnlichen Bezeichnung bereits in Kap. V.4.3 dieser Dissertation Erwähnung fand und der, ganz allgemein ausgedrückt, die „Situation des Wissenserwerbs“ in einem „wohlumschriebenen Thema“ wiedergibt.

Dies kann gewissermaßen ‚unfreiwillig‘ geschehen, wie in den vorherigen Ausführungen zur thematischen Relevanz und dem mit ihr verbundenen unvermittelten Wechsel oder „Sprung“ bereits aufgezeigt wurde, der mit der „Abhebung von Unvertrautem im Rahmen von Vertrautem“ gegeben ist bei einem plötzlichen Verlassen eines geschlossenen Wirklichkeitsbereiches und dem ‚Eintauchen‘ in einen anderen oder bei „Veränderungen der Bewußtseinsspannung

in Erfahrungsabläufen innerhalb des gleichen Wirklichkeitsbereichs“ oder bei sozial erzwungener Aufmerksamkeit.

Auf derartige Zusammenhänge, die hier im Rahmen grundsätzlicher Betrachtungen zu ausgewählten Basiskategorien überhaupt angestellt und daher nicht näher spezifiziert werden, kommt der Verfasser später, dann jedoch in der Absicht der Verdeutlichung des Stellenwertes dieser Kategorien für gerontologische Fragestellungen und Themenbereiche, zurück.

Auf der anderen Seite kann die themenbezogene Zuwendung zu einem (realen oder gedanklichen) Objekt z. B. durch zeitnahe Umstellung auf eine näherkommende, nicht vertraute Situation, „durch routinemäßige Unterbrechung und Wiederaufnahmen von Handlungsabläufen im Tagesplan und durch Themenentwicklung im Rahmen eines ‚Arbeitsprogrammes‘“ (Schütz; Luckmann 2017, 305 f.) motiviert sein.

Insbesondere die Interdependenz zwischen der Struktur der Motivationsrelevanz und der Interpretationsrelevanz ist markant, wie – wiederum im Rückgriff auf das ‚Gartenteich-Beispiel‘ – belegt werden kann: Die (auferlegte) Interpretation des ‚Etwas‘ im Wasser wird hervorgerufen durch die Sonderstellung, die es im typischen Umfeld des Gartenteichs einnimmt und damit verhindert, die Reinigungsprozedur in gewohnter Weise, auf der Grundlage bzw. mit der Gewissheit der Idealisierungen des „man kann immer wieder“ (Husserl 1992c, § 74; 196; vgl. Schütz 1971a, 169; Schütz; Luckmann 2017, 34 u. ö.) sowie des „Und so weiter“ (Husserl 1992c, § 74, 196; vgl. Schütz 1971a, 169 u. ö.; Schütz; Luckmann 2017, 327 u. ö.) durch- bzw. fortzuführen. Es kommt zu einer „Stockung im routinemäßigen Erfahrungsablauf“ (Schütz; Luckmann 2017, 325).

Ähnliche Befremdung können – um ein Beispiel aus dem gerontopsychiatrischen Bereich anzuführen – Verhaltensweisen von Menschen mit einer Demenz auslösen, welche die ‚Vertrautheit von Routineabläufen‘ und damit die Typizität von Prozeduren durchkreuzen.

Auf das Verhältnis der beiden Gegebenheitsweisen – *Fremdheit* einerseits und *Vertrautheit* andererseits – wird später in Zusammenhang mit dem Alltagshandeln im Praxisfeld der Altenhilfe nochmals eingegangen.

Andeutungsweise sei aber bereits hier auf das mögliche Verständnis (der Entwicklung) einer Demenz als Verlusterfahrung im Sinne eines Fragwürdigwerden von Weltvertrautheit hingewiesen, die als „Dekulturation“²⁸ oder phänomenologisch auch als progrediente Destruktion und letztlich Zusammenbruch der „Strukturen der Lebenswelt“ aufgefasst werden könnte.

Vor allem der im letzten Absatz thematisierte Aspekt des Atypischen – Schütz; Luckmann behandeln ihn in ihrem Werk auf den Seiten 320 f. – könnte es nahelegen, aufgrund der mit ihm markierten Sonderform der Relevanz, der „hypothetischen Relevanz“ (Schütz; Luckmann 2017, 322), den auf den vorherigen Seiten eingehender behandelten drei Relevanz-Kategorien

²⁸ Hier verstanden als ein zum pädagogischen Terminus der „Enkulturation“, des Hineinwachsens des Kleinkindes in eine Kultur, inverser Prozess.

eine vierte zur Seite zu stellen. Der Verfasser verzichtet jedoch darauf, da er sie als eine Subkategorie der Auslegungsrelevanz betrachtet.

Als besonders wichtig stellt Schütz bei seinen Analysen – um nun wieder zur beabsichtigten Darstellung der Interdependenzen zwischen den Relevanzarten zurückzukehren – das Verständnis für die funktionale Abhängigkeit des Systems der Auslegungsrelevanzen von dem der thematischen Relevanzen heraus.

Es sei zum einen klar, daß unabhängige, für sich allein und für sich selbst gegebene Auslegungsrelevanzen nicht vorstellbar sind sondern immer nur solche, die sich auf ein vorhandenes Thema beziehen, genau wie es keinen Typus als solchen sondern nur Typen gebe, die einen Bezug zu spezifischen bzw. adäquaten Problemen aufweisen.

Diese Probleme trügen stets Verweisungen auf ein vorliegendes Thema mit sich, zu dessen Auslegung sie gebildet werden – eine Erkenntnis, auf die bereits Husserl hingewiesen (1999, §§ 83 a und b) und damit gezeigt habe, „daß die Welt in der vorprädikativen Erfahrung des Menschen, der in der natürlichen Einstellung lebt, von Anbeginn als schon typisierte Welt bekannt ist“ (Schütz 1982, 99).

Zum Ende ihrer Analysen der Relevanzstrukturen und deren Verflochtenheit machen die Autoren der *Strukturen der Lebenswelt* noch einmal deutlich, dass „keiner der drei Relevanzstrukturen eine Priorität irgendwelcher Art zukommt (...). Nur im reflektiven Zugriff kann die eine oder andere Relevanz ‚zuerst‘ hervortreten, in welchem Fall sie als die ‚grundlegende‘ Relevanz aufgefaßt werden kann, während die beiden anderen Relevanzstrukturen als durch sie bedingt erscheinen.“ (Schütz; Luckmann 2017, 312)

Dieser Tatbestand der „Gleichwertigkeit“ der drei Relevanztypen aber auch deren Verflochtenheit untereinander soll schließlich noch einmal mit Hilfe zweier Zitate aus dem Schütz’schen Relevanz-Manuskript bzw. aus den *Strukturen* belegt sowie anhand des unten eingefügten Diagramms, das der erstgenannten Quelle entstammt, verdeutlicht werden.

Im Relevanz-Manuskript heißt es bei Schütz: „Die drei Relevanzsysteme sind (...) nur drei Aspekte eines einzigen Phänomenkomplexes.“ (Schütz 1982, 107)

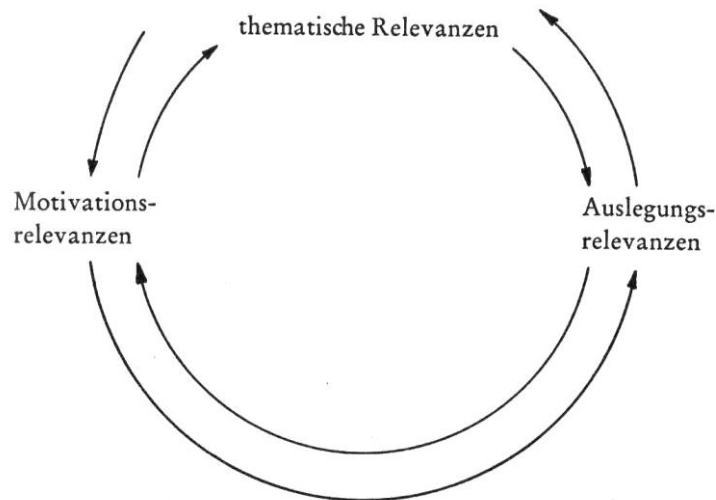


Abb. 2: Die drei Relevanz-Systeme als ein Phänomenkomplex nach Schütz 1982, 107;
(Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags)

Die Verflochtenheit der drei Relevanzstrukturen schließlich tritt, wie Schütz und Luckmann in den *Strukturen* betonen,

„schon in der ursprünglichen Konstitution einer Erfahrung, deutlich hervor. Motivationsrelevanzen beeinflussen in der Form von Einstellungen die anfängliche Bestimmung der Situation und ‚lenken‘ danach – auch abgesehen von ‚motivierten‘ Zuwendungen – die Aufmerksamkeit. Eine wichtige Rolle spielen Motivationsrelevanzen, vor allem in der Form von Um-zu-Motivationsketten, bei ‚rechtzeitigen‘ Antizipationen und bei Themenwechsel, hier insbesondere bei routinemäßigem Themenwechsel im Rahmen von ‚Arbeitsprogrammen‘. Ferner ist es klar, daß sich ein Thema nie als solches ohne Typisierungen irgendwelcher Art abhebt; hier wirken also interpretative Relevanzen mit. Und bei Themenentwicklung ist der Unterschied zwischen thematischen und interpretativen Relevanzen ohnehin nur noch zu analytischen Zwecken aufrechtzuerhalten.“ (Schütz; Luckmann 2017, 305)

Genauer belegt Schütz diese Interdependenz zudem anlässlich seiner Überlegungen zu dem Problemzusammenhang, den er als den „zuhandenen Wissensvorrat“ bezeichnet, um ihn am angegebenen Ort unter dem Titel „Der habituelle Wissensbesitz“ (Schütz 1982, 87) eingehender zu untersuchen.

VIII.4.3 Verstehen als Basiskategorie

Der Begriff Verstehen hat eine lange Tradition, findet in vielen Wissenschaften Anwendung und wird mit zahlreichen, unterschiedlichen Bedeutungen versehen.

Im Anschluss an eine kurz gefasste semantische Betrachtung des Terminus *Verstehen* und der diversen Bedeutungen, mit denen er in Verbindung gebracht wird und in denen er Verwendung findet, geht der Verfasser ausführlicher auf den Stellenwert ein, den der Begriff in den Geisteswissenschaften einnimmt, nachdem an anderer Stelle in dieser Arbeit bereits auf dessen hybride Verwendung hingewiesen wurde (Kap. VIII.3.3).

Nachfolgend wird der Bezug hergestellt zur Verwendung von Verstehen als Konzept und methodischer Ansatz in den Sozialwissenschaften, als eine auf Max Weber zurückgehende Richtung der Soziologie und deren Ausbau und Weiterentwicklung zu einer verstehenden, phänomenologisch fundierten und orientierten Soziologie durch Alfred Schütz. Es sei hier allerdings nochmals darauf hingewiesen, dass letzterer den Terminus Verstehen eher im Sinne einer „Technik in der Behandlung menschlicher Situationen“ gebraucht als dass er in ihm einen methodologischen Begriff sieht: „Verstehen ist (...) in erster Linie nicht von Sozialwissenschaftlern benutzte Methode, sondern die besondere Erfahrungsweise, in der der Alltagsverstand von der sozio-kulturellen Welt Kenntnis nimmt“, um anschließend ausdrücklich zu betonen: „Verstehen hat mit Introspektion nichts zu tun; es ist ebenso das Ergebnis von Lernprozessen oder von Akkulturation wie die alltägliche Erfahrung der sogenannten natürlichen Welt.“ (Schütz 1971a, 64)

Abschließend wird ein erster Verweis darauf geliefert, welche Funktion der Basiskategorie Verstehen – insbesondere in Verbindung mit den beiden zuvor thematisierten: Zeit und Relevanz – im Hinblick auf die Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit als der Lebenswelt älterer und alter Menschen zukommt.

Im Zuge dieser Überlegungen wird aus dem oben benannten Grunde, einerseits auf Gedanken und Textpassagen aus Kap. IV (IV.1 und IV.2) sowie aus Kap. VI. dieser Dissertation zurückgegriffen werden, wie andererseits auch prospektive Verbindungslinien zum sich anschließenden Kap. IX gezogen werden sollen, in dem der seither lediglich angedeutete Verweis auf die ‚kategoriale Funktion‘ des Verstehens dann weiter in die Tiefe geführt bzw. differenzierter ausgearbeitet werden soll.

In der Alltagssprache taucht der Terminus Verstehen zunächst im Sinne des Gewährwerdens oder der Wahrnehmung über das auditive Sinnesorgan, das Ohr, auf. Er ist in diesem Sinne u. a. von der Klarheit bzw. Deutlichkeit sowie von der Lautstärke des Tones, Lautes oder Wortes abhängig, mit denen diese geäußert wurden, ebenso jedoch von der Funktionstüchtigkeit des ihn aufnehmenden bzw. empfangenden Hörorgans und möglichen Störungsquellen im Umfeld des Vermittlungs- und Wahrnehmungsprozesses, in den letzterer eingebettet ist.

Der Begriff bezieht sich sodann auf das Begreifen von Sinn und Gehalt einer Aussage, eines Textes oder eines Zusammenhangs, auf deren sinngemäße Bedeutung, logische Schlüssigkeit und Folgerichtigkeit und ist insofern eng gebunden an und verbunden mit kognitiven, verstandesmäßigen und auf die Denkfähigkeit bezogenen Kompetenzen.

Verstehen wird im Alltag schließlich auch gebraucht, wenn von dem Vermögen einer Person die Rede ist, sich in eine andere und deren Situation, Gefühlslage oder gegebenen Gemütszustand hineinzusetzen. Der Begriff zielt in diesem Fall in die Richtung von Empathie und Einfühlung (siehe allerdings die weiter oben wiedergegebene Klarstellung seitens Schütz zu dieser semantischen Interpretation und Verwendung!)

In dieser Weise interpretiert auch Francisco Casiello den Terminus zu Beginn seines Buches *Dilthey: Verstehen als Methode und Ziel der Sozialwissenschaft*, wenn er schreibt: „Verstehen heißt, die Handlungen oder Gefühle eines anderen verstehen, erreichen, durchdringen, gerechtfertigt oder natürlich finden, aber ohne die Notwendigkeit einer *kausalen Erklärung*, die zeigt, wie die äußeren oder inneren Bedingungen notwendigerweise zu einer Handlung, einer Leidenschaft oder einer repräsentativen Figuration führten.“ (Casiello 2020, 9)

Seit Dilthey und dessen Forschungen, Analysen und Erkenntnissen zum *Verstehen* hat sich, wie nicht zuletzt aus der zuvor zitierten Quelle hervorgeht, dieses Phänomen auch als ein methodologischer Weg auf dem Gebiet der Geistes-, Human- und Sozialwissenschaften etabliert und durchgesetzt, wie auch Käsler mit Blick auf Max Weber besonders betont, indem er schreibt: „Stellt der Begriff des *Sinns*’ die entscheidende Kategorie des Weberschen Handlungsbegriffs dar, so steht das Konzept des *’Verstehens*’ im Zentrum seiner Methodologie.“ (Käsler 1978, 124)

In der soeben beschriebenen Funktion wurde und wird das Verstehen nicht selten dem Erklären als der den Naturwissenschaften eigentümliche und vorbehaltene Weg, zu Erkenntnis zu gelangen, antithetisch gegenübergestellt: „Das Erkenntnisprinzip qualitativer Forschung“ schreiben Flick et al. in ihrem Handbuch (2000, 23), sei „eher das Verstehen (...) von komplexen Zusammenhängen als die Erklärung durch die Isolierung einer einzelnen (z. B. Ursache-Wirkungs-)Beziehung.“ Im weiteren Verlauf ihrer einleitenden Ausführungen zu dem Sammelband *Qualitative Forschung*, auf den hier Bezug genommen wird, stellt das Herausgeber-Trio allerdings fest: „Qualitative (Fall-)Studien können repräsentative quantitative Studien differenzierend und vertiefend ergänzen und Erklärungen für zu interpretierende statistische Zusammenhänge liefern.“ (Flick et al. 2000, 26) Mit dieser Feststellung wird die oben erwähnte und antithetische Gegenüberstellung aufgehoben, zumindest jedoch eingegrenzt bzw. relativiert und stattdessen empfohlen, die beiden traditionsgemäß rivalisierenden Ansätze in ein konstruktiv-fruchtbare duales Prinzip zu überführen.

Bekannt wurde das begriffliche Gegensatzpaar in Zusammenhang mit der sogenannten „Erklären-Verstehen-Kontroverse“ (E.-V.-K.) bzw. der „Erklären-Verstehen“-Debatte, die sich vor dem Hintergrund der seitens Droysen und Dilthey getroffenen Unterscheidung zwischen den beiden Methodentypen entzündete und später durch Wissenschaftler wie Hempel, Oppenheim und Popper neu entfacht wurde, aufgrund des Tatbestandes, dass im Rahmen dieser Kontroverse die Verfechter des Modells der Kausalerklärung, diesem den Status einer einzig und allein akzeptablen Form wissenschaftlicher Erklärung überhaupt einräumten, während sie dem Verstehen allenfalls eine methodische Relevanz im Kontext des Auffindens von Hypothesen zu Kausalerklärungen zugestanden.²⁹

²⁹ Dem Verfasser ist bewusst, dass die Reduzierung der angesprochenen Kontroverse auf die beiden im Text angeführten Positionen gewissermaßen willkürlich ist. Eine umfassendere Darstellung der in die Auseinandersetzungen involvierten Forscherpersönlichkeiten und deren Standpunkte würde im Rahmen dieser Arbeit allerdings zu weit führen, weshalb hier auf weitere diesbezügliche Ausführungen verzichtet wird.

Die weiter oben angedeutete Beschäftigung Diltheys mit dem Terminus Verstehen ist auch Gegenstand der von Ludwig Landgrebe verfassten, viel beachteten Abhandlung mit dem Titel *Wilhelm Diltheys Theorie der Geisteswissenschaften* (1928).

Dilthey begreift, wie Landgrebe in einer Kapitelüberschrift seines Aufsatzes schreibt, in einer ersten „Formulierung des Problems des Verstehens“ letzteres als „Nachbilden aus dem Ganzen des seelischen Zusammenhanges“ (Landgrebe 1928, 245). Näher führt Landgrebe zu dieser Sicht- und Zugangsweise aus:

„Es hat sich als die für die Geisteswissenschaften grundlegende Tatsache dies ergeben, daß sinnlich gegebene Objekte als ein ‚Äußeres‘ aufgefaßt werden, in dem ein ‚Inneres‘ sich ausdrückt. So kann zunächst das Verstehen als dasjenige Verhalten umschrieben werden, in welchem aus sinnlich gegebenen Äußerungen seelischen Lebens dieses zur Erkenntnis kommt“ (Landgrebe 1928, 245; die Binnenzitate aus Dilthey: *Die Entstehung der Hermeneutik* (1900). Zusätze aus den Handschriften (1924, 333))

Wichtig ist, wie Landgrebe betont, dass sich nach Dilthey in dieser Herangehensweise an die Gegenstände nicht lediglich eine besondere Methode und mit ihr ein Unterschied in der Stellung des Menschen zum Objekt einerseits sowie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zum anderen zeige, sondern

„das Verfahren des Verstehens ist sachlich darin begründet, daß das Äußere, das seinen Gegenstand ausmacht, sich von dem Gegenstand der Naturwissenschaften durchaus unterscheidet. [,]Der Geist hat sich in ihm objektiviert, Zwecke haben sich in ihm gebildet, Werte sind in ihm verwirklicht und eben dies Geistige erfaßt das Verstehen.['] Es beruht auf einem ‚Lebensverhältnis‘ zwischen mir und den Gegenständen, indem es in die fremden Lebensäußerungen durch eine Transposition aus der Fülle eigener Erlebnisse eindringt.“ (Landgrebe 1928, 245 f.; Binnenzitat aus: Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (1927, 118 f.))³⁰

Ohne in dieser Arbeit eine detaillierte Nachzeichnung der Auseinandersetzung Diltheys mit dem Verstehensproblem geschweige denn einzelner Phasen darin leisten zu können, sei zur Rahmung des Gesamtprozesses seiner diesbezüglichen Bemühungen der ersten, weiter oben angeführten Fragestellung noch eine wichtige zweite, aus einer späteren Forschungsperiode stammende, hinzugefügt. Die Rede ist von der Frage, wie die Erlebnisse eines Individuums in ihrer Bedeutsamkeit begrifflich zu erfassen und nach deren Wesen zu fixieren seien.

Landgrebe lässt zum ersten Teil dieser Fragestellung verlauten, dass die „Art, wie eine Zeit die Begriffe faßt, mit denen sie ihr Erleben anspricht, (...) geschichtlich bedingt“ sei und zum zweiten, dass „Bedeutsamkeit Beziehung der Erlebnisse zum Ganzen des konkreten Erlebniszusammenhanges ist“ (Landgrebe 1928, 349) und dass dieser (Erlebniszusammenhang) stets ein individueller sei.

³⁰ Siehe in diesem Zusammenhang auch das Werk von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) *Phänomenologie des Geistes* aus dem Jahre 1807.

In der Folge generalisiert Dilthey den Deutungsprozess eines Erlebnisses aus dessen Beziehung zu einem Gesamtzusammenhang, indem er im Verstehen ein Zurückführen aller Objektivatio-
nen auf die in (meinem eigenen) Erleben identifizierbaren Strukturbeziehungen sieht.

Für Dilthey waren die hier wiedergegebenen Kernfragen des Verstehens nicht von Anfang an klar. Ihm wurden die mit diesen Fragestellungen verbundenen Schwierigkeiten erst später, in den Entwürfen zu seinem 1900 erschienenen Text *Entstehung der Hermeneutik* (Dilthey 1990), bewusst.

Die Hermeneutik, ursprünglich entworfen als eine Kunstlehre zur Auslegung von schriftlichen Hinterlassenschaften bzw. von schriftlich dokumentierten Lebensäußerungen oder – allgemeiner – von ‚Schriftdenkmälern‘, entwickelte sich später zu einem methodischen Verfahren und einer Möglichkeit der Auslegung nicht nur in den Geistes- sondern darüber hinaus auch in den Sozialwissenschaften.

In einem kurzen Rückblick auf ihre Entwicklung, beurteilt es Hans-Georg Gadamer als die ursprüngliche und vorrangige Aufgabe der Hermeneutik, das Verstehen von Texten zu ermöglichen und definiert sie entsprechend als die „klassische Disziplin, die es mit der Kunst des Verstehens von Texten zu tun hat“ (Gadamer 2010, 169). Im 19. Jahrhundert, so Gadamer weiter,

„hat die alte theologische und philosophische Hilfsdisziplin der Hermeneutik (...) eine systematische Ausbildung erfahren, die sie zur Grundlage für das gesamte Geschäft der Geisteswissenschaften machte. Sie hat sich über ihren ursprünglichen pragmatischen Zweck, das Verstehen literarischer Texte zu ermöglichen oder zu erleichtern, grundsätzlich erhoben.“ (Gadamer 2010, 170; siehe auch Gadamer 1974)

Hans-Georg Soeffner (1989) legte – um hier ein erstes Beispiel für die Erweiterung hermeneutischer Verfahren auch über die Grenzen der Geisteswissenschaften hinaus anzuführen – eine von ihm und seiner Arbeitsgruppe entwickelte *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* vor, die heute häufig als Hermeneutische Wissenssoziologie bezeichnet wird und deren Anwendungsbereich sich im Laufe der Zeit auf sämtliche Formen sozialer Interaktion und auf Kulturerzeugnisse jeglicher Art ausgedehnt hat. Auf diesen hermeneutischen Ansatz wird später in dieser Arbeit noch einmal rekurriert (siehe Kap. IX.2.3).

Die Forschungsstrategie ist dabei nicht auf die Entdeckung allgemeiner Gesetze zur Erklärung menschlichen Verhaltens beschränkt, mit denen selbiges erklärt werden könnte, sondern auf die Analyse und (Re-)Konstruktion all derjenigen Verfahren und Leistungen der Typisierung, mittels derer Menschen mit Neuerungen vertraut und letztere für sich verfügbar machen.

Als ein zweites, zeitlich weiter zurückreichendes Beispiel sei die von Ulrich Oevermann in den 1970er Jahren begründete sogenannte *Objektive Hermeneutik* angeführt, die als eine Methode der empirischen Sozialforschung zum einen Wege der Sinnerschließung bieten, zum anderen als eine Theorie der konstitutiven Merkmale der sinnstrukturierten Welt begriffen werden soll, ohne den Anspruch zu erheben, den subjektiv gemeinten Sinn zu erschließen (siehe dazu u. a.: Oevermann et al. 1979; Wernet 2000.)

Im Zuge des methodischen Vorgehens bedient man sich der sequentiellen Analyse und späteren Deutung von Interview-, Interaktions- und anderen Protokollen, und zwar unter Beachtung folgender fünf Regeln:

1. Kontextfreiheit
2. Wörtlichkeit
3. Sequentialität
4. Extensivität
5. Sparsamkeit

Punktuell anknüpfend an die bereits im IV. und VI. Kapitel erwähnten, dort jedoch in anderen inhaltlichen Zusammenhängen und kontextuellen Absichten erfolgten Ausführungen des Verfassers zum Verstehens-Phänomen bei Max Weber und – in kritischer Auseinandersetzung mit diesem – im Werk von Alfred Schütz, konzentrieren und befassen sich die nachfolgenden Gedankengänge schwerpunktmäßig auf und mit folgenden Aspekten dieses Terminus:

Nach einer kurzen, rekapitulierenden Skizzierung der in den oben genannten zwei Kapiteln der vorliegenden Arbeit behandelten Grundlagen und Kerngedanken der verstehenden Soziologie, werden die beiden Argumentationsstränge vorgestellt, mittels derer Schütz im *Sinnhaften Aufbau* die Dialektik und die Verzahnung von subjektiven und sozialen bzw. intersubjektiven Sinnsetzungsprozessen zu erfassen und durch philosophische ebenso wie durch soziologische Analysen zu begründen versucht: mittels „Konstitutionsanalyse einerseits sowie allgemeiner soziologischer Strukturanalyse und empirisch verfahrenender verstehender Soziologie andererseits.“ (Endreß 2006, 69; siehe dazu auch Endreß; Renn 2004, 44, 45, 48 ff.)

Auf wichtige Frage- und Problemstellungen der verstehenden Soziologie geht Alfred Schütz im abschließenden fünften Abschnitt seines Werkes *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (Schütz 1993, 307 ff.) ein.

Im Zuge dessen reflektiert er nach einem einleitenden Rückblick auf die in den vorhergehenden Abschnitten geleisteten und zusammengetragenen Analysen und Untersuchungsergebnisse (u. a. zur Theorie des Sinnverstehens und zur Definition des Handelns) die mitweltliche Beobachtung und das Problem der Sozialwissenschaften, als welches er im weiteren Verlauf die Fragestellung ansieht, wie Wissenschaften von subjektivem Sinnerleben überhaupt möglich seien.

Sodann werden die Funktion des Idealtypus in der Soziologie Max Webers, die Kausal- und Sinnadäquanz, objektive und subjektive Chance, die „Bevorzugung rationaler Handelstypen durch die verstehende Soziologie“ (Schütz 1993, 337 ff.) sowie „Objektiver und subjektiver Sinn in den Sozialwissenschaften“ (Schütz 1993, 340 ff.) untersucht.

Mit einem „Hinweis auf weitere Probleme“ (Schütz 1993, 349 f.) endet der Abschnitt und das gesamte Werk.

Zu den beiden weiter oben benannten Argumentationssträngen führt Endreß aus, dass dabei „die (1) systematische Perspektive (...) (2) von einer genetischen Perspektive“ flankiert werde. Schütz führe, so heißt es weiter, gegen Ende des *Sinnhaften Aufbaus* zum „Gegenstandsgebiet und Verfahren der verstehenden Soziologie“ (Endreß 2006, 67) aus:

„Aufgabe dieser Wissenschaft ist zunächst und vor allem [1] die Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, welche die in der Sozialwelt Lebenden vollziehen. Diese Deskription kann eine empirische oder eidetische sein, sie kann Individuelles oder Typisches zum Gegenstand nehmen, sie kann an konkreten Situationen der mundanen Sozialität oder in einem hohen Allgemeingrad durchgeführt werden. Darüber hinaus aber will die verstehende Soziologie [2] mit den so gewonnenen Deutungsschemata an eben jene Kulturobjekte herantreten, die sich in den Sinnsetzungs- und -deutungsvorgängen in der sozialen Welt konstituieren, und diese Kulturobjekte durch Rückfrage nach dem sie konstituierenden Sinn ‚verstehen‘.“ (Endreß 2006, 67 f.)

Im Rahmen der geplanten und weiter unten vorzunehmenden Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit älterer Menschen unter besonderer Beachtung des sozialen Wirkens (siehe Kap. IX.1.2) wird der Begriff Verstehen nochmalige Erwähnung finden, um ihn dort mit dem Aspekt der Appräsentation in Zusammenhang zu bringen und genauer zu untersuchen.

IX. Die Aufgabe einer verstehenden Gerontologie: Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit alter Menschen als deren Lebenswelt

Da mit Schütz erstmalig – „prototypisch“, wie es auch genannt wurde – ein Ansatz in die Soziologie Eingang fand, der die rekonstruktive Analyse der (pragmatisch verankerten) Sinnstrukturen der sozialen Wirklichkeit als seine zentrale Aufgabenstellung begriff und der Frage nachging, wie sich die Prozesse der Sinnsetzung im Handeln sowohl in subjektiven als auch in intersubjektiven Belangen und Zusammenhängen vollzögen, liegt es nahe, bei der Konzipierung und Entwicklung des Aufgaben- und Forschungsfeldes einer verstehenden Gerontologie auf jenen Ansatz zurückgreifende Aspekte und aus ihm gewonnene Erkenntnisse zu berücksichtigen.

Daher sollen eingangs dieses Kapitels, anknüpfend an die erwähnten Quellen und Inhalte im letzten sowie insbesondere an die diesbezüglich relevanten Schütz'schen Analysen, die grundsätzlichen Aufgabenstellungen und Forschungsinhalte einer ‚verstehenden Altersforschung‘ erläutert werden. Diese basalen Elemente werden anschließend mit Überlegungen zur Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit älterer Menschen angereichert bzw. durch sie konkretisiert. (Um die wissenschaftstheoretischen Dimensionen und den Bedeutungsgehalt einer verstehenden Alter(n)sforschung bzw. einer verstehenden Gerontologie besser erfassen und einschätzen zu können, siehe über die diesbezüglichen Ausführungen und Untersuchungen Diltheys und anderer Forscher und Autoren, die sich mit den Terminus ‚Verstehen‘ auseinandergesetzt haben wie Vittorio Hösle (2018) oder Constans Seyfarth (1979) hinaus vor allem Weber (1980) selbst, da dieser ihn zur Bezeichnung und Beschreibung ‚seiner Soziologie‘ gewählt hatte.)

Wenn auch nicht in dem Umfang, in dem Alfred Schütz Max Webers Analysen zur Konstitutionsweise des Sinnes für den Handelnden unter Einbezug der „Modifikationen, die dieser Sinn für den Partner in der Sozialwelt oder für den außenstehenden Beobachter erfährt“ (Schütz 1993, 15) Kritik übt, so kann die beanstandete Art von Oberflächlichkeit und der Mangel an Gründlichkeit und fehlender ‚Ausgegorenheit‘ als Kritikpunkt auch auf das Gebiet gerontologischer Forschung und auf Handlungsfelder praktischer Altenhilfe, insbesondere auf Analysen und Zugangsversuche zum sinnhaften Denken, Handeln und Verhalten alter Menschen übertragen werden.

Auch in der Alter(n)swissenschaft wurde in der Vergangenheit und wird auch gegenwärtig noch zu selten eine Position und Sichtweise vom ‚Anderen‘, ‚vom alten Menschen aus‘ eingenommen, um zu besserem Verständnis und zu genaueren Erkenntnissen im wissenschaftlichen, gerontologischen Sinne zu gelangen. Zudem kommen methodologische Ansätze und methodische Konzepte, wie sie die mundane Phänomenologie entwickelt hat bzw. anregt oder selbst bereit stellt und die geeignet wären, die zuvor beklagten Defizite wettzumachen, nicht in gebührendem Umfang zur Anwendung.

Mit der oben erwähnten Sichtweise ‚vom alten Menschen aus‘ soll ein Verweis auf die im Zuge der reformpädagogischen Bewegung eingeforderte wissenschaftstheoretische Orientierung am Denken und Handeln des Kindes, seiner Erfordernisse, Bedürfnisse und seiner Lebenswelt gegeben werden (siehe zu diesem Ansatz auch den Beitrag von Langehennig (1987) mit dem Titel *An die Perspektive alter Menschen anknüpfen* – dort allerdings mit sozialgerontologischem, nicht mit pädagogischem Bezug).

In allgemeiner Form wurde auf das Versäumnis, bei der Analyse von Interaktionsprozessen unter Beteiligung alter Menschen bis in die Tiefenschichten vorzudringen, die hinsichtlich der Offenlegung der Sinnhaftigkeit des Handelns Älterer die erforderliche Klarheit und gewünschte Erkenntnis böten, um hinsichtlich der Sinnsetzungs- und Sinndeutungsprozesse in der Interaktion mit Älteren zu besserem Verständnis zu gelangen und angemessener agieren und reagieren zu können, weiter oben bereits hingewiesen.

Die teils fehlende Bereitschaft und ein unzureichendes Bewusstsein, häufig allerdings auch das situativ bedingte, auf Ressourcenmangel zurückzuführende Unterlassen, als Handelnder im Kontakt und in der Interaktion mit alten Menschen deren Denken und Verhalten zu reflektieren, um es – bei Vorliegen einer Demenz bis in Limesregionen bzw. an die ‚Demarkationslinie‘, in denen oder jenseits der die von Schütz kritisierten ‚Empathie-Tücken‘ lauern – verstehen zu können, sind als Hauptursachen von Verstehens-, Verständigungs- und ‚Rekonstruktions-Problemen‘ in Paxisfeldern der Altenhilfe anzusehen.

Mit ihnen geht die zuvor angesprochene mangelnde Differenzierung, fehlende Akribie, Geduld, Genauigkeit und teils auch ein Defizit an analytischer Kreativität bei Deutungsversuchen und Handlungsanalyse im Bereich der Gerontologie und Gerontopsychiatrie, insbesondere bei Versuchen der Sinndeutung von Handlungen (im weitesten, Schütz’schen Sinne; siehe dazu die Schütz-Zitate im nachfolgenden Absatz) von Personen mit einer Demenz einher.

Im Hinblick auf die Soziologie kommt die kritische Beurteilung handlungsanalytischer, auf Sinnverstehen ausgerichteter Prozesse beispielhaft in dem Urteil zum Ausdruck, das Schütz über die diesbezüglichen Analysen Webers fällt (siehe genauer dazu den Ersten Abschnitt in Schützens *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Schütz 1993, 11 ff.: *Einleitende Untersuchungen*) und auf die bereits an anderer Stelle in dieser Arbeit hingewiesen wurde (siehe Kap. IV.2). Weber habe es versäumt, so die wesentliche Stoßrichtung der Kritik, „nach dem eigenartigen Fundierungszusammenhang zwischen Eigenpsychischem und Fremdpsychischem, dessen Aufklärung für die präzise Erfassung des Phänomens ‚Fremdverstehen‘ unerlässlich ist“ (Schütz 1993, 15), zu fragen. Er habe zudem nicht in erforderlichem Maße differenziert, untersuchte nicht

„jene spezifischen Abwandlungen, die ein Sinnzusammenhang von der jeweiligen Position des Deutenden aus erfährt, ebenso wenig, wie die Auffassungsperspektiven, in denen dem in der Sozialwelt Lebenden seine Mit- und Nebenmenschen überhaupt gegeben sind. (...) Die soziale Welt ist eben keineswegs homogen, sondern mannigfach gegliedert, und der ‚Andere‘, der Partner, ist dem sozial Handelnden und beide wieder

dem Beobachter jeweils in verschiedenen Graden der Anonymität, der Erlebnisnähe und Inhaltsfülle gegeben.“ (Schütz 1993, 16)

Daher scheint es bei Forschungen auf gerontologischem Gebiet angeraten, bei fachspezifischen Betrachtungen und Analysen stets nach den „Konstitutionsbedingungen des Selbstverständlichen“ (Endreß 2006, 81) im Leben, in den sozialen Beziehungen und im sozialen Handeln älterer Menschen aber auch bei sich selbst zu fragen und gegenüber ungeprüften Einstellungen und „Aber-natürlich-ist-das-so“-Aussagen (Schütz 1971a, 15), wie sie in Idealisierungen, Stereotypenbildungen oder generalisierenden Formulierungen wie ‚das Alter‘ zum Ausdruck kommen, gewappnet und auch gegenüber anderen Formen fraglos übernommener Alltagsgültigkeit auf der Hut sein zu können.

Um es noch einmal in den Worten von Endreß auszudrücken, „(...) hat die Soziologie³¹ sowohl die alltäglichen Deutungen als auch die wissenschaftlich erzeugten Deutungen nochmals in ihren Entstehungsbedingungen und damit in ihren Strukturierungseffekten für die ‚wissenschaftlich‘ etikettierten Daten zu reflektieren“ (Endreß 2006, 81).

Vielleicht könnten Deutungen der oben benannten Art auch „Unklarheiten aus einer traditionellen Sedimentierung“ (Husserl 1992c, 73) bereinigen, wie Husserl die häufig unkritisch übernommenen Urteile und Annahmen nennt.

Als eine Präventivmaßnahme zur Vermeidung und Verhütung einer Befangenheit im zuvor benannten Sinne könnte die Reflexion oder zumindest die Kenntnisnahme der „Konstanzunterstellungen in objektiver und subjektiver Hinsicht“ dienlich sein, ebenso eine Auseinandersetzung mit den „Idealisierungen des ‚Und-so-weiter‘ und des ‚Ich-kann-immer-wieder‘ (...),“ sowie mit der ‚Grundidealisierung‘ (...) bzw. der ‚Generalthesis der Reziprozität der Perspektiven‘“ (Endreß 2006, 82), die sich wiederum aus den beiden Idealisierungen der „Vertauschbarkeit der Standorte“ (Schütz) und der Kongruenz bzw. der „Übereinstimmung der Relevanzsysteme“ (Schütz) zusammensetzt.

IX.1 Sinndimensionen in Rekonstruktionsprozessen der sozialen Welt älterer Menschen: Verwendungs- und Anwendungsperspektiven eines verstehenden Ansatzes in der Gerontologie

In Kapitel VII.2.2 hatte der Verfasser drei Aspekte der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit erwähnt: Den Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses zum einen (VII.2.2.1), die Analyse des Wirkens zum zweiten (VII.2.2.2) und die Erzeugung von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen zum dritten (VII.2.2.3). Die diesbezüglichen Ausführungen dienten dazu, das generelle Vorgehen bei der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit zu explizieren.

Die Vorstellung von Rekonstruktionsprozessen, die in den folgenden Abschnitten des IX. Kapitels thematisiert werden, basieren auf den drei oben erwähnten, spezifizieren und erweitern

³¹ und ebenso die Gerontologie

jedoch deren allgemeine Betrachtungsperspektive in Richtung von Verwendungs- und Anwendungsdimensionen in der Gerontologie und schaffen damit die Voraussetzung zur Analyse und zum Verständnis der sozialen, d. h. der Lebenswelt älterer Menschen als deren Wirklichkeit.

IX.1.1 Rekonstruktion als Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses in der Gerontologie

Bei den nachfolgenden Gedankengängen zur Vertiefung und Spezifizierung des ersten Rekonstruktionsprozesses scheint es geboten, ein wenig weiter auszuholen. So nehmen auch diese Analysen ihren Ausgang bei Alfred Schütz, um die Wurzeln, den Ursprung und die Entstehungszusammenhänge der diesbezüglichen Überlegungen verständlich zu machen, um sie zurück- und nachverfolgen zu können.

Die Schütz'schen Analysen zu den Sinnstrukturen der sozialen Wirklichkeit – sie wurden an anderer Stelle in ihren Grundzügen bereits aufgezeigt (siehe Kap. V.4.3 und V.4.4) und werden hier mit Blick auf die zuvor benannte Spezifizierung ergänzt und bereichert – waren in hohem Maße von dessen Auseinandersetzung mit der Wiener Ökonomik respektive mit der Österreichischen Grenznutzenschule beeinflusst.

„So sind einige der zentralen Dimensionen, in denen Schütz nach einer Lösung seiner Fundierungsfrage der verstehenden Soziologie wie auch nach der Grundlegung einer soziologischen Handlungsanalytik sucht, orientiert an den Problemstellungen und Konzeptualisierungen der für ihn besonders durch Ludwig von Mises repräsentierten Fassung der Wiener Ökonomik.“ (Endreß 2006, 31)

Einer verstehenden Soziologie geht es Schütz zufolge einerseits um die formalen bzw. strukturmäßigen Voraussetzungen subjektiver und intersubjektiver Prozesse der Sinnsetzung. Hier steht für sie als eine Sozialtheorie – phänomenologisch betrachtet – die Herausarbeitung der als allgemeines Fundament verstandenen Struktur der Lebenswelt im Vordergrund.

Es geht diesem Typus Soziologie darüber hinaus um die „Rekonstruktion der jeweiligen *sozio-kulturellen* Ausprägungen dieser Strukturen: Hier zielt sie – empirisch – als *verstehende Soziologie* im engeren, u. a. gesellschaftsanalytischen Sinne auf die Untersuchung der Lebenswelt als historischer Kulturwelt in konkreten Gesellschaften“ (Endreß 2006, 48) ab.

Sieht man diese Doppelperspektive als maßgeblich auch für eine zu entwickelnde, in dieser Arbeit mit Hilfe sogenannter Prolegomena einstweilen grob skizzierten verstehenden, phänomenologisch fundierten Gerontologie an, so bedeutet diese Sichtweise für die Alter(n)swissenschaft ebenfalls zweierlei: Die Analyse der Lebenswelt älterer und alter Menschen einschließlich einer Beschreibung der dabei entdeckten Strukturen zum einen sowie eine genaue Darstellung der dazu nötigen und damit verbundenen Rekonstruktionsprozesse, wie sie in den anschließenden Abschnitten exemplarisch beschrieben werden, zum anderen.

Die mit den beiden zuletzt genannten Schritten eng verquickte Aufgabe des Nachvollzugs des Sinnsetzungsprozesses ist wiederum eng verbunden a) mit der Hinterfragung, der Deutung und dem Bemühen um einen Zugang zur Lebenswelt älterer und alter Menschen und b) mit

dem Phänomen der Zeitlichkeit, über welches die soziale Person ebenso wie über das Wirken in direkter Verbindung zur Lebenswelt steht und tritt.

Da auf die Zeit als Basiskategorie bereits in einem vorangegangenen Passus dieser Dissertation näher eingegangen wurde (siehe Abschnitt VIII.4.1) und eine ausführlichere Betrachtung des Wirkens als gerontologischem Rekonstruktionsaspekt in einem nächsten Schritt erfolgen wird (Abschnitt IX.1.2), konzentrieren sich die nachfolgenden Untersuchungen auf eine Analyse der Lebenswelt älterer und alter Menschen, ein Thema, zu dem grundlegende theoretische Betrachtungen und damit Vorüberlegungen ebenfalls bereits weiter oben angestellt wurden (siehe VII.2). Diese sollen im Folgenden jedoch ergänzt, vertieft und hinsichtlich ihres spezifischen Bezugs und ihrer Dienlichkeit zur Analyse der sozialen Struktur und damit der sozialen Wirklichkeit älterer Menschen einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Die in diesem Untersuchungsbereich vorgefundenen Dinge sind von uns „bis auf weiteres als schlicht gegeben hinzunehmen“ (Schütz; Luckmann 2017, 35), eine Möglichkeit, die sich aus phänomenologisch-soziologischer Warte, wie die Autoren der *Strukturen der Lebenswelt* schreiben, herleiten lässt und begreifbar wird aufgrund folgender zwei „Grundaxiome der sozialisierten natürlichen Einstellung“, nämlich durch „*erstens* die Existenz intelligenter (mit Bewußtsein ausgestatteter) Mitmenschen und *zweitens* die – prinzipiell meiner Erfahrung ähnliche – Erfahrbarkeit der Gegenstände der Lebenswelt für meine Mitmenschen.“

Die beiden Soziologen weisen jedoch im weiteren Verlauf darauf hin, dass das zweite Axiom Elemente der Modifizierung enthalte, da uns aufgrund der „Erfahrung der eigenen Wirkzone (...) und der biographischen Artikulation“ (Schütz; Luckmann 2017, 98) das Wissen zuwachse,

„daß ‚dasselbe‘ Objekt notwendig für jeden von uns Unterschiede aufweisen muß; *erstens*, weil die Welt in meiner Reichweite nicht identisch sein kann mit der Welt in deiner, seiner etc. Reichweite (...) und *zweitens*, weil meine biographische Situation mit ihren Relevanzsystemen, Planhierarchien usw. nicht die deine ist und folglich die Auslegungen der Gegenstandshorizonte bei mir und bei dir in durchaus verschiedenen Richtungen verlaufen können. Diese Modifikationen des zweiten Grundaxioms beruhen auf dem ersten (...).“ (Schütz; Luckmann 2017, 98 f.)

Die Chance einer „Aufhebung“ bzw. das „Zurücknehmen“ und ein damit verbundenes Absehen von Unterschieden in den Wahrnehmungs- und Sichtweisen der Einzelindividuen ist nach Ansicht von Schütz und Luckmann zurückzuführen auf zwei

„Grundkonstruktionen bzw. Idealisierungen: *Erstens* der *Vertauschbarkeit der Standpunkte*. Wäre ich dort, wo er jetzt ist, würde ich die Dinge in gleicher Perspektive, Distanz, Reichweite erfahren wie er; und wäre er hier, wo ich jetzt bin, würde er die Dinge in gleicher Perspektive erfahren wie ich. *Zweitens* die Idealisierung der *Kongruenz der Relevanzsysteme*. Ich und er lernen es als gegeben hinzunehmen, daß Unterschiede der Auffassung und Auslegung, die sich aus der Verschiedenheit meiner und seiner biographischen Situation ergeben, für seine und meine, für unsere gegenwärtigen praktischen Zwecke irrelevant sind, daß ich und er, daß wir so handeln und uns so

verständigen können, als ob wir die aktuell und potentiell in unserer Reichweite stehenden Objekte und deren Eigenschaften in identischer Weise erfahren und ausgelegt hätten.“ (Schütz; Luckmann 2017, 99)

Bliebe im Hinblick auf die weiter oben vermerkten Hypothese, dass in der Gerontologie häufig eine Sicht- und Betrachtungsweise aus der Warte des alten Menschen bzw. ‚vom alten Menschen aus‘ fehle oder unterbliebe, zu fragen, ob die von Schütz und Luckmann supponierte Irrelevanz der „modifizierenden Momente“ auch in gerontologischen Praxisfeldern tatsächlich greifen. Es wird im Zuge der beabsichtigten Analysen und Rekonstruktionsprozesse der Lebenswelt älterer Menschen genauer untersucht werden müssen, ob es auch für die Gerontologie und für die zu ihr gehörenden Praxisfelder zutrifft, dass aufgrund der „voll-sozialisierten natürlichen Einstellung“ (Schütz; Luckmann 2017, 99) der Akteure in der Sozialwelt, auch derer in der Lebenswelt älterer Menschen, die zuvor erwähnten „modifizierenden Momente“ wieder aufgehoben werden können oder aber fortbestehen, ggf. sogar erst und gerade in dieser Lebenswelt situativ bzw. akut auftreten und – in gerontopsychiatrischen Praxisfeldern und Wirkensbeziehungen z. B. – den pflegenden und betreuenden Akteuren mit vergleichsweise hoher Wahrscheinlichkeit begegnen können.

Einstweilen möchte der Verfasser an dieser Stelle festhalten, dass die Anwendung und Übertragung der zuvor benannten Idealisierungen ebenso wie die beiden mit Ihnen in Verbindung stehenden, auf Edmund Husserl zurückgehenden des „Und-so weiter“ sowie des „Ich-kann-immer-wieder“, in Wirkensprozessen und Interaktionen im Rahmen der Altenpflege oder der Beratung älterer Menschen an Grenzen stoßen und problematisch werden können. Die Gründe dafür sind u. a. in Einstellungs- und Erfahrungsdifferenzen sowie in Unterschieden des Alters bzw. der Generationszugehörigkeit zwischen den i. d. R. an den genannten Prozessen Beteiligten zu sehen. Hinzukommen können kulturbedingte Unterschiede und solche hinsichtlich der Wertvorstellungen, Gewohnheiten (in der Ernährung, Mode etc.).

Sodann können Traumata, gesundheitliche Krisen oder Widerfahrnisse und damit verbundene physische und psychische Beeinträchtigungen oder Störungen wie ein Apoplex mit dadurch bedingten Paresen, Demenzen mit Gedächtnisverlust, Wahnvorstellungen und Halluzinationen etc. ebenso wie andere Krankheiten unterschiedlicher Genese die oben erwähnten Axiome und Idealisierungen durchkreuzen und die ebenfalls bereits angeführte Möglichkeit der „Aufhebung“, „Zurücknahme“ bzw. Vernachlässigung der Modifikationen in Frage stellen.

Schließlich kann ein weiterer Punkt benannt werden, der als ‚Modifizierungsmoment‘ in Betracht zu ziehen ist und der die Erfahrbarkeit der sozialen Welt durch ältere Mitmenschen in einer Weise, die der meinen prinzipiell gleicht, erschweren kann.

Gemeint ist ein Tatbestand, der durch zahlreiche Untersuchungen und Erhebungen zur Bevölkerungsstruktur und Wohnsituation alter und hochbetagter Mitbürgerinnen und Mitbürger nachgewiesen werden konnte: dass nämlich ein erheblicher Anteil von ihnen in Einzelhaushalten und somit allein lebt und daher Gefahr läuft, unter Kontaktmangel, drohender Isolation

und Vereinsamung zu leiden, ein Schicksal, dessen Eintrittswahrscheinlichkeit durch die gegenwärtige Corona-Pandemie zusätzlich ansteigt und erhöht wird (siehe dazu u. a. Kemptner; Marcus 2020 sowie Blonski 2020, 43; Huxhold; Tesch-Römer 2021).

In den weiteren Ausführungen soll – unabhängig von den zuvor aufgezeigten einschränkenden oder begrenzenden Faktoren – die unmittelbare Erfahrung des anderen, älteren oder alten Menschen, näher betrachtet werden.

Jegliche ‚normale‘ Erfahrung in der Alltagswirklichkeit basiert auf der Annahme, dass um mich herum Wesen existieren, die mir gleichen und die grundsätzlich die Welt mit allem darin Befindlichen und Begegnenden genau wie ich verstehen und begreifen. Allerdings sind die Formen, in die sich meine Wahrnehmungen und Erfahrungen der sozialen Wirklichkeit aufgliedern, sehr unterschiedlich:

„Ich erfahre andere Menschen in verschiedenen Perspektiven, und meine Beziehung zu ihnen gliedert sich nach verschiedenen Stufen der Erlebnistiefe und Anonymität. (...) Wir können zunächst eine grobe Unterscheidung zwischen der unmittelbaren Erfahrung eines Anderen und der mittelbaren Erfahrung der Sozialwelt treffen.“

Die Unmittelbarkeit einer Erfahrung ist ausschließlich dann gegeben, wenn Menschen „einen gemeinsamen Sektor des lebensweltlichen Raums und der Weltzeit“ miteinander teilen. Nur unter diesen Umständen, wenn sich beispielsweise ein älteres Ehepaar eine gemeinsame Mietwohnung teilt oder wenn eine Pflegemitarbeiterin auf demselben Wohnbereich tätig ist, auf dem Frau X., eine Bewohnerin dieser Pflegeeinrichtung, lebt, begegnen sich beide Menschen jeweils in ihrer Leiblichkeit, sodass der Körper des einen für den jeweils anderen als ein „wahrnehmbares und auslegbares Ausdrucksfeld“ (Schütz; Luckmann 2017, 101) fungiert und sich so die Möglichkeit eröffnet, dass sich der Bewusstseinsstrom des einen dem des anderen simultan, unmittelbar „offenbart“: Beide „*altern zusammen*“ (Schütz 1971a, 252). Einzig und allein in einer solchen (face-to-face-)Situation ist das Merkmal zeitlicher und räumlicher Unmittelbarkeit gegeben.

Aufgrund der besonderen Beziehung, in welcher zwei Menschen in einer solchen Dyade zueinander stehen, aufgrund der Du-Orientierung nämlich, erfährt der Eine den Anderen als etwas der Welt in seiner Reichweite Zugehöriges, das ihm gleicht bzw. ihm gleich ist.

Bei einer Wahrnehmung und Erkenntnis dieser Art handelt es sich genau genommen um ein Analogieurteil, da die Du-Einstellung ihrem Ursprung nach vorprädikativ ist: Das Urteil, dass es sich bei dem anderen Pol der Dyade, dem sich jemand gegenüber sieht, um einen Menschen wie mich handelt, wird nicht erst polythetisch reflektiert und aufgebaut, sondern das Gegenüber wird in seiner Existenz zeitlich und räumlich unmittelbar erfasst.

„Demnach erfordert der Begriff der Du-Einstellung nicht, daß ich auch weiß, was für ein Mensch (in seinem So-sein also) da vor mir steht. Es ist klar, daß es sich hier um einen formalen Begriff handelt; empirisch gibt es keine ‚reine‘ Du-Einstellung. (...) Die

Du-Einstellung aktualisiert sich also immer wieder in verschiedenen Stufen der konkreten Auffassung und Typisierung des Du.“

Eine Du-Einstellung kann einseitig sein (dann z. B., wenn ich dich beachte, du aber nicht mich) oder aber wechselseitig, was dann der Fall ist, wenn wir uns wechselseitig einander zuwenden. Ist letzteres gegeben, so ist von einer „*Wir-Beziehung*“ die Rede und von einer „reinen“ *Wir-Beziehung*, sofern sie sich „in wechselseitiger ‚reiner‘ Du-Einstellung konstituiert, wobei nicht zu vergessen ist, daß sich auch die *Wir-Beziehung* nur in verschiedenen Stufen der konkreten Auffassung und Typisierung des Anderen aktualisiert“ (Schütz; Luckmann 2017, 102).

Die vorherigen Betrachtungen bezogen sich im Wesentlichen auf *Wir-Beziehungen*, deren besonderes Merkmal in der Unmittelbarkeit des Kontaktes zwischen den Beteiligten zu sehen ist, wenn also beide in den Ablauf des Geschehens involviert sind und damit auch beide das dabei Erlebte teilen.

Wichtig ist, noch zu erwähnen, dass in dem Moment, in dem wir uns dem unmittelbar gemeinsam Erfahrenen in Reflexion zuwenden, wir direkt die *Wir-Beziehung* und damit zugleich den gemeinsamen Erlebnisablauf verlassen. Anders ausgedrückt: Die gemeinsam erfahrenen Erlebnisphasen müssen zu einem Ende gekommen bzw. abgebrochen worden sein. In einer *Wir-Beziehung* leben Menschen nur dann, wenn sie in der gemeinsamen Erfahrung „aufgehen“. Die Reflexion über das gemeinsam Erlebte ist ausschließlich ex post facto möglich.

Bevor der Verfasser das Augenmerk auf den zweiten Rekonstruktionsaspekt der sozialen Wirklichkeit – auch und vor allem älterer Menschen – richtet, auf die Analyse des Wirkens als sinnorientiertes Handeln, seien nachfolgend noch das Phänomen der sozialen Begegnung sowie Aspekte der mittelbaren Erfahrung der Sozialwelt bzw. des Nächsten näher betrachtet und angesprochen.

Ein jedes Mal, wenn eine Person einer anderen begegne, bringt sie in diese Situation das ein, was sich in ihr als Wissensvorrat infolge vorangegangener Erfahrungen angesammelt, „sedimentiert“ hat.

Wenn eine Person einem alten Menschen gegenübertritt, so tauchen in inneren Inneren abgespeicherte Erfahrungen wie z. B. die ihrer hochbetagten Großmutter, ihrer Biologielehrerin, die sie als eine strenge ältere Dame in Erinnerung habe oder das Bild ihrer Nachbarin, die sie bei Begegnungen immer wieder mit einer Süßigkeit oder Ähnlichem überraschte und beglückte.

Darüber hinaus werden durch diese Begegnungen stets auch Bilder alter Menschen überhaupt, typische Altersbilder also, wachgerufen, wie man sie teils aus Filmen, Märchen oder Geschichten, teils auch aus Schulbüchern und religiösen Dokumenten wie der Bibel kennt.

Meist unbemerkt und unterschwellig fließen derartige Altersbilder und durch sie vermittelte Vorstellungen, Vorannahmen und Erwartungen als Bestandteile eines „sedimentierten Wissensvorrats“ in aktuelle Wahrnehmungen und Erfahrungen mit ein und verfestigen sich dort. Derartige Bilder vom Alter und von alten Menschen sind einem vom Hörensagen geläufig: Man

hat sie als Kind ‚aufgeschnappt‘, wenn man in jungen Jahren bei Gesprächen Erwachsener anwesend war, den Redenden zuhörte oder zufällig dieses oder jenes ‚mitbekam‘ (siehe dazu Kap. VIII.1.4; siehe in diesem Zusammenhang auch Hohmeier; Pohl 1978). Dieser Wissensvorrat schließt ein

„Geflecht von Typisierungen von Menschen im allgemeinen, ihrer typisch-menschlichen Motivierungen, Handlungsmuster, Planhierarchien usw. ein. Er schließt mein Wissen um Ausdrucksschemata und Auslegungsschemata und meine Kenntnis objektiver Zeichensysteme, besonders der Sprache ein. Diesem allgemeinen Wissen untergeordnet ist ferner die detaillierte Kenntnis der Motivationen, Handlungen, Ausdrucksschemata usw. bestimmter Typen von Menschen, zum Beispiel von Männern und Frauen, Jungen und Alten, Gesunden und Kranken (...). Schließlich mag mein Wissensvorrat auch noch Vorerfahrungen von diesem ganz bestimmten Mitmenschen³² einschließen.“ (Schütz; Luckmann 2017, 107)

Das über die benannten Quellen und ‚Kanäle‘ erworbene Wissen wird in der Wir-Beziehung mit alten Menschen, sei es im beruflichen Handeln als Pflegefachperson oder als Begleitperson im Alltag, in nachbarschaftlichen oder familiären Beziehungen, angewandt und ggf. nach Überprüfung, d. h. nach Reflexion der eigenen Vor-Urteile oder im Anschluss an neue Erfahrungen etc., modifiziert.

So erfährt ein vorhandener Wissensvorrat bezüglich anderer, auch alter Menschen Veränderungen, die geringfügig oder umfassend, oberflächlich oder tiefer gehend, ggf. auch einschneidend sein können:

„Meine Erfahrung des Mitmenschen in der Wir-Beziehung steht also in einem vielfachen Sinn- und Auslegungszusammenhang: Es ist die Erfahrung eines [älteren oder alten; H. B.] Menschen, es ist die Erfahrung eines typischen Akteurs auf der Bühne der Sozialwelt, es ist die Erfahrung dieses ganz bestimmten, einzigartigen Mitmenschen, in dieser ganz bestimmten Situation.“ (Schütz; Luckmann 2017, 107)

Auch Alter Ego, auch der andere Mensch erfährt Handlungen als Äußerungen eines Bewusstseinslebens, die ihm zur Deutung aufgegeben sind. In der Begegnung ist beiden das Bewusstseinsleben des Gegenübers in einem Höchstmaß an Symptomfülle zugänglich. „Jede Phase meiner inneren Dauer ist mit einer Phase des Bewußtseinslebens des Anderen koordiniert. (...) Eine besonders wichtige Folge des Umstands ist die Tatsache, daß mir in einem gewissen Sinn der Mitmensch ‚lebendiger‘ und ‚unmittelbarer‘ gegeben ist als ich mir selbst.“ (Schütz; Luckmann 2017, 106)

Neben der unmittelbaren Erfahrung des Anderen gilt es noch einen anderen Bereich der Sozialwelt im Blick zu haben, der lediglich mittelbar erlebt wird und zwar in der Wahrnehmung von Zeitgenossen. Darunter sind andere Menschen zu verstehen, mit denen der Einzelne nicht aktuell in einer Wir-Beziehung steht, die jedoch mit ihm in ein und derselben Zeitspanne der Weltzeit leben.

³² zum Beispiel Großmutter, Lehrerin oder Nachbarin

Festzuhalten ist, dass mit einer Abstufung der Unmittelbarkeit auch qualitative Veränderungen der Erfahrung des Anderen einhergehen. Diesen Tatbestand könnte man nach Ansicht von Schütz; Luckmann verdeutlichen,

„indem man zum Beispiel typische Formen der Verständigung beschreibe, von dem Gespräch in einer Begegnung über ein Telefongespräch zum Briefwechsel, zu Nachrichten, die über Dritte vermittelt werden usw. In allen diesen Fällen läßt sich eine Abnahme der Symptomfülle nachweisen, durch die mir das Bewußtseinsleben des Anderen zugänglich ist. Während wir an der Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung des Anderen festhalten dürfen, da es sich um mehr als bloß quantitative Unterschiede handelt, dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um zwei Pole handelt, zwischen denen viele empirische Übergangsformen bestehen.“ (Schütz; Luckmann 2017, 111)

Auf eine weitere Differenzierung der Formen und Arten, die sich durch eine Strukturanalyse der Sozialwelt identifizieren ließen, wird hier verzichtet und stattdessen eine von Endreß erstellte Übersicht wiedergegeben (Endreß 2006, 75), aus der neben dem *Weltbezug* zugleich die *Einstellung* und die *Typik* der jeweiligen Beziehung hervorgeht und auch die Schütz'schen Analysen der „Konstitutionsweisen der umweltlichen“ und „der mitweltlichen Situation“ (Endreß 2006, 74) dokumentiert sind. Endreß bezieht sich in den Quellenangaben seiner Übersicht auf den *Sinnhaften Aufbau (...)* (s. *Alfred Schütz Werkausgabe Bd. II: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.* Hg. v. Martin Endreß & Joachim Renn. Konstanz: UVK).

Weltbezug		Einstellung	Typik
Umwelt	Mitmenschen	1) Du-Einstellung 2) wechselseitige Fremdeinstellung 3) einseitige Fremdeinstellung	reine Wirbeziehung; echte Gleichzeitigkeit; räuml. u. zeitl. Koexistenz – Unmittelbarkeit – in lebendiger Gegenwärtigkeit (zusammen altern); Erfahrung vom Du in seinem Dasein überhaupt (314 f.; vgl. 331 f.) soziale Beziehung (aktuelle Wirbeziehung, 320 f.); materiale Erfahrung vom Du in seinem besonderen Sosein (319); Individuen in ihrem leibhaftigen Selbst (344) (alltägliche) Beobachtung (326 f.; vgl. 318)
Mitwelt	Nebemenschen	1) Ihr-Einstellung	gleichzeitig, aber potenziell; d. h. lediglich ein Wissen um die Gleichzeitigkeit (337); Erfahrung vom Du nur mittelbar durch typisierende Setzung eines bestimmten Soseins

Weltbezug		Einstellung	Typik
		2) mitweltliche (Fremd-) Einstellung (344*)	des alter ego (338) bzw. meiner Erfahrung der Sozialwelt überhaupt (341) mitweltliche Wirbeziehung (339); Partner lediglich als Typen (343 f.): personale Idealtypen und Ablauftypen (342 f., 346 f.) mitweltliche alltägliche Beobachtung strukturgleich, lediglich veränderte Relevanz der Idealtypenkonstruktion (372 f.)
Vorwelt	Vorfahren	einseitige Fremdeinstellung	früher; typisierende Erfassung (344); die spezifischen Merkmale der um- wie mitweltlichen Erlebnisse bleiben erhalten, tragen jedoch als Erinnerungen Vergangenheitscharakter (376)
Folgewelt	Nachfahren	einseitige Fremdeinstellung	später; lediglich Annahme, dass es eine Folgewelt überhaupt gibt (386 f.); vage Deutbarkeit

*sämtliche Verweise beziehen sich auf *den Sinnhaften Aufbau* (Schütz 1993)

Tab. 2 Quelle: nach Endreß 2006, 75 (Anm. 12 auf S. 74)

Der Nachvollzug des Sinnsetzungsprozesses als ein Aspekt der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit setzt eine Auseinandersetzung mit dem Begriff und der Funktion von Zeichen und Zeichensystemen voraus. Diesbezügliche Analysen hat Schütz zum einen im *Sinnhaften Aufbau* (...) (Schütz 1993, 165 ff.), zum anderen in seiner Arbeit *Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft* (Schütz 1971a, 331 ff.), in der man gut die Entwicklung seiner Zeichentheorie nachverfolgen kann, wiedergegeben.

Schütz zufolge ist ein Zeichen zunächst in seiner Bedeutungsfunktion aufzufassen, die sich für den Deutenden im Zuge einer Selbstausslegung vollzieht und damit eines Prozesses, in der das Zeichen in ein vorerfahrenes Zeichensystem eingeordnet wird. Die deutende Person kann jedoch auch die Frage nach dem subjektiven und okkasionellen Sinn des Zeichens stellen, den dieses als Ausdrucksfunktion und als Glied im Kontext einer Rede einnimmt, eine Fragestellung, die sich grundsätzlich für die Deutung von Zeichen ergibt.

Die unterschiedlichen Zugangs- und Erschließungswege in den Akten des Selbst- und Fremdverstehens, die seitens der am Prozess des Sinnverstehens Beteiligten beschränkt werden, zeigen die nachfolgend angeführten Schütz'schen Zitate auf und verdeutlichen sie damit:

Von mir selbst gesetzte Zeichen kann ich nach deren je subjektivem Sinn interpretieren,

„indem ich auf die die Zeichensetzung konstruierenden polythetischen Akte meines eigenen Bewußtseins von dem Jetzt und So des Deutens her in einem einstrahligen Blick hinsehe. Ein von dir gesetztes Zeichen kann ich in seiner subjektiven Bedeutung

erfassen, indem ich die monothetische Rückwendung auf die fremden Bewußtseins-erlebnisse vollziehe, in denen sich die Zeichensetzung konstituiert. Die Deutung dessen, was ein Nebenmensch³³ mit einem Zeichen meint, schließt also zwei Komponenten in sich, nämlich die Erfahrung von der Bedeutung des Signums überhaupt (im objektiven Sinn also), und die Erfahrung von seinem subjektiven und okkasionellen Sinn, den ‚Sinnfransen‘ oder dem ‚Hintersinn‘, welcher diesem Signum kraft des Sinnzusammenhanges im Erlebnis des Sinnsetzenden zuwächst.“ (Schütz 1993, 176)

„Das echte Fremdverstehen der Bewußtseinsakte des Zeichensetzenden erfolgt in Gleichzeitigkeit oder Quasi-Gleichzeitigkeit auf eben dieselbe Art, wie das echte Fremdverstehen nicht kommunikativer Handlungen.“ (Schütz 1993, 177)

„Die tatsächliche Sinndeutung durch den Sinndeutenden steht zu der Sinnsetzung (genauer zur Sinndeutung durch den Sinnsetzenden) im Verhältnis der Erfüllung oder Nichterfüllung. Die Vorerinnerung der Deutung durch den Sinnsetzenden ist eine notwendig vage. Denn der reale Deutungsakt durch den Deutenden liegt in der Zukunft und steht dahin. Anders der *Sinndeutende*: Ihm ist die Sinnsetzung des alter ego als abgelaufener, entwordener Akt vorgegeben.“ (Schütz 1993, 178)

Als weiteres Erschwernis kann in den Versuch, als Außenstehender die Bewusstseinsakte eines anderen, z. B. alten, Zeichen setzenden Menschen zu ‚lesen‘, d. h. den mit diesen Signa verbundenen Sinn zu verstehen, Unkenntnis oder Unwissenheit auf Seiten des Sinndeutenden hineinspielen: Mangelnde Kenntnis durch unzureichende Informationsweitergabe Dritter z. B., wie dies bisweilen in der Pflege durch Lücken in der Kommunikation oder Dokumentation der Fall ist oder fehlendes, nicht mehr aktuelles fachliches Wissen z. B. hinsichtlich einer Erkrankung oder Störung wie „Frontotemporale Demenz“ oder „Vergiftungswahn“.

Zu verstehen, was ein alter Mensch mit dem, was er sagt und tut, verschweigt oder unterlässt, mitteilen oder kundtun möchte, ist in verschiedener Hinsicht problematisch. Auf eine Schwierigkeit ist bereits weiter oben in Zusammenhang mit der Problematik der Reziprozität der Perspektiven hingewiesen worden.

Insbesondere für jemanden, der einer jüngeren Generation angehört, kann es ein Problem sein, einen wesentlich älteren Menschen zu verstehen. Zumindest jedoch kann es eine Herausforderung darstellen genau wie für eine Person, die nicht um die Biografie der betreffenden Person weiß, keine Kenntnis hat von den epochalen Ereignissen (Krieg, Bombennächte, Vertreibung, Hungersnot), geografischen Gegebenheiten (Hochgebirge, Meeresnähe, Großstadt, ländlicher Raum) und sozialen Bedingungen und Umständen (Wohnen in einer Dachgeschosswohnung in einem Mehrfamilienhaus eines sozialen Brennpunktes oder einer Arbeitersiedlung), unter denen der Mensch, den zu verstehen sie bemüht ist, groß geworden und gealtert ist bzw. gelebt hat.

Abgesehen von unterschiedlicher Generationszugehörigkeit zweier in Prozesse der Sinnsetzung und Sinndeutung involvierter Akteure gilt es, sofern die natürliche Einstellung der alltäglichen Lebenswelt verlassen und – z. B. im Zuge gerontologischer Feldforschung – in die „Welt

³³ Siehe Tab. 2 oben in Anlehnung an Endreß.

der wissenschaftlichen Theorie“ (Schütz 1971a, 281 ff.) hinübergewechselt wird und infolgedessen „allgemeines Verstehen“ durch wissenschaftliches Verstehen zur Anwendung kommen muss, auf angemessene methodologische Verfahren zurückzugreifen. Zu letzteren wären u. a. solche zu rechnen, wie sie „in Bourdieus Methodologie einer reflexiven Soziologie“ (Fröhlich; Rehbein 2014, 240 ff.; siehe dazu insbes. auch Bourdieu et al. 2017 sowie Bourdieu; Wacquant 2017, darüber hinaus auch auch Honer 2019 und Koch-Straube 1997) zur Anwendung kommen.

Die im vorletzten Absatz angesprochene Problematik rührt – vielleicht eher in institutionellen Pflegesituationen denn in privaten Pflege-Settings – vielfach auch daher, dass die Pflegenden unter einem Zeitdruck stehen, der es ihnen nicht erlaubt, wenigstens gelegentlich vom situativen Geschehen zurückzutreten, sich auf eine Metaebene zu begeben, um so, aus einer gewissen räumlichen Entfernung und mit einem ausreichenden zeitlichen Abstand, eine pflegerische Begegnung mit einem Bewohner, ein Erlebnis oder ein Geschehen ‚Revue passieren zu lassen‘ und das Geschehene zu reflektieren.

Ein solchermaßen distanzierter (Rück-)Blick auf das Erlebte, auf Aussagen, Verhaltensweisen und Reaktionen eines alten Menschen könnte dazu führen, dass dessen Motive, sich so und nicht anders verhalten und ‚ausgedrückt‘ zu haben, als aus einem umfassenden Gesamt- und Sinnzusammenhang (z. B. seiner einzigartigen Biografie) entsprungen, begriffen und nachvollzogen werden können: Weil-/Um-zu-Motive, die das Verhalten des alten Menschen gesteuert, gelenkt und ausgelöst haben mögen, könnten für die pflegenden Person als Deutungselemente und Bestimmungsmerkmale in Betracht gezogen werden und als solche ein besseres, ‚tiefer‘ reichendes Verstehen ermöglichen.

Es scheint dies ein angemessener Ort im Rahmen dieser Arbeit zu sein, um den Ansatz der mäeutischen oder erlebnisorientierten Pflege ins Spiel zu bringen. In diesem von Cora van der Kooij (2017) entwickelten Modell sind vier wesentlich Dimensionen:

- das Menschsein
- die Gesundheit und Krankheit
- das Pflegen und Betreuen
- die Umgebung

zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt.

In dem hier interessierenden Zusammenhang, der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit alter Menschen, ist allerdings weniger der Charakter der Ganzheitlichkeit dieses Modells von Belang und auch nicht dessen Zugehörigkeit zu der Kategorie von Pflegemodellen, welche der Pflegebeziehung und mit ihr interpersonellen Prozessen besondere Beachtung schenkt, als vielmehr der Tatbestand, dass in ihm die Mitteilung über besondere Erlebnisse in einer Pflegedyade bzw. in einem Pflegeprozess eine bedeutsame Rolle spielt.

Das letztlich auf dem als „Hebammenkunst“ bezeichneten sokratischen Verfahren basierende Modell hält die Pflegenden dazu an, neue, besondere Erlebnisse und Erfahrungen im Verlauf

des Pflegeprozesses zu dokumentieren und/oder anderweitig über sie zu berichten und damit auch anderen verfügbar zu machen bzw. an ihnen teilhaben zu lassen.

Damit ist die Basis gelegt für Transparenz ebenso wie für eine ständige Ergänzung und Erweiterung dessen, was man über den alten Menschen weiß und was für seine Pflege und Betreuung – insbesondere im Falle fehlender Informationen seitens des Gepflegten selbst oder seiner Angehörigen – im Sinne fortlaufender Verbesserung und verstärkter Berücksichtigung individueller Bedarfe bzw. Erfordernisse (Stichwort „Personzentrierung“) zu berücksichtigen wäre.

Wie uns Sinnverstehen im Schütz'schen Sinne über die „Erlebnisse vom Leib des Anderen oder von fremden Verhaltens- oder Handlungsabläufen oder von Resultaten solcher Abläufe, eben von Artefakten“ möglich ist, so kann in der Pflege und Betreuung ein über die tagtäglichen (Pflege-)Kontakte und die dabei erfolgende Wahrnehmung, d. h. auf dem Wege der „signitiven Erfassung fremdseelischen Erlebens“ (Schütz 1993, 141) dienlich sein: durch Blickkontakt, Körperbeobachtung und auditive Wahrnehmung verbaler Äußerungen im Verlauf kommunikativen Handelns, aber auch durch *artefaktische Daten* wie festgestellte Flüssigkeitsaufnahme und Speisen-Verzehr oder durch andere Formen der Deutung von typischem Handeln oder von situativen Handlungsabläufen.

Das Bild und die Erfahrungen, über welche die Pflegenden und Betreuenden, die Mitarbeitenden in den sozial-therapeutischen Teams ebenso wie Mitarbeiterinnen aus dem ‚Leistungsbe- reich Hauswirtschaft‘, kurz: alle an der Pflege, Betreuung und Versorgung einer Bewohnerin oder eines pflegebedürftigen alten Menschen Beteiligten verfügen, wird kontinuierlich ergänzt und vervollkommen, aktualisiert und angereichert. Dabei werden in der Vergangenheit noch nicht wahrgenommene, außerordentliche und ungewöhnliche Erfahrungen, Erlebnisse und Vorkommnisse besonders vermerkt, zur Kenntnis genommen und gegeben.

Wahrnehmungen solcher Art im Ablauf des intersubjektiven Geschehens scheinen es zu sein, die Schütz vor Augen hat und meint, wenn er schreibt:

„So wird die fremde Leibesbewegung nicht nur als Vorkommnis der gegenständlichen Dingwelt wahrgenommen, sondern auch als Signum für das fremde Erlebnis aufgefaßt, welches der Andere seiner Leibesbewegung in seinem Dauerstrom zuordnet. Der me- nende Blick richtet sich durch die Wahrnehmung der Wandlungen des fremden Leibes hindurch auf die Erlebnisse des Du, deren Signa sie sind. Wesentlich für diese Erfas- sungsweise fremder Erlebnisse ist also, daß Bewegungen des fremden Leibes als *An- zeichen* für Erlebnisse des Anderen [des alten Menschen z. B.; H. B.] aufgefaßt werden, für Erlebnisse, auf die auch er, der Andere, hinzusehen vermag; denn es sind seine Erlebnisse in seinem Dauerablauf und aus diesem kann er sie, indem er sich ihnen zuwendet, als wohlumgrenzte herausheben, er kann sie in polythetisch gegliederten Akten zu Sinnzusammenhängen ordnen und kann sie in Selbstausslegung deuten.“ (Schütz 1993, 141 f.)

Eine Einschränkung im Hinblick auf das zuvor Zitierte kann hier vernachlässigt werden, obwohl der sie betreffende Sachverhalt – wir können ihn mit einer gewissen Großzügigkeit dem The- menfeld der Transzendenzen bzw. der „Generalthese der Reziprozität der Perspektiven“

(Schütz 1971a, 365) zuordnen – in gewissen Situationen und Zusammenhängen höchst relevant sein kann: Gemeint sind Wahrnehmungen, Erlebnisse und Perspektiven, auf die wohl ich – z. B. in der unmittelbaren sozialen Beziehung bzw. der „face-to-face-relationship“ (Schütz 1971a, 364) – nicht jedoch der Andere, Alter Ego, mein Gegenüber hinzusehen vermag oder die ihm verborgen bleiben. Diese Einschränkung, die zugleich die „Idealisierung der Übereinstimmung der Relevanzsysteme“ (Schütz 1971a, 365) aufhebt, kann im Falle einer wahnhaften Störung oder von Wahnvorstellungen (Bsp.: Paranoia) oder ähnlichen psychische Beeinträchtigungen gegeben sein.

Schließlich sei an dieser Stelle noch auf einen Tatbestand hingewiesen, den bereits Schütz kritisierte und der sich auf Unklarheiten in den Versuchen bezieht, symbolische Verweisungen zu definieren. Dies ist umso bedauerlicher, als es sich bei letzteren um eine Gruppe handelt, deren Elemente auf den ersten Blick untereinander recht große Ähnlichkeit aufweisen, hinter denen sich jedoch bei genauerer Betrachtung kleine, z. T. dennoch bemerkenswerte inhaltliche Differenzen verbergen.

Um diesbezüglich für eine hinreichende Klärung und begriffliche Abgrenzung zu sorgen, will der Verfasser hier eine von Srubar wiedergegebene Nomenklatur, korrekter gesagt eine Übersicht über „die Schütz'sche Zuordnung von Appräsentationstypen und Transzendenztypen anführen:

- a) Merkzeichen – individuell beliebige Erkennungsmerkmale, die Handlungsrelevantes markieren zwecks wiederholter Erkennung; überwindet die zeitliche (biografische) Transzendenz zwischen vergangenem und aktuellem gleichartigem Handeln;
- b) Anzeichen – als typisch (aber nicht als kausal oder ausschließlich) erfahrener Zusammenhang zwischen dem Ereignis A, Ereignis B, derart, daß A auf die Chance des Auftretens von B hinweist; überwindet die Transzendenz des außerhalb der Reichweite Liegenden;
- c) Zeichen – Gegenstände, Gegebenheiten und Geschehnisse der Außenwelt, deren Erfassung für den Deutenden die Gedanken eines Mitmenschen appräsentiert; überwindet die Transzendenz des anderen und seiner Welt;
- d) Symbole – Appräsentationsverweisungen, in denen das appräsentierende Glied zur Wirklichkeit des Alltags, das appräsentierte Glied jedoch zu einem geschlossenen Sinnbereich gehört; überwindet die Transzendenz der außeralltäglichen Wirklichkeitsbereiche der Sozialwelt, der Natur und der Lebenswelt als Kulturwelt.“ (Srubar 1988, 242 f.)

Bei diesen „Transzendenztypen“ handelt es sich um Mittel, deren sich der Mensch „bei der Überschreitung der Grenzen seiner Erfahrung“ (Schütz; Luckmann 2017, 634) bedient.

IX.1.2 Analyse des sozialen Wirkens als Rekonstruktionsaspekt von Sinnstrukturen in der Gerontologie

Im Zuge der Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit älterer Menschen soll nachfolgend auf eine besondere Form des sozialen Handelns eingegangen werden, die Schütz das „soziale Wirken“ (siehe dazu Schütz 1993, 209) nennt.

Dabei wird der Verfasser auch hinsichtlich dieses Rekonstruktionsaspektes vor dem Hintergrund der in Kap. VII.2.2 vorbereiteten allgemeinen theoretischen Grundlagen sowie durch Beispiele zu spezifizieren und zu konkretisieren versuchen, was genau im Schütz'schen Sinne unter dem Terminus „soziales Wirken“ in Bezug auf den alten Menschen verstanden werden kann und wie die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit älterer Menschen über diese Form des Fremdwirkens rekonstruiert und erschlossen werden kann.

Zu Beginn der diesbezüglichen Ausführungen sei kurz in Erinnerung gebracht, welche Bedeutung genau Schütz mit dem sozialen Wirken als besonderer Form sozialen Handelns verbindet: „Unter ‚sozialem Wirken‘ oder ‚Fremdwirken‘ versteht Schütz vorentworfene, intentional auf das alter ego bezogene, also soziale Akte spontaner Aktivität, die ‚unter Um-zu-Motiven stehen, bestimmte Bewußtseinserlebnisse anderer herbeizuführen, d. h., auf andere zu wirken““ (Srubar 1988, 116).

Nach Schütz hat das soziale Wirken konstitutiv zwei Voraussetzungen. Zum einen muss es seitens des Wirkenden auf einer sozialen Attitüde desselben basieren, in welcher er sich dem fremden Dauerablauf prinzipiell zuwendet. Diese Attitüde wird von Schütz Fremdeinstellung genannt.

Die Fremdeinstellung bildet ihrerseits die Voraussetzung für die zweite Bedingung hinsichtlich des sozialen Wirkens, die erfüllt sein muss, daß nämlich „auf die fremde Dauer – vornehmlich dann in der Diade – hingesehen werden kann und somit die fremden Erlebnisse in meinen Handlungsentwurf einbezogen werden können“ (Srubar 1988, 117; dort auch die folgenden Zitate).

Mit diesen beiden konstitutiven Voraussetzungen verdeutlicht Schütz die enge Verflochtenheit der zwei Problembereiche *soziales Wirken* und *Intersubjektivität*. Zudem lässt sich anhand seiner diesbezüglichen Gedankengänge gut belegen, dass er bereits hier durch die Trennung des Problems der transzendentalen von dem der mundanen, sozial konstruierten Sinngebung eine ihm eigene Position und Perspektive zu diesbezüglichen Fragen einnimmt und bezieht. „Er kommt langsam zu der Einsicht, daß sich das transzendentalphänomenologische Problem der Intersubjektivität auf der Mundanebene als das Problem der Sozialität stellt.“

Auf der transzendentalen Ebene erlangt die Fragestellung nach dem

„Aufweis der Konstitution des Anderen in den Bewußtseinsleistungen des transzendentalen ego (...) systematische Bedeutung, weil durch ihre erfolgreiche Beantwortung der Nachweis der intersubjektiven Geltung der Gegebenheitsweise der Welt geliefert werden kann, die sich in den Bewußtseinsakten des transzendentalen egos vollzieht. Das gleiche Geltungsproblem stellt sich auf der Mundanebene der Lebenswelt: Es ist aufzuzeigen, wie Sinnsetzungs- und Deutungsschemata des Subjekts als intersubjektiv geltend, d. h. sozial konstituiert werden können.“

Der Lösungsweg für diese Frage liegt bezüglich der Mundanebene „nicht in den transzendentalen Konstitutionsanalysen, sondern in der Analyse der mundanen Sozialität“.

Eben darin besteht die weiter oben als eigene Position und Perspektive bezeichnete Schütz'sche Betrachtungsweise, in welcher er den „Zusammenhang zwischen Fremdeinstellung, dem sozialen Wirken und der Möglichkeit, die Erlebnisse anderer in eigene Handlungsentwürfe einzubeziehen“ ausarbeitet.

Indem Schütz die Kategorie der Fremdeinstellung einführt, verdeutlicht sich die durch ihn vollzogene „mundane Wende“. Diese bedeutet zugleich eine Distanzierung von Husserls Auffassung, die Setzung und Konstituierung des Alter Ego sei ausschließlich in phänomenologischer Reduktion und über sie freizulegende Konstitutionsakte möglich.

Die mundane Intersubjektivität ist, wie es zu betonen gilt, keine schlichte Hinnahme eines Faktums, sondern ein im Zuge des sozialen Handelns und sozialer Handlungen, in Wirkensbeziehungen sich vollziehender Prozess:

„Die Wirkensbeziehung lebt also von der Möglichkeit der Verschränkung der Handlungsentwürfe der in ihr Handelnden. Die gegenseitige Bezogenheit dieser Entwürfe kommt darin zum Ausdruck, daß sie a) aufgrund der Fremdeinstellung von der Existenz des Anderen ausgehen, b) seine mögliche Reaktion auf meine Handlung antizipieren (Erwartung der Sinndeutung bezogen auf das Jetzt und So der Handlungssituation) und c) ihre Orientierung an dieser Erwartung ausrichten.“ (Srubar 1988, 119)

Wie aber ist nun die durch Schütz erkannte und entwickelte Möglichkeit der Verschränkung von Entwürfen genau zu verstehen?

Zunächst handelt es sich, wie Schütz im *Sinnhaften Aufbau* noch schreibt, bei der sozialen Wirkensbeziehung um eine wechselseitige Verquickung von Sinnsetzung und Sinndeutung, die sich aufgrund der unterstellten Chance der gemeinsamen Beherrschung eines Zeichensystems – einer gemeinsamen Sprache beispielsweise – ergibt.

Durch die Möglichkeit des gemeinsamen Rückgriffs auf ein solches System bietet sich zugleich eine Perspektive für rekonstruierende Aktivitäten, wie sie mit der potenziellen beiderseitigen Nutzung von Erfahrungsgegenständlichkeiten im Sinne der Idealität des „Ich kann Immer wieder“ (Husserl) gegeben sind, d. h. „in der möglichen Verwendung des als Deutungsschema erfahrenen Zeichensystems als Ausdrucksschema. (...) Ein Zeichen hat innerhalb eines Zeichensystems, dem es zugehört, insofern einen ‚objektiven Sinn‘ als es unabhängig von den Zeichensetzenden und den Zeichendeutenden dem, was es bedeutet, einsinnig zuordenbar ist.“ (Schütz 1993, 172)

Allenthalben in der sozialen Welt, auch in gerontologischen Praxisfeldern, in Beratungs- oder Pflegesituationen zum Beispiel, erweisen sich die Beziehungen der Akteure, die in soziale Handlungen involviert sind,

„als der Ort, an dem die Schemata unserer Erfahrung ihre soziale Bestimmung und somit ihre intersubjektive Geltung erhalten. Sinnsetzung und Sinndeutung sind also keine Vorgänge, die sich im Bewußtsein isolierter Monaden vollziehen. Sie stehen vermittelt sozialen Handelns – Wirkens miteinander in Zusammenhang und sind in interaktiv bestimmte Erfahrungsschemata eingebunden.“ (Srubar 1988, 123)

So weiß der pflegebedürftige alte Mensch, der in einer Pflegeeinrichtung lebt, dass die Mitarbeiterin, die morgens mit einem Tablett in den Händen sein Zimmer betritt, bald darauf das Tablett auf dem Beistelltisch am Bett abstellen wird, um ihm in den sich anschließenden Handlungsschritten eine Serviette umzubinden, ihm Bissen für Bissen und Schluck für Schluck sein belegtes Brot und die Tasse mit Milchkaffee zu reichen sowie zwischendurch seine Tabletten auf die dann herausgestreckte Zunge zu legen.

Der in diesem Hause u. a. für die Sozialberatung der Bewohnerinnen und Bewohner zuständige Sozialarbeiter stellt dem erst vor kurzer Zeit eingezogenen älteren Herrn, der ihn zum Zwecke einer psychosozialen Beratung aufgesucht hat, in der Anfangsphase des gemeinsamen Beratungsprozesses Fragen zu seiner Biografie, um auf dieser Basis ein besseres Verständnis für die Entwicklung und das Jetzt und So der Problemlage des Bewohners zu erlangen. Letzterer beantwortet die Fragen, die ihm gestellt werden und hat im weiteren Verlauf des Gesprächs das Gefühl, immer besser verstanden zu werden, Schritt für Schritt selbst immer mehr Klarheit hinsichtlich seiner Problemlage zu gewinnen und im Fortgang des gemeinsamen Wirkensgeschehens konstruktiv mit dem Berater in Richtung einer Lösungsfindung zu kooperieren.

In intersubjektiven Prozessen, im Rahmen sozialer Handlungen bzw. sozialen Wirkens, kommt den weiter oben erwähnten Zeichen und Zeichensystemen eine große Bedeutung im Sinne der ebenfalls angesprochenen Idealität zu. Dies gilt nicht minder für Wirkensprozesse in beraterischen oder Pflege-Settings, weshalb die Gedanken und Analysen, die sowohl Alfred Schütz allein als auch Schütz und Luckmann gemeinsam (unwissentlich, jedenfalls ohne eine ausdrücklich geäußerte oder dokumentierte Absichtserklärung) zu diesen und anderen gerontologisch relevanten Themen beigetragen haben, von hohem Wert und Nutzen sind.

Die Erörterungen und Analysen der Sinnsetzung und -deutung bilden das Kernelement innerhalb der Schütz'schen Theorie des Fremdverstehens, die daher Srubar zufolge als die „Nahtstelle zwischen der noch ‚solipsistischen‘ und der schon auf das alter ego bezogenen Sinnkonstitution“ (Srubar 1988, 120) angesehen werden kann.

Zeichen zu setzen und zu deuten heißt allerdings letztlich, in einer Wirkungsbeziehung zu stehen, da alles Kundgeben, wie Schütz postuliert, soziales Wirken sei und jegliches Kundnehmen in Fremdeinstellung vonstatten gehe.

Nach Ansicht des Verfassers kommt den vielfältigen Akten der Kundgabe und des Kundnehmens und dem damit einhergehenden, beabsichtigten oder unbeabsichtigten Setzen von Zeichen ebenso wie deren Entdeckung bzw. Kenntnisnahme und eine mit den Absichten des Kundgebenden möglichst konforme Deutung seitens des Kundnehmenden, auch in den weiter oben beispielhaft angeführten gerontologischen Wirkensprozessen eine besonders wichtige Funktion zu. So können beide in den jeweiligen Wirkensprozess involvierte Personen am Blick des Anderen, an der Mimik des Alter Ego, an Veränderungen in der Hautfarbe der Pflegebedürftigen bzw. des Ratsuchenden sowie an der Tonlage und Sprachmelodie der Pflegeperson oder des Beraters die jeweilige Gefühlslage, Reaktion, situative Befindlichkeit und akute Stimmungslagen ‚ablesen‘, wahrnehmen, erkennen und – wie auch immer – darauf reagieren.

Daher kann Srubar, seine oben zitierte Feststellung ergänzend, behaupten: „Dementsprechend ist Fremdverstehen nicht aufgrund der transzendentalphänomenologischen Bewußtseinsanalyse des Ego zu erfassen, sondern muss aus der Wirkensbeziehung heraus erklärt werden.“ (Srubar 1988, 120)

Der Wirkungszusammenhang, innerhalb dessen sich Sinndeutung und Sinnsetzung vollziehen, ist letztlich ein Prozess des Fremdverstehens. Der Kommunikationsprozess, der in diesem Zusammenhang als tragendes Element von eminenter Bedeutung ist, stützt sich semantisch auf zwei Ebenen: Erstens greifen die an ihm beteiligten Partner auf ein institutionalisiertes Zeichensystem zurück, auf die Sprache nämlich. Dieses System wird als gegeben betrachtet und an dieser Stelle hinsichtlich seiner Genese deshalb nicht näher betrachtet, weil es nicht innerhalb des Horizonts einzelner Wirkensbeziehungen liegt, um die es hier ausschließlich geht. (Siehe dazu u. a. Srubar 2009).

Zweitens – und auf diese „tieferliegenden konstituierenden Momente des Fremdverstehens“ konzentrieren sich die Schütz'schen Analysen – ermöglicht es aufgrund der subjektiven Aneignung dieses objektiven Zeichensystems „die Entstehung einer Struktur von situativ bezogenen Selbsttypisierungen und Typisierungen des anderen“ (Srubar 1988, 120), die wiederum nur aufgrund des Gebrauchs und der Nutzung dieses Zeichensystems möglich ist.

Aus den zuvor erwähnten Gedankengängen zur Wirkensthematik und ihren inhaltlichen Aspekten ließen sich vielfältige Verbindungslinien sowohl zu der an anderer Stelle in dieser Arbeit erwähnten Theorie der Lebensformen (siehe Kap. V.3), insbesondere zur „Lebensform des redenden Ich“ (Srubar 1988, 62) und dem darin beherbergten Modell der subjektiven Sprachaneignung als auch zum ebenfalls bereits thematisierten Problem der Relevanz (siehe Kap. VIII.4.2 sowie Schütz 1982) ziehen, was an dieser Stelle jedoch unterbleibt.

Stattdessen wird die hier in Rede stehende Thematik des sozialen Wirkens in ihrer Bedeutung für Rekonstruktionsprozesse in gerontologischen Zusammenhängen und – in Verbindung damit – im Hinblick auf pflege- und andere praxisrelevante Verweisungszusammenhänge noch ein wenig ausführlicher betrachtet.

So soll – ebenfalls im Rückgriff auf die Wirkensthematik – der Wert und die Bedeutung der hier beispielhaft behandelten Rekonstruktionsdimensionen der Lebenswelt älterer Menschen aufgezeigt und ihre Analysepotenziale und -perspektiven für gerontologische Fragestellungen skizziert werden. Dabei ist zugleich vor der Gefahr zu warnen, sich in ‚Momentaufnahmen‘ bzw. in Detailanalysen im Rahmen mikrosoziologischer Untersuchungen zu ‚verzetteln‘.

Von einer solchen, in eine kritische Richtung weisenden Beurteilung und entsprechenden Vorbehalten blieb auch die ursprüngliche Resonanz auf das Schütz'sche Werk nicht verschont, wurde es doch von Vertretern einer im beschriebenen Sinne eher distanzierter, kritischer Position einer „Beschränkung des soziologischen Untersuchungsinteresses auf Handlungs- und Kommunikationszusammenhänge in kleinformatigen Interaktionskonstellationen“ bezichtigt. Jene erkannten aufgrund ihrer Vorbehalte nicht, dass dieses Werk einen wesentlichen Beitrag

leisten könnte einerseits „zur Wiederbelebung der Aufmerksamkeit soziologischer Forschung auf die komplexe Wirklichkeit des Alltagslebens, andererseits zur Neuorientierung des wissenssoziologischen Forschungsinteresses auf die ganze Breite gerade auch des alltäglichen Wissens“ (Endreß 2006, 10).

Um ungeachtet der vorgetragenen Einwände und Vorbehalte den Nutzen und Stellenwert der Schütz'schen Analysen zur Wirkensbeziehung sowohl für die theoretische Forschung als auch für Praxisfelder (sozial-)gerontologischer Hilfesysteme (Bsp.: Beratung) und praktischer Altenhilfe (Bsp.: Altenpflege) zu verdeutlichen, sei im Folgenden auf die Möglichkeit und Reichweite gegenseitiger Typisierungen und Selbsttypisierungen und deren Struktur eingegangen, wie sie in der Beratung und Pflege alter Menschen bzw. in darin wirkenden Dyaden auftauchen.

Dabei soll u. a. deutlich werden, dass der Sinnsetzende eine situationsbezogene Typisierung Alter Egos vornimmt, welche sich in seinen – des Sinnsetzenden – Erwartungen sedimentiert. An letzteren ist sein Entwurf in der Weise orientiert, dass er die vorphantasierten Schritte seiner Handlung den eigenen Erlebnissen so zuordnet, dass diese den auf das Gegenüber bezogenen Erwartungen entsprechen.

„Somit nimmt er eine Selbsttypisierung vor, indem er davon ausgeht, daß der Erwartung einer bestimmten Reaktion des anderen ein bestimmter Handlungsentwurf am nächsten kommt. Ebenso, nur in umgekehrter Richtung, verfährt der Sinndeutende. In der Wirkensbeziehung entsteht also ein Zusammenhang zwischen Typisierungen, die sich auf *gegenseitige Erwartungen* stützen, und der selbsttypisierenden Selektion der Momente, die in den an den Anderen gerichteten Handlungsentwurf eingehen. Daher gehört es nach Schütz notwendigerweise zur Konstitution der Wirkensbeziehung, ‚daß die Fremdeinstellung des Anderen [die in der Erwartung zum Ausdruck kommt, I. S.] Motiv des eigenen Fremdwirkens ist.“ (Srubar 1988, 122 unter Bezugnahme auf Schütz 1993, 223)

Um nunmehr die theoretischen Betrachtungen zu verlassen und den Blick auf praktischen Dimensionen der Typisierung im Rahmen von Wirkensbeziehungen zu richten, kann zunächst festgehalten werden, dass ein ratsuchender ebenso wie ein pflegebedürftiger alter Mensch, der sich mangels eigener Möglichkeiten oder Fähigkeiten mit dem Wunsch nach professioneller Hilfe an eine fachlich qualifizierte Person oder spezialisierte Institution wendet, meist über keine genaue Kenntnis hinsichtlich dessen verfügt, was ihn im Beratungs- oder Pflegeprozess konkret erwartet. Sein biografischer, über Medien oder in persönlichen Gesprächen erworbener Wissensbestand reicht nicht aus, um sich ein genaues Bild darüber machen zu können, was in der Situation, in die er sich mehr oder weniger freiwillig begibt, auf ihn zukommen wird. Schließlich waren die Auslöser, die zu der Notwendigkeit der Inanspruchnahme fremder Hilfe führten, nicht absehbar – die Problematik ‚brach über ihn herein‘. Darüber hinaus gehören genauere Kenntnisse über den Ablauf und die Inhalte einer Beratung ebenso wenig zu den Grundelementen des allgemeinen und „normalen“ Wissensvorrates wie zu erwartende bzw. ggf. zu erdulden Prozeduren eines Pflegebedürftigen. Beide Wissensgegenstände gehören schließlich weder zu dem, was William James in seinen „*Principles of Psychology*“ als „Bekanntheitswissen“ („*knowledge of acquaintance*“) bezeichnete und erst recht nicht zu dem, was er

„Vertrautheitswissen“ („*knowledge about*“) nannte. (James 1890, vol. 1, 221 ff.; siehe. dazu Schütz; Luckmann 2017, 196)

Vor dem Hintergrund der Unwägbarkeiten und Unsicherheit in Bezug auf das in beiden Situationen zu Erwartende stellt sich die Frage, was der Hilfe suchenden Person ausreichende Klarheit und vor allem Vertrautheit bieten könnte bzw. was dienlich wäre, um ein wenig Licht in die „Undurchdringlichkeit der Lebenswelt“ (Schütz; Luckmann 2017, 198) des Betreffenden zu bringen. In beiden aus dem gesamten sozialen Hilfesystem für Ältere ausgewählten Beispielen befindet sich der Hilfesuchende auf einer relativ niedrigen Vertrautheitsstufe, da in seinem Wissensvorrat keine in früheren, ähnlichen (Beratungs- bzw. Pflege-)Erfahrungen aufgebaute Typik angelegt ist.

Die geringe Vertrautheit bzw. der niedrige Vertrautheitsgrad in Bezug auf Beratung und Pflege hat sowohl gesellschaftliche wie individuelle Gründe und Ursachen: In sozialer Hinsicht gehören Beratungs- oder Pflegebedarf zu den Themen, die eher verdrängt und diskret behandelt werden, insofern sie bei den Betroffenen die Befürchtung auslösen, seitens anderer stigmatisiert, als ‚untüchtig‘, ‚invalid‘ oder ‚krank‘ angesehen und be- oder gar abgeurteilt zu werden dahingehend: „Der ist nicht mehr Herr seiner Lage!“. Zumindest wird seitens der oder des Betroffenen eine Fremdbeurteilung von der Art befürchtet, es sei irgendetwas nicht in Ordnung, nicht mehr so wie früher.

Auf individueller Ebene kann ein Zusammenhang zwischen dem Vertrautheitsgrad von Phänomenen der Erfahrung und dem ursprünglichen Wissenserwerb einer Person gesehen werden. Im Zuge des letztgenannten Vorgangs gehören die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Beratungs- und Pflegebedarf in der Regel nicht zu den Themen, die das „plan-bestimmte und situationsbezogene Interesse“ (Schütz; Luckmann 2017, 198) einer Person hervorriefen und zu einer – und sei es präventiven – Beschäftigung mit spezifischem Hilfebedarf und diesbezüglichen Fragestellungen motivierten. (Eine Ausnahme von dieser Regel mag in Fällen von genetisch bedingten oder chronischen Erkrankungen gegeben sein.)

Wenn Schütz; Luckmann in Zusammenhang mit dem hier erörterten Sachverhalt feststellen, „die Auslegung einer Situation bzw. Erfahrung wird im allgemeinen dann abgebrochen, wenn das in der Auslegung konstituierte Wissen zur Bewältigung der Situation ausreicht“ (Schütz; Luckmann 2017, 200), so könnte diese Feststellung nach den zuvor erwogenen möglichen gesellschaftlichen Gründen und Ursachen des Unterbleibens bzw. Unterlassens der Auslegung bestimmter Gegenstände eine interessante Ergänzung erfahren, insofern diese ‚sozialen Auslegungsbremsen‘ nicht nur die Motivation zur *Erfahrungsauslegung* abbrechen sondern den *Erfahrungserwerb* von vornherein verhindern.

Ein anderer Gesichtspunkt, der auf individueller Ebene, d. h. bei einer Einzelperson zur Erklärung und Begründung mangelnder Vertrautheit hinsichtlich eines Erfahrungsgegenstandes in Betracht gezogen werden kann, fußt auf dem Bergson’schen Begriff der „*attention à la vie*“ und kann dahingehend gedeutet werden, dass wir uns gemeinhin nicht bemüht oder veranlasst sehen, uns Dingen zuzuwenden, die außerhalb unserer Interessen liegen bzw. in Bezug

auf die planbestimmten, an aktivem und selbstbestimmtem Handeln ausgerichteten und gekoppelten Entwürfe und Vorhaben eher negativ bewertet oder als hinderlich eingeschätzt und somit ausgeblendet werden.

Auf die praktische Pflege- oder Beratungssituation übertragen kann sich die mangelnde Vertrautheit der ratsuchenden bzw. pflegebedürftigen Person mit dem zu Erwartenden in Form von Unsicherheit, Verstörtheit, mehr oder weniger deutlich zutage tretenden Verweigerungs- und Ausweichtendenzen oder in Abwehrreaktionen äußern, wie sie von Anna Freud (2012) bereits in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts zusammengetragen und ausführlich beschrieben wurden.

Diese möglichen Ursachen, Gründe und Auslöser im Verhalten eines Klienten, Patienten oder – ganz allgemein – Leistungsnehmers in Dienstleistungs- und anderen Wirkensprozessen sind für die Anbieter bzw. professionell Handelnden im Alltag schwer zu erkennen und zu identifizieren. Der Routine- und Leistungscharakter dessen, was es in Pflege- und Beratungsorganisationen alltäglich, häufig standardisiert bzw. formalisiert und unter dem Diktat von Effizienz und nicht selten auch unter Zeitdruck zu bewältigen gilt, lässt wenig Raum für Selbstreflexion, empathisches Einfühlen oder psychologische Analysen.

Neben den zuvor genannten Elementen und Aspekten bzw. häufig mit diesen verbunden sind es fachlich-methodische und dem ‚technischen‘ Bereich zuzuordnende Praktiken und Verfahrensweisen (State of the Art), wie man professionell zu pflegen oder zu beraten habe und pflegt oder berät, die tendenziell die Gefahr in sich bergen, die person- und biografiebezogenen Besonderheiten, Idiosynkrasien und individuellen Verhaltensweisen und Reaktionen eines Ratsuchenden oder Pflegebedürftigen zu vernachlässigen, nicht hinreichend zu beachten und angemessen darauf zu reagieren.

Die zuvor benannten Charakteristika und Merkmale professionellen Handelns – und dies ist die positive Seite an diesen ‚Mustern‘, ‚Rezepten‘ und ‚Schablonen‘, als welche man sie gewissermaßen ansehen kann – bewahren die Handelnden davor, stets von Neuem das, was zu tun ansteht, vorab gedanklich ‚durchzuspielen‘, vor- und umsichtig auf mögliche Risiken und Unwägbarkeiten hin zu durchdenken und die jeweils nächsten Prozessschritte so zu betrachten und anzugehen, als seien sie ‚Dienstleistungs-Unikate‘. Vielmehr unterliegen die einzelnen Schritte und Phasen ebenso wie die mit jedem neuen Ratsuchenden und Pflegebedürftigen sich wiederholenden Gesamtprozesse der Beratung und Pflege der von Husserl so benannten Idealisierungen des „Und-so-weiter“ bzw. des „Ich kann immer wieder“. Dazu heißt es in den *Strukturen der Lebenswelt*:

„Nun ist die Praxis des Alltags dadurch gekennzeichnet, daß man im Allgemeinen nicht an die Einzigartigkeit von S 1, R 1 und H 1, E interessiert ist,³⁴ sondern vielmehr an der typischen Wiederholbarkeit von S, E, H, R. In der Sedimentierung von S, E, H, R im Wissensvorrat sind im allgemeinen die typischen, somit prinzipiell ‚wiederholbaren‘ Aspekte von S, E, H, R, nämlich Sx, Ex, Hx, Rx oder Sy, Ey, Hy, Ry interpretativ relevant.

³⁴ S meint hier Situation, H Handlung, R Resultat und E Erfahrung.

Vermittels der Idealisierung des ‚Und so weiter‘ und des ‚Ich-kann-immer-wieder‘ sind dann zwar nicht einzigartige, jedoch typische Situationen, Erfahrungen, Handlungen und Handlungsergebnisse voraussagbar.“ (Schütz; Luckmann 2017, 327)

Das mit dem obigen Zitat eröffnete Themenfeld der Typik und ihrer Analyse bzw. der konstituierenden Prozessschritte der Typisierung werden zwar von Schütz; Luckmann (2017, 203 ff.) anhand eines völlig anderen Beispiels bzw. Erfahrungsobjektes veranschaulicht – eines Hundes nämlich. Aus den dort zu findenden Betrachtungen und Analysen lässt sich allerdings auch für die hier in Rede stehenden Zusammenhänge Wertvolles und Bedeutsames herleiten.

Die Autoren der *Strukturen* bringen in ihrem Werk die Typik mit dem Begriff der Vertrautheit in Verbindung und schreiben:

„Zwischen Vertrautheit und Typik besteht (...) ein enger Zusammenhang. (...) Vor allem für die Bewältigung von neuen Situationen ist jedoch ein anderer Sektor wichtiger,³⁵ nämlich der Bereich der im Wissensvorrat angelegten Typisierungen. Dieser Sektor enthält Wissensbestandteile, die sich nicht auf spezifische Gegenstände und Personen beziehen, sondern auf typische Aspekte und Attribute von Gegenständen, Personen und Vorgängen.“ (Schütz; Luckmann 2017, 203 f.)

Der Grad der Vertrautheit mit dem inhaltlich bzw. verfahrensmäßig zu Erwartenden ist, so kann nunmehr resümierend festgestellt werden, auf Seiten des Ratsuchenden oder Pflegebedürftigen gering und erlaubt ihm nicht, auf der Basis zurückliegender sachlich-inhaltlicher Erfahrungen oder anderweitig erworbener Kenntnissen typische Vorstellungen zu entwickeln.

Derartige Barrieren stehen seinen Vorstellungen über die Person bzw. Personen, welche die angestrebten oder notwendigen Dienstleistungen ihm gegenüber erbringen würden, nicht im Wege. Hier kann er sehr wohl auf typische Erfahrungen mit Dienstleistungspersonal in anderen Dienstleistungsorganisationen aus dem allgemeinmedizinischen oder Einzelhandels-Sektor zurückgreifen und hätte die Möglichkeit, die ihm begegnenden Praktiker und Praktikerinnen vom Personaltypen her als eher offen oder verschlossen, freundlich oder garstig, fähig oder inkompetent, kunden-, klienten- oder personorientiert oder aber als gleichgültig einzuschätzen.

Die professionellen Helfer könnten ihrerseits den Hilfesuchenden unter fachlichen Gesichtspunkten und aufgrund ihrer eigenen gesellschaftlich-kulturellen Prägung und Erfahrungen bestimmten Patienten- bzw. Kliententypen zuordnen oder aber – ähnlich den im letzten Abschnitt benannten, etablierten Charakter- bzw. personalen, menschlichen Typen – Kategorien oder Ordnungsgruppen zuordnen wie „demenziell erkrankter Patient“, „Diabetiker“, „Hypertoniker“, „Multimorbider“ etc. oder ihn als einen ängstlichen, umgänglichen, aufgeschlossenen oder introvertierten Patiententypen erfahren und beurteilen.

Je nach Ergebnis dieser Beurteilung und erfolgter anamnestischer Analysen kämen in der Folge bestimmte Typen pflegerischer Maßnahmen bzw. beraterischer Ansätze und Interventionen in Betracht und in der Folge auch zur Anwendung.

³⁵ als der Gedächtnisbereich, auf den die Autoren in den vorangegangenen Textpassagen eingegangen waren

Den zuvor angedeuteten Möglichkeiten der Typisierung aufgrund von Routine sind zu Beginn des Pflege und Beratungsgeschehens bei aller Erfahrung immer auch Grenzen gesetzt, weil jegliche Begegnung mit einem neuen Patienten bzw. Klienten stets mit einer initialen Wahrnehmungs-, Orientierungs- und Deutungsphase verbunden ist, die – bestenfalls mit Akten der Selbstreflexion verbunden – erst den Boden dafür bereitet, einen Typus zu identifizieren bzw. eine Typisierung vorzunehmen.

Derartige Akte können mit Husserl als „immanent gerichtete“ bezeichnet werden, worunter nach Schütz solche zu verstehen sind, „zu deren Wesen es gehört, *daß ihre intentionalen Gegenstände (...) zu demselben Erlebnisstrom gehören wie sie selbst*“. Von diesen zu unterscheiden sind die „transzendent gerichteten Akte“ im Sinne Husserls, „wie z. B. [...] auf intentionale Erlebnisse anderer Ich mit anderen Erlebnisströmen gerichtete Akte“ (Schütz 1993, 140).

Von dieser Art von Akten wird in der nachfolgenden Passage dieser Arbeit noch einmal die Rede sein, wenn es um die Erfassung und Beachtung nicht-sprachlicher, die Kommunikation begleitende und als Anzeichen am fremden Leib (Alter Egos) der „*signitiven Erfassung fremd-seelischen Erlebens*“ (Schütz 1993, 141) zugängliche Phänomene geht. Letztere spielen in der pflegerischen und beraterischen Praxis ganz allgemein, besonders aber in der Pflege von alten Menschen mit Demenzen fortgeschrittenen Schweregrades eine besonders wichtige Rolle.

Als wesentlicher Punkt im Zuge des zuvor skizzierten situativen Geschehens ist herauszustellen und festzuhalten, dass der Handelnde, der in der Wirkensbeziehung auf ein Du zuhandelt, „die Um-zu-Motive seines eigenen Handelns als echte Weil-Motive des erwarteten Verhaltens des Partners antizipiert und umgekehrt auf die Um-zu-Motive des Partners als echte Weil-Motive seines eigenen Verhaltens hin zu sehen fähig ist“ (Srubar 1988, 122).

Der damit aufgezeigte Motivationszusammenhang erweist sich somit als ein Sinnzusammenhang, in dem ein besonderes Handeln aufgrund seines Vorentwurfs für die handelnde Person steht.

Auf eine Fortsetzung dieses Gedankenganges muss an dieser Stelle verzichtet werden. Auch er wird jedoch aufgrund seiner Bedeutung für die Intersubjektivität und intersubjektive Sinnstrukturen weiter unten wieder aufgegriffen, wenn es um die Explikation des dritten und zugleich letzten der oben benannten Rekonstruktionsaspekte geht.

IX.1.3 Rekonstruktion von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen in der Gerontologie

In ihrem Werk *Strukturen der Lebenswelt* betonen die beiden Autoren, dass „meine Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv (...)“ ist (Schütz; Luckmann 2017, 30) – ein grundlegender und folgeträchtiger Tatbestand, auf den auch in dieser Dissertation mehrfach verwiesen wird (siehe dazu u. a. Kap. V) und an den aufgrund seiner eminenten Bedeutung hier nochmals erinnert sein soll. Vor dem Hintergrund dieser weitreichenden Gegebenheit leitet der Verfasser nun zum dritten, mit dem zuvor behandelten Aspekt sozialen

Wirkens aufs Engste verbundenen, über: zur Rekonstruktion von Intersubjektivität und intersubjektiven Sinnstrukturen in der sozialen Welt und Wirklichkeit älterer Menschen bzw. – um es kürzer zu fassen, ohne es anders zu meinen – in der Gerontologie.

Im Zuge der in diesem Zusammenhang zu berücksichtigenden Fragestellungen und Aspekte werden Appräsentationsbeziehungen in der intersubjektiven Welt, die bisher eher beiläufig erwähnten Zeichen (siehe dazu die Ausführungen am Ende des Abschnitts IX.1.1 in dieser Arbeit), stärkere Beachtung erfahren.

Ihren Ausgang nehmen die diesbezüglichen Gedankengänge bei den Schütz'schen Analysen unseres Wissens um fremdes Bewusstseinsleben. (Schütz 1971a, 362 ff.) Dieses Wissen selbst beruht, wie Schütz eingangs seiner Analysen feststellt, „auf appräsentativen Verweisungen“ (Schütz 1971a, 362).

Eine Appräsentation – der Begriff entstammt der Terminologie Husserls – ist

„ein ausgezeichnete Fall der Mitvergegenwärtigung. Nach Husserl (...) ist für mich der Andere von vornherein zugleich als ein Körper mit einer bestimmten Lage im Raum und als ein Subjekt mit einem Seelenleben vorgegeben. Wie alle anderen materiellen Dinge ist sein Körper meiner ursprünglichen Wahrnehmung gegeben oder, um mit Husserl zu sprechen, er ist in originärer Präsentation gegeben. Sein Seelenleben ist mir aber nicht in originärer Präsentation, sondern nur in einer Mitgegenwärtig-Machung zugänglich; es ist nicht präsentiert, sondern appräsentiert. Schon allein durch die kontinuierliche visuelle Wahrnehmung des Leibes und der Leibesbewegungen des Anderen konstituiert sich ein Appräsentationssystem wohlgeordneter Anzeichen seines Seelenlebens und seiner Erfahrungen. Hier, meint Husserl, liegt der Ursprung der verschiedenen Formen von Ausdrucks- bzw. Zeichensystemen und schließlich der Sprache.“ (Schütz 1971a, 362 f.)

Bereits anhand dieser Schütz'schen Ausführungen wird deutlich, welcher hohen Stellenwert er, ebenso wie Husserl, den Zeichen im Rahmen des intersubjektiven Geschehens beimisst. „Durch wechselseitiges Verstehen und Einverständnis“, fährt Schütz fort, „*wird somit eine gemeinsame kommunikative Umwelt geschaffen*, innerhalb der die Subjekte sich gegenseitig in ihren Bewusstseinsaktivitäten motivieren“ (Schütz 1971a, 363).

Basis und Hintergrund für die Husserl'schen Analysen zu den oben angesprochenen Phänomenen zwischenmenschlichen Geschehens ist eine besondere intersubjektive Beziehung, die unmittelbare soziale nämlich, die in der Soziologie oft mit dem Anglizismus „face-to-face-relationship“ bezeichnet wird. Diese Beziehung bildet zugleich die Grundlage der schon erwähnten „Reziprozität der Perspektiven“ bzw. der Idealisierungen der „Austauschbarkeit der Standpunkte“ sowie der „Übereinstimmung der Relevanzsysteme“, deren situativ kritisch bzw. differenziert einzuschätzende Übertragung in gerontologische Praxisfelder an anderer Stelle vermerkt wurde (siehe Kap. IX.1.1).

Über die unmittelbaren Beziehungen der beschriebenen Art hinaus, in der meinem Mitmenschen ebenso wie mir ein Weltausschnitt zugleich in gemeinsamer Reichweite gegeben ist, sich

unsere jeweiligen Perspektiven gewissermaßen überschneiden, muss noch ein weiterer Tatbestand beachtet werden. Einem Anderen gegenüberstehend sehe ich beispielsweise Dinge, die er nicht sieht und umgekehrt. Gleiches trifft für unser beider Handhabungsbereiche zu. So betrachtet transzendiert meine Welt die der anderen Person und die Welt des Anderen transzendiert die meine.

Dennoch ‚gilt‘ die Idealisierung der Austauschbarkeit der Standorte, nach welcher die Welt, die sich in der aktuellen Reichweite einer anderen Person befindet, innerhalb meiner potenziellen liegt und vice versa. „Innerhalb bestimmter Grenzen (...) ist selbst die Welt innerhalb der wiederherstellbaren Reichweite des Anderen und die Welt innerhalb seiner voraussehbarer Reichweite auch in meiner potentiellen Reichweite *und umgekehrt*. Es handelt sich hier also um eine Potentialität zweiten Grades.“ (Schütz 1971a, 366)

Darüber hinaus transzendiert die Welt des Anderen die meine jedoch noch in einer anderen Hinsicht. Um sich dieser Weise der Transzendenz anzunähern und Verständnis für sie zu erlangen, muss vorab die wichtige Rolle der unmittelbaren sozialen Beziehung für die Konstitution der sozialen Welt einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Ausschließlich in dieser Art sozialer Beziehung ist mir der Andere leiblich in aktueller Reichweite gegeben und umgekehrt. Zudem sind wir – wie bei der Langzeit-Pflege eines alten Menschen, um hier ein ganz profanes Beispiel aus der „Gerontologischen Pflegewissenschaft“ anzuführen – nur in derartigen Beziehungen „wechselseitig in unsere biografischen Situationen einbezogen: wir altern zusammen. Wir besitzen tatsächlich eine gemeinsame Umwelt und erfahren gemeinsam, was in ihr vorgeht“. (Schütz 1971a, 366)

Ein Beispiel zur Erläuterung: Ich als Pflegeperson und Du als Pflegebedürftiger, wir sehen, gemeinsam aus dem Fenster schauend, draußen eine Schar von Wildgänsen schreiend auf ihrem Flug in den Süden vorüberziehen. Es ist dies ein Ereignis in der Weltzeit, in der ‚öffentlichen Zeit‘, wie wir auch sagen können (und – dies ganz nebenbei angemerkt – zudem ein Anzeichen für den herannahenden Winter, wie uns aufgrund unseres Erfahrungswissens bekannt ist). Es ist zugleich aber auch eines, das sich in unserer je inneren, privaten Zeit zuträgt.

„Die zwei Bewußtseinsströme, der deine und der meine, werden mit dem Geschehnis in der Weltzeit (Vogelflug) und somit auch miteinander synchronisiert. (...) Überdies treten wir beide nur mit einem Teil unserer Persönlichkeit in die wechselseitige Beziehung ein (...). Wie es in der heutigen Soziologie heißt: Wir treten in eine soziale Beziehung als Träger bestimmter sozialer Rollen. Und da das Relevanzsystem des Anderen schließlich seiner einzigartigen biographischen Situation entstammt, kann es mit dem meinen nicht übereinstimmen. Es kann nie in meine Reichweite gebracht werden, obwohl es von mir verstanden werden kann.“ (Schütz 1971a, 367)

Schließlich führt Schütz in seiner bereits mehrfach erwähnten Arbeit – die Rede ist von: „Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft“, Abschnitt IV: „Die intersubjektive Welt und ihre Appräsentationsbeziehungen: Zeichen“, in: Schütz 1971a, 360 ff. – noch eine weitere Transzendenz an, mit welcher unser beider biografische Situation, die meine ineins mit der deinen bzw. mit der

einer beliebigen Person, transzendiert wird: unsere Wir-Beziehung selbst nämlich. Sie transzendiert die Alltagsexistenz beider in die Wir-Beziehung involvierter Personen, obwohl sie ihren Ursprung in dem wechselseitigen Bezug und Einbezogen-sein der biografischen Situation des jeweils anderen hat. Sie gehört nicht zum geschlossenen Sinnbereich der Alltagswirklichkeit und man kann sie ausschließlich über symbolische Prozesse erfassen.

Schütz greift mit diesem Aspekt, wie schon erwähnt, auf eine Erkenntnis Husserls zurück und führt dazu aus

„daß die Gedanken des Anderen nur mittelbar über Bedeutungsträger verstanden werden können. Nur durch das Erfassen von Gegenständen, Gegebenheiten oder Geschehnissen in der Außenwelt, die allerdings nicht als ein Selbst in einem bloßen Apperzeptionsschema erfaßt werden, sondern appräsentativ, nämlich als Ausdruck der *cogitationes* eines Mitmenschen, wird uns dessen Bewußtseinserleben zugänglich. Das Wort *cogitationes* wird hier im weitesten cartesianischen Sinne verwendet, so daß es Gefühle, Strebungen, Empfindungen usw. umfaßt. Wir werden im folgenden den Ausdruck ‚Zeichen‘ für jene Gegenstände, Gegebenheiten oder Geschehnisse in der Außenwelt verwenden, deren Erfassung einem Deuter die *cogitationes* eines Mitmenschen appräsentiert.“ (Schütz 1971a, 368 f.)

Diese Schütz'schen Ausführungen leiten über zu Begriffen, auf die der Verfasser in anderen Zusammenhängen z. T. bereits ebenfalls hingewiesen hat, auf die jedoch hier aufgrund ihrer spezifischen Bedeutung für das Phänomen der Appräsentation sowie für das übergeordnete Thema der sozialen Beziehung nochmals eingegangen werden soll: Verstehen, Kundgebung, Zeichen, Kommunikation und Sprache sowie bildliche Ausdrucks- und Nachahmungsdarstellungen.

1. Verstehen

Die Dinge und Geschehnisse, die uns als Zeichen zur Deutung aufgegeben sind, müssen sich direkt oder indirekt auf das leibhaftige Dasein eines Anderen beziehen. Bei Merleau-Ponty ist zu diesem Zusammenhang folgendes zu lesen:

„Der Sinn der Gebärden ist nicht einfach gegeben, er will verstanden, aktiv erfaßt werden. Alles kommt darauf an, diesen Akt nicht zu verwechseln mit einer Erkenntnisleistung, sondern in seinem Eigenen zu begreifen. Die Kommunikation, das Verstehen von Gesten, gründet sich auf die wechselseitige Entsprechung meiner Intentionen und der Gebärden des Anderen, meiner Gebärden und der im Verhalten des Anderen sich bekundenden Intentionen. Dann ist es, als wohnten seine Intentionen meinem Leibe inne und die meinigen seinem Leibe. Die Gebärde, deren Zeuge ich bin, zeichnet unrißhaft einen intentionalen Gegenstand vor. Dieser gelangt zur Aktualität und zu vollem Verständnis, wenn die Vermöglichkeit meines Leibes sich ihm anmißt und mit ihm sich deckt. Die Gebärde tritt mir entgegen gleichwie eine Frage, mich verweisend auf bestimmte Punkte in der Welt und mich auffordernd, ihr dahin nachzugehen. Die Kommunikation kommt zustande, wenn mein Verhalten in der also angezeigten Richtung seinen eigenen Weg findet.“ (Merleau-Ponty 1974, 219)

Im Falle einer unmittelbaren sozialen Beziehung als dem einfachsten Fall können der menschliche Leib, Abläufe am Körper des anderen Menschen wie Erblassen oder Schmunzeln,

Bewegungen wie Zittern, Zucken oder Winken aber auch körperlich durchgeführte Tätigkeiten wie Greifen, Gehen oder Sprechen von einem deutenden anderen als Zeichen registriert werden. In Fällen, in denen keine unmittelbare soziale Beziehung gegeben ist sondern eine zeitliche oder räumliche Trennung vorliegt, gilt es folgende Punkte zu beachten:

- Erfassungsakte erfordern nicht zwangsläufig eine gegenwärtige Wahrnehmung. „Das präsentierende Glied des appräsentativen Paares kann auch eine Erinnerung oder sogar eine Phantasievorstellung sein: ich erinnere mich an den Gesichtsausdruck meines Freundes, als er eine traurige Nachricht erhielt, oder ich kann mir vorstellen, wie er bei Erhalt einer traurigen Nachricht aussehen wird. Ich kann mir in der Phantasie sogar einen traurig aussehenden Zentauren vor Augen führen.“ (Schütz 1971a, 369);
- Das Ergebnis oder die Folgen der Tätigkeiten einer anderen Person weisen auf die entsprechenden Tätigkeiten zurück, können somit als Zeichen für seine *cogitationes* angesehen werden;
- Das „Prinzip der bedingten Beliebigkeit des Bedeutungsträgers ist hier anwendbar. Die Skripten einer Vorlesung sind auf den Vortrag eines Vortragenden rückbezogen.“ (Schütz 1971a, 369)

Von besonderer Relevanz sind die zuvor angesprochenen Aspekte unter anderem in der Gebärdensprache oder verwandten Zeichensystemen, wie sie u. a. in der Kommunikation mit Patienten zur Anwendung kommen, die an einem ‚Locked-in-Syndrom‘ leiden.

2. Kundgebung

Um ein Geschehnis, eine Gegebenheit oder einen Gegenstand in der Außenwelt als Zeichen für die *cogitationes* eines Mitmenschen zu deuten, ist es nicht zwingend notwendig,

- dass der Andere seine *cogitationes* mit dem entsprechenden Zeichen kundtun wollte, und schon gar nicht, dass er das Zeichen absichtlich gesetzt hat. Vielmehr kann jede unbeabsichtigte physiognomische Veränderung wie ein Zögern oder eine Unsicherheit im Redefluss, ein verlegener Blick oder ein Zittern als Anzeichen für die *cogitationes* eines Anderen angesehen bzw. gedeutet werden und mich beispielsweise überzeugen, dass er nicht die Wahrheit gesagt hat;
- der Deutende muss in dem Fall, dass es sich um ein Zeichen handelt, nicht zwangsläufig die Person sein, an welche die Mitteilung adressiert war;
- es muss nicht unbedingt vorausgesetzt werden, dass zwischen den in eine Mitteilungsbeziehung involvierten Partnern eine persönliche Bekanntschaft besteht. Wer immer auf den Pfad zum Gipfel eines heiligen Berges das Fähnchen am Wegrand aufgestellt hat, wollte damit seinen Verbundenheit mit der Gottheit und sein Vertrauen zu ihr zum Ausdruck bringen.

3. Typen von Zeichen

Im ersten Band seiner Gesammelten Aufsätze nimmt Schütz in Teil III unter dem Titel „Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft“ Bezug auf Bruno Snells Werk *Der Aufbau der Sprache* (1961), in

dem dieser laut Schütz „eine Theorie der drei Grundformen der körperlichen Bewegung“ entwickelte, „die nach seiner Ansicht Entsprechungen in verschiedenen Lauten, Wörtern, morphologischen Elementen und der Syntax der westlichen Sprachen, Literaturen und sogar philosophischen Richtungen finden. Er unterscheidet *Zweck-, Ausdrucks- und Nachahmungsbewegungen.*“ (Schütz 1971a, 370)

Die erstgenannten, die Zweckbewegungen also, können sich in Gesten äußern, „wie zum Beispiel Nicken, Zeigen, Winken, aber auch Sprechen“. Die zweite Kategorie (Ausdrucksbewegungen) beinhaltet „Veräußerlichungen“ innerer Erfahrung, ohne in der Regel damit eine konkrete Absicht zu verfolgen: „die Abwandlung der Bewegungen in Raum und Zeit, nach hoch und tief, weit und eng, schnell und langsam, gibt manchen Gesten ihren Ausdruckssinn“. In der dritten Kategorie, bei den Nachahmungsbewegungen, wird „ein fremdes Wesen, mit dem sich der Nachahmende identifiziert, dargestellt“ (Schütz 1971a,370).

In Zusammenhang mit der letztgenannten Kategorie führt Schütz die seitens der Anthropologen vorzugsweise herangezogenen Tier- und Fruchtbarkeitstänze als Beispiel an, um anschließend ergänzend hinzuzufügen:

„Nach Snell zeigt die Zweckbewegung an, was der sie Ausführende will, die Ausdrucksbewegung, was er empfindet, und die Nachahmungsempfindung, was er ist oder zu sein vorgibt. (...) Kommunikation als solche beruht vor allem auf Zweckbewegungen, da derjenige, der einem anderen etwas mitteilt, zumindest die Absicht hat, von demjenigen, an den die Mitteilung ergeht, verstanden zu werden, falls er ihn nicht gar zu einem bestimmten Verhalten bewegen will.“ (Schütz 1971a, 371)

Mit der Kommunikation ist ein weiterer, vorletzter Terminus angesprochen, den es im Rahmen des weiter oben als übergeordnetes Thema bezeichneten Komplexes der sozialen Beziehung näher zu betrachten gilt.

4. Kommunikation

Auch im Hinblick auf die „Kommunikation als solche“ den Schütz'schen Ausführungen und Analysen in dessen Gesammelten Aufsätzen Bd. I folgend (Schütz 1971a, 371 ff.), kann zunächst konstatiert werden,

- dass das „in einer Mitteilung gebrauchte Zeichen (...) immer an ein Individuum oder an einen anonymen Deuter gerichtet ist. Es hat im Handhabungsbereich des Mitteilenden seinen Ursprung, während es der Deutende als Gegenstand, Gegebenheit oder Geschehnis innerhalb der Welt in seiner Reichweite erfaßt.“ Es ist allerdings weder notwendig, dass die in der „Reichweite des Deutenden“ befindliche Welt sich in Übereinstimmung mit dem „Handhabungsbereich des Mitteilenden“ befindet, wie Schütz am Beispiel von zwischen geschalteten oder überbrückenden Medien („Telefon, Fernsehen“, ebenso Gebärdensprache) aufzeigt, „noch daß die Deutung des Zeichens gleichzeitig mit seiner Setzung stattfindet (ägyptischer Papyrus, Denkmäler)“. Unwesentlich ist darüber hinaus, „dass das *gleiche* physische Ding oder Geschehnis, das vom „Mitteilenden als Träger der Mitteilung gebraucht wird, auch dem Deutenden vorliegt“ (Schütz 1971a, 371), was – nebenbei erwähnt

– wiederum auf das bereits erwähnte Schütz'sche „Prinzip der bedingten Beliebigkeit des Bedeutungsträgers“ verweist. Wichtig ist hier vor allem der Tatbestand, dass „*Kommunikation (...) nur innerhalb der Wirklichkeit der Außenwelt stattfinden*“ kann und darin einer der Hauptgründe zu sehen ist, warum „diese Welt die *ausgezeichnete Wirklichkeit* ist“ (Schütz 1971a, 372);

- Zeichen, die im Rahmen von Mitteilungen ‚gesetzt‘ werden, erfahren seitens des Mitteilenden stets eine Vordeutung in dem Sinne, wie sie seiner Meinung nach in ihrer Objektivierung bzw. Veräußerlichung durch den Empfänger gedeutet werden. Der Mitteilende muss, will er sich verständlich machen, „das Apperzeptions-, Appräsentations[-] und Verweisungsschema, in die der Deutende die Mitteilung einsetzen wird, ins Auge fassen, bevor er Zeichen hervorbringt. Der Mitteilende muß daher sozusagen die zu erwartende Deutung durchprobieren. (...) Mit anderen Worten: Kommunikation setzt voraus, daß die Deutungsschemata, die der Mitteilende und der Deutende an die Zeichen der Mitteilung ansetzen, im *wesentlichen* übereinstimmen.“ (Schütz 1971a, 372) Die Gebärdensprache muss institutionalisiert, zum allgemeinen Wissensbestand zumindest derjenigen gehören, die sich ihrer – aktiv oder passiv – bedienen;
- die am Ende des vorherigen Absatzes vorgenommene Einschränkung, dass lediglich von einer Übereinstimmung ‚im Wesentlichen‘ ausgegangen werden könne, ist insofern wichtig, weil eine vollkommene Identität der Interpretationsschemata in Kommunikations-Dyaden im Alltag bzw. in der Wirklichkeit des Alltagsverstandes allein wegen der jeweiligen biografischen Situation der beteiligten Personen sowie der Relevanzsysteme, die diesen Situationen bis ins Detail entspringen, einer solchen Identität entgegensteht. „Das Höchstmaß an Übereinstimmung der Interpretationsschemata wird in hochformalisierten und standardisierten Sprachen erreicht, wie zum Beispiel in Fachterminologien. Diese anscheinend bloß theoretischen Überlegungen sind von großer praktischer Bedeutung: erfolgreiche Kommunikation ist nur zwischen Personen, sozialen Gruppen, Nationen usw. möglich, die im wesentlichen die gleichen Relevanzsysteme besitzen. Je größer der Unterschied zwischen ihren Relevanzsystemen, je geringer die Möglichkeit für eine erfolgreiche Kommunikation. Bei gänzlich verschiedenen Relevanzsystemen kann es nicht mehr gelingen, eine ‚gemeinsame Sprache‘ zu finden.“ (Schütz 1971a, 373).

Das folgende Beispiel soll diese These anschaulich belegen. Es ist einer Arbeit des russischen Neuropsychologen und Sprachforschers Alexander R. Lurija mit dem Titel *Romantische Wissenschaft* (Lurija 1993) entnommen. Lurija hatte mit Hilfe von Lew Semionowitsch Wygotski, einem sowjetischen Wissenschaftler und Begründer der sog. kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie, nach der Oktoberrevolution eine Expedition nach Mittelasien (Usbekistan und Kirgisien) unternommen (siehe dazu auch Lurija 1986).

Die Forschergruppe forderte dabei u. a. aus ländlichen Regionen stammende Versuchspersonen – ungebildete Menschen, als welche jene sie betrachteten, größtenteils Analphabeten – auf, Gegenstände aus der alltäglichen Umgebung, Werkzeug etc., der Ähnlichkeit, Zusammengehörigkeit, Funktion oder dem Aussehen nach zu gruppieren bzw. zu kategorisieren:

„Rachmat, einem einunddreißigjährigen analphabetischen Bauern aus einer entlegenen Gegend, werden Abbildungen von Hammer, Säge, Holzschicht und Axt vorgelegt. Er soll die Frage beantworten, welcher Gegenstand nicht in die Gruppe paßt. ‚Sie gehören alle zusammen‘, sagt er. ‚Wenn man etwas sägen will, braucht man eine Säge, und wenn man etwas in Stücke hauen will, dann braucht man eine Axt. Und so gehören alle hierher.‘ Wir versuchen, die Aufgabe zu erklären, und geben ein weiteres Beispiel: ‚Sie sehen drei Erwachsene und ein Kind. Das Kind gehört natürlich nicht zu dieser Gruppe.‘ Rachmat antwortet: ‚Doch, der Junge soll bei den anderen bleiben! Alle drei arbeiten, und wenn sie ständig irgendwelche Sachen holen müssen, dann werden sie mit ihrer Arbeit nie fertig, aber der Junge kann sie holen. Der Junge wird das schnell lernen, und dann werden sie zusammen gut arbeiten können.‘ Die Ergebnisse dieser Versuche ließen folgenden Schluß zu: Die primäre Funktion der Sprache verändert sich mit steigendem Bildungsniveau. Wenn Menschen die Vorstellung einer konkreten Situation zur Gruppierung von Gegenständen verwenden, benutzen sie die Sprache nur, um sich an die Gegenstände zu erinnern und die Situationselemente zusammenzubringen. Es geht nicht darum, Verallgemeinerungen oder kategoriale Beziehungen zu ermitteln.“ (Lurija 1993, 83–8.)

Das angeführte Beispiel zeigt, dass die zwischen den Mitgliedern der Forschergruppe und den befragten, analphabetischen Versuchspersonen stattfindende Kommunikation aufgrund der unterschiedlichen Relevanzsysteme nicht erfolgreich verläuft, dass es nicht gelingt, eine ‚gemeinsame Sprache‘ zu finden.

Auf die Typifikation als eine Form der Abstraktion, die in dem Beispiel zutage tritt, wird sogleich zurückzukommen sein, auf eine nochmalige Bezugnahme auf die von Schütz identifizierten und thematisierten „geschlossenen Sinnbereiche“, die in diesem Zusammenhang ebenfalls interessante Aspekte zu bieten hätten, wird hingegen verzichtet (siehe dazu Schütz 1971a, 263 ff. sowie Kap. VII.1 in dieser Arbeit).

Jeder Mitteilungsprozess muss, um erfolgreich zu verlaufen, auf ein Repertoire gemeinsamer Abstraktionen bzw. Standardisierungen basieren und zurückgreifen können. Zu diesem gehört die bereits erwähnte Idealisierung der Relevanzsysteme. Sie erfüllt den Zweck, dass

„Gedankenobjekte der privaten Erfahrung durch typisierende Konstruktionen gemeinsamer Gedankenobjekte ersetzt werden. Typifikation ist denn auch diejenige Form der Abstraktion, die zu mehr oder minder standardisierten – aber auch mehr oder minder unbestimmten – Begriffsbildungen des Alltagsverständes und zur unvermeidlichen Mehrdeutigkeit der Umgangssprache führt. Unsere Erfahrungen sind auch schon auf der vorprädikativen Ebene, wie Husserl sie nennt, von Anfang an in bestimmte Typen eingeordnet.“ (Schütz 1971a, 373)

5. Sprache und bildliche Ausdrucks-/Nachahmungsdarstellungen

Dieses letzte der fünf speziellen Elemente, die hier in Zusammenhang mit dem durch die drei Aspekte Zeichen, Appräsentation und soziale Beziehung abgesteckten Themenfeld näher zu betrachten sind, soll insbesondere auf den Tatbestand verweisen, dass jede sprachliche Kommunikation in der Regel ein Vorgang in der Zeit ist, dass die Temporalität ein der Sprache zugehöriger Wesenszug ist: „Die Rede baut sich in Sätzen auf und ein Satz in der schrittweisen

Artikulation aufeinanderfolgender Elemente (polythetisch, wie Husserl es nennt), während der Sinn eines Satzes oder einer Rede vom Sprechenden ‚einstrahlig‘ (monothetisch) vorentworfen und vom Zuhörer ebenso erfasst werden kann.“ (Schütz 1971a, 374; hier verweist Schütz auf Husserl 1992a, §§ 118/119).

„Die Rede ist daher“, wie es in dem Zitat weiter heißt, „ein intersubjektiver Zeitvorgang (andere Beispiele sind gemeinsames Musizieren, Tanzen und der Liebesakt): zwei Abläufe der inneren Zeit, nämlich der des Sprechenden und der des Zuhörenden, werden aufeinander und zugleich auf ein Ereignis in der Weltzeit abgestimmt“ (Schütz 1971a, 374).

Der mit diesen Worten angesprochene Gesichtspunkt, hier auf den sprachlichen Austausch ganz allgemein bezogen und weiter oben anhand des ‚Wildgänse-Beispiels‘ veranschaulicht, ist auch in der Beratungspraxis, z. B. mit älteren Menschen als Klienten, ein wichtiger Aspekt.

Zum Verstehen alter Menschen und ihrer Anliegen seitens der beratenden Person gehört auch ein Sich-Einlassen auf die Schilderungen, die vorgetragene Problemsituation mitsamt der sie begleitenden, seitens des Ratsuchenden an den Tag gelegten Modi der Appräsentation wie Gestik, Mimik, Redeweise (besonnen und ruhig oder hastig und erregt, kurz und knapp oder weit ausholend und detailliert etc.).

Diese Fähigkeit, oft mit den Begriffen der Empathie und Einfühlung belegt oder gelegentlich auch als Feinfühligkeit bezeichnet, ist nach Ansicht des Verfassers nicht zuletzt wegen ihrer vertrauensbildenden, teils auch beruhigenden und Geborgenheit vermittelnden Wirkung auf das ratsuchende Gegenüber als sehr positiv zu beurteilen, gerät jedoch trotz der erwähnenswerten vorteilhaften Effekte insbesondere in lösungsorientierten und kurzzeittherapeutischen Interventionen oft nicht ins Blickfeld der Beratenden. Von diesem Gesichtspunkt wird weiter unten in Zusammenhang mit einem Zitat von Carl R. Rogers noch einmal die Rede sein.

Empathie bzw. empathische Zuwendung als eine Form des Umgangs mit älteren, hilfebedürftigen Menschen zu zeigen und spüren zu lassen, gilt ebenfalls im Praxisbereich der Gerontologischen Pflegewissenschaft als eine Basisfähigkeit. Auch hier sind die Pflegenden nicht selten derart auf das routinemäßige Handeln und wirkende Verrichten fokussiert, dass es ihnen oft nicht in den Sinn kommt, darüber hinaus auf die Reaktionen, das Gebaren, auf mimischen Veränderungen oder andere Reaktionen auf Seiten der gepflegten Person zu achten, diese zu kommentieren bzw. zu verbalisieren oder validierend mögliche dahinter verborgene emotionale Erlebnisinhalte anzusprechen.³⁶

Vor allem in Pflege-Dyaden, in welche Menschen mit Demenz involviert sind und gepflegt werden, spielen Gefühle und nicht selten auch sich widersprechende emotionale Regungen seitens der Pflegenden eine besondere Rolle. So schreiben Mace und Rabins:

³⁶ Bei der „Verbalisierung emotionaler Erlebnisinhalte“, kurz „VEE“, handelt es sich um eine zentrale Interventionsform der Gesprächspsychotherapie nach Carl Ransom Rogers; zu anderen Interventionsansätzen in der Psychotherapie mit älteren Klienten siehe u. a. Peters; Koch-Straube 2009 und Petzold; Orth 2005.

„Viele Menschen haben oft sehr gemischte Gefühle. Man kann einen Menschen sowohl lieben als auch ablehnen, ihn zu Hause halten und ihn in ein Pflegeheim geben wollen und das alles zur gleichen Zeit. Solche Gefühle mögen unlogisch sein, kommen aber häufig vor. Oft realisieren Menschen gar nicht, dass sie widersprüchliche Gefühle haben. Manche Menschen haben Angst vor starken Gefühlen, vielleicht weil sie ihnen unangenehm sind, weil sie Angst haben, eine Dummheit zu machen oder sich sorgen, was andere von ihnen denken. Derartige Reaktionen auf eigene Gefühlsregungen sind nicht ungewöhnlich. Jeder von uns wird sie irgendwann schon einmal erlebt haben.“
(Mace; Rabins 2012, 281 f.)

Die generelle Bedeutung des Körpers für den Bereich des sozialen Handelns stellt auch Bongaerts besonders heraus, wenn er schreibt: „Für soziales Handeln und die Koordinierung sozialer Handlungen kommt dem Körper eine besondere Bedeutung zu, weil er in Bewegung, Mimik und Gestik Anzeichen für fremdes Bewusstsein und der zentrale Bezugspunkt für Fremdverstehen und kommunikatives Geschehen ist.“ (Bongaerts 2008, 226)

In der Pflege überhaupt und in der von Menschen mit Demenz, bei denen, wenn die Erkrankung ein hohes Entwicklungsstadium erreicht hat, die Kommunikationsfähigkeit oft beeinträchtigt ist oder verbale Äußerungen letztlich vollständig zum Erliegen gekommen und unmöglich geworden sind im Besonderen, stellt die Fähigkeit der Pflegenden, Mimik und Körpersprache des pflegebedürftigen alten Menschen wahrnehmen und die mit ihnen zum Ausdruck gebrachten, als Zeichen fremder Bewusstseinszustände, Gemütsregungen und Gefühle anzusehenden ‚Objektivationen decodieren‘ zu können, eine wesentliche Fähigkeit dar.

Mimische Anzeichen und Veränderungen spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle – nirgends werden Emotionen so deutlich wie im Gesicht. Mit ihnen befasst sich die Mimikforschung, die auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Ihr Beginn verweist bis auf Charles Darwin (1809–1882) zurück, der in seinem Grundlagenwerk *The Expression of the Emotions in Man and Animals* (1872) die These formulierte, dass die Bewegungen der Mimik mehr über die Gedanken und Absichten eines Menschen enthüllten als Worte.

Ohne an dieser Stelle näher auf die interessante Kontroverse einzugehen, die zwischen Vertretern der Ansicht entbrannte, die Widerspiegelung gefühlsmäßiger Zustände und Regungen in Veränderungen des mimischen Ausdrucks sei auf strukturelle, hirnorganische und evolutionsbedingte Veränderungen zum Beispiel in Amygdala und Hippocampus zurückzuführen und denjenigen, die behaupten, dass Mimik sozial erlernt und von Kultur zu Kultur verschieden wäre, wendet sich der Verfasser nachfolgend dem Zusammenhang zwischen Gefühlszuständen und deren expressiver Repräsentanz in gerontologischen Kontexten bzw. in pflegerischen Praxisfeldern zu.

Die Relevanz der feinfühlig und aufmerksamen Registrierung und Beobachtung von Veränderungen im mimischen Ausdruck und deren weitreichende Dimensionen auch in intersubjektiven Prozessen und sozialen Handlungen oder Beziehungen auf den Gebieten Gerontologischer Pflege sowie der Seniorenberatung (siehe dazu u. a. Blonski 2013) geht mehr oder weniger direkt auf die zuvor erwähnten Forschungsaktivitäten und -ergebnisse zurück.

So wurde die Bedeutung, Wahrnehmung und Interpretation beobachtbarer Verhaltensmerkmale auch im Rahmen des „H.I.L.DE“-Projekts (das Akronym „H.I.L.DE“ steht für „Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität älterer Menschen“) in der Absicht näher untersucht, Dimensionen und Indikatoren der Lebensqualität und des Wohlbefindens von Personen mit Demenz in der Pflegepraxis erfassen und dadurch die Situation der betroffenen älteren Menschen gezielt verbessern zu können.

Das erwähnte Projekt wurde im Zeitraum zwischen 2003 und 2009 mit der Zielsetzung der „Identifizierung bzw. Entwicklung von Instrumenten zur Erfassung von Lebensqualität gerontopsychiatrisch erkrankter Menschen in stationären Einrichtungen der Altenhilfe“ (Becker et al. 2011, 10) durchgeführt.

Im Zuge der Forschungsaktivitäten – in die Erprobungs-, Umsetzungs- und Evaluationsphasen waren insgesamt 188 stationäre Einrichtungen der Altenpflege involviert – wurde durch eine der beteiligten Expertengruppen eine videogestützte Analysen des mimischen Emotionsausdruckes von älteren, multimorbiden Schmerzpatienten durchgeführt, um zu erheben und zu erkennen, wie sich unterschiedlich intensive Schmerzzustände bzw. unterschiedliche Grade der Schmerzbelastung in einer entsprechenden Veränderung mimischer Indikatoren und deren Ausprägung niederschlugen und widerspiegeln.

Dieses Beispiel aus dem Projektdesign verdeutlicht den Stellenwert, der Aspekten nonverbaler Kommunikation und der Deutung von Bewusstseinsinhalten über mimische Ausdrucksveränderungen auch in pflegerischen Settings zukommt (siehe dazu Becker et al. 2010, 34 f.). Der letztgenannte Akt der Fremddeutung kann zudem durch das Konzept des „Suchend Reagieren“ (van der Kooij 2017, 57 f.) gefördert und unterstützt werden.

Bedeutsam und daher von besonderer Wichtigkeit sind das Erkennen und die Deutung von mimischen Veränderungen als Ausdruck von Zuständen oder Veränderungen des Bewusstseins einer Person in Prozessen und Situationen der Seniorenberatung.

In diesem Zusammenhang weist Rogers in seinem Buch *Therapeut und Klient* auf den besonderen Aspekt und dessen Stellenwert hin, in der von Augenblick zu Augenblick stattfindenden psychotherapeutischen Begegnung

„die Erlebnisse und Gefühle des Klienten und deren persönliche Bedeutung präzise und sensibel zu erfassen. Ein solches einführendes Verstehen heißt, daß der Therapeut in der Welt des Klienten zu Hause ist. Es ist ein unmittelbares Gespür im Hier und Jetzt für die innere Welt des Klienten mit ihren ganz privaten personalen Bedeutungen, als ob es die Welt des Therapeuten selbst wäre, wobei allerdings der ‚Als ob Charakter[‘] nie verlorenght.“ (Rogers 2019, 23)

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen zum Thema „Präzises einführendes Verstehen, Empathie“ verweist der Urheber der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie bzw. Gesprächsführung darauf, es müsse betont werden, „daß dieses einführende Verstehen von Sei-

ten des Therapeuten nicht im Dienste einer diagnostischen oder therapeutischen Interpretation steht. Die Erfahrung, von jemandem verstanden zu werden, ist in sich selbst ein machtvoller, die Entwicklung fördernder Faktor.“ (Rogers 2019, 24)

Damit verweist der Rank-Schüler auf einen Sachverhalt, den der Verfasser weiter oben in Zusammenhang mit der Bedeutung von Empathie sowie der Kundnahme von Zeichen in der Beratung Älterer bereits angesprochen hatte. Insofern sollte nicht nur *Von der Kunst des Zuhörens* (Fromm 1994) sondern gleichermaßen von der ‚Kunst des genauen Hinsehens‘ die Rede sein!

Rückblickend und zusammenfassend kann bezüglich der hier gegenüber den in Kap. VII.2.2 erfolgten, tiefer greifenden und um gerontologische Aspekte erweiterten Betrachtungen der drei Rekonstruktionsansätze der Wirklichkeit resümierend festgehalten werden, dass

- es sich bei den drei analysierten Ansätzen nicht um jeweils für sich stehende, voneinander isolierte Versuche der Realitätserfassung älterer Menschen handelt, sondern um drei Komplexe, die zueinander in mannigfaltigem Bezug und Zusammenhang stehen und zahlreiche Interdependenzen aufweisen;
- die drei Aspekte einen jeweils interessanten und perspektivenreichen Zugangsweg bieten, um in die Lebenswelt und Realität älterer Menschen einzutauchen und so den Verständnishorizont in sozialen Beziehungen mit und zu ihnen zu bereichern;
- die drei Rekonstruktionsansätze sowohl jeweils für sich genommen als auch in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Durchdringung gute Möglichkeiten bieten, um nicht nur in Arbeitsfeldern der Altenhilfe und praktischen Gerontologie, sondern auch im Rahmen wissenschaftlicher gerontologischer Forschung den Horizont zu erweitern und Denkanstöße für innovative Wege, wertvolle, bereichernde Konzepte und interessante theoretische Erkenntnisse zutage zu fördern.

Der zielgerichtete und allgemeine Transfer der Impulse und Erkenntnisse aus den zuvor beispielhaft getätigten Analysen, Gedankengängen und Betrachtungen in den Bereich der Gerontologie bedarf der ‚richtigen Wegbegleiter‘, um einen wirkungsvollen Beitrag zu den mit dieser Arbeit ins Auge gefassten Prolegomena leisten bzw. um als solche fungieren zu können.

Bei diesen ‚Weggefährten‘ handelt es sich um die methodischen Prinzipien und Konzepte, denen sich der Verfasser zunächst in grundsätzlichen Gedanken hinsichtlich ihres besonderen Charakters und ihrer Zweckdienlichkeit im Hinblick auf sein Forschungsinteresse zuwendet und die im Kern auf der Leistung und den Vorarbeiten im Werk von Alfred Schütz zurückverweisen, um im Anschluss anhand zweier Konzepte deren pragmatischen Nutzen in der Alter(n)swissenschaft und im ‚gerontologischen Feld‘ zu exemplifizieren und zu demonstrieren.

IX.2 Methodologische Prinzipien bei der Anwendung und Umsetzung einer verstehenden Gerontologie

Worin besteht Alfred Schützens besonderes Verdienst hinsichtlich des Entwurfes und Aufbaus einer sozialwissenschaftlichen Methodologie?

Nach Ansicht von Strübing und Schnettler besteht es darin,

„das Eindringen von geisteswissenschaftlich-europäisch geprägtem methodologischem Gedankengut in die angelsächsische Diskussion befördert zu haben. (...) Der Einfluß von Schütz' Ansatz (...) hat insbesondere im deutschsprachigen Raum zu einer anhaltenden Befruchtung der methodologischen Diskussion und der Ausbildung eigener Methodiken geführt (...).“ (Strübing; Schnettler 2004, 156)

Beim Bemühen um Anerkennung im Sinne des zuvor wiedergegebenen Zitats erwies sich ein Tatbestand als besonders hinderlich, der seine Wurzeln in dem Methodenstreit hat, den der Verfasser bereits angesprochen hat (siehe Kap. VIII.4.3) und bei dessen Ausfechtung sich die Geisteswissenschaften bzw. die Sozialwissenschaften mit der aus dem ‚naturwissenschaftlichen Lager‘ stammenden Behauptung konfrontiert sahen, dass die unter diesen Titeln subsumierten Problemstellungen, -bearbeitungen und -lösungen „nur insofern den Namen von Wissenschaften verdienen, als die naturwissenschaftliche Methode in sie eingeht (...)“ (Kaufmann 1999, 131).

Zu dieser u. a. auf den naturalistischen „Kriterien der *Objektivität* des Wissens, die ausschließlich für das naturwissenschaftliche Denken arrogiert wird“ (Kaufmann 1999, 133) basierenden, verbreiteten Ansicht eine Gegenposition entwickelt und vertreten zu haben, ist ein Verdienst, das dem Lebenswerk von Alfred Schütz zuzuschreiben ist. Diese Zuschreibung ist insofern berechtigt und lässt der von Strübing und Schnettler geäußerten Ansicht beipflichten, als man das Werk und die besondere Leistung von Schütz auch als eine methodologische Fundierung der verstehenden Wissenschaft von der sozialen Wirklichkeit auffassen und sein wesentliches Forschungsanliegen darin sehen kann, die „Strukturverhältnisse des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt methodisch zu untersuchen“ (Schütz 1993, 18; siehe dazu auch Endreß 2006, 47).

In dieser zentralen Intention offenbaren sich der Wert und Nutzen des methodologischen Ansatzes von Schütz, und mit ihnen zeigt sich zugleich die Berechtigung, seine „Auffassung von Soziologie als sinnrekonstruktiver Analyse“ (Endreß 2006, 50) auch für die in dieser Dissertation verfolgte Forschungsidee in Anspruch zu nehmen, die u. a. in der Beantwortung der Frage besteht, „welcher Gewinn aus dem Transfer von Sinn als Basiskategorie und – darauf aufbauend – aus dem Transfer und der Rezeption inhaltlicher und methodischer Impulse, Verfahren und Konzepte der verstehenden, phänomenologisch fundierten Soziologie sowohl für die alter(n)swissenschaftliche Forschung als auch für gerontologische Praxisfelder erwachsen könnte“ (siehe Beginn von Kap. II der vorliegenden Arbeit).

Da mit dieser Forschungsfrage eine Zuwendung zur Lebenswelt älterer Menschen und eine Konzentration auf Fragen zu deren sozialer Wirklichkeit unmittelbar verbunden sind, scheint es folgerichtig und geboten zu sein, bei der Selektion methodologischer Prinzipien sowie Konzepte auf solche zurückzugreifen, welche die soeben benannte Absicht unterstützen und einer verstehenden, phänomenologisch fundierten Gerontologie besonders dienlich wären.

Dabei werden die beiden Begriffe „Prinzipien“ und „Konzepte“ mit einer gewissen Großzügigkeit synonym verwendet, da sich ihre Bedeutungskerne und inhaltlichen Aspekte zumindest teilweise ähneln und überschneiden, insofern mithilfe beider Termini Zielsetzungen verfolgt und erreicht, Ideen und Neuerungen implementiert sowie Leitlinien und Grundsätze vermittelt werden sollen und sie sich dahingehend gegenseitig durchdringen, verstärken und stützen.

Insbesondere wenn man sich anschickt, einer zwar jungen, gleichwohl etablierten Wissenschaft in Form von Basiskategorien bzw. Prolegomena Anregungen und Denkanstöße mit bisher nicht ausgeschöpften Möglichkeiten und Perspektiven anzubieten, sollte bei der Vorstellung dieses Unterfangens eines nicht vergessen werden: Ein solches Angebot ohne sinnvolle, d. h. den angesprochenen Perspektiven angemessene Methoden oder zumindest methodologische Prinzipien und Konzepte zu unterbreiten, wäre wenig hilfreich und sinnvoll!

Gleichwohl sollte bei allem Eigenanspruch zur Berücksichtigung und Einlösung dieser Selbstverpflichtung nicht versäumt werden, sich hinsichtlich eines angemessenen Umfangs bei der Auswahl entsprechender Prinzipien und Konzepte Gedanken zu machen. Das Ergebnis diesbezüglicher Reflexionen führte beim Verfasser dieser Arbeit zu der Entscheidung, in erster Linie qualitative Gesichtspunkte bei der Auswahl zu berücksichtigen und sich damit für solche Konzepte zu entscheiden, die bei Realisierung seiner Forschungs idee dienlich und für die Umsetzung und Anwendung entsprechender Forschungsvorhaben in der Gerontologie und in gerontologischen Praxisfeldern nützlich sein könnten.

Konkret lag der Auswahl die Fragestellung zugrunde, welchen Beitrag bereits verfügbare, ggf. jedoch auch zu entwickelnde methodologische Ansätze im Zuge des benannten Realisierungsprozesses zu leisten imstande wären und ob sie den mit der Forschungs idee verbundenen Absichten genügen und sie dabei unterstützen könnten: den Gewinn und Nutzen aus dem Transfer von Sinn als Basiskategorie sowie aus der Rezeption inhaltlicher und methodologischer Impulse, Prinzipien und Konzepte aus der verstehenden, phänomenologisch fundierten Soziologie in und für die theoretische Alter(n)sforschung aufzuzeigen und fruchtbar zu machen zum einen sowie in Projekten, Rahmenkonzeptionen, Initiativen sowie beim alltäglichen Wirken in der Altenhilfe anschaulich und glaubhaft zu vermitteln und letztlich auf Seiten der Anwender auch erkennbar und spürbar werden zu lassen, zum anderen und im Besonderen. Nicht umsonst setzt Thiersch in seinem weiter unten vorzustellenden „Theoriekonzept“ die Alltagsnähe an die erste Position unter allen von ihm angeführten Struktur- und Handlungsaspekten, misst er der „Frage nach dem Alltag“ (Thiersch 2020, 34–42) sowie der „Welt der Alltäglichkeit“ (Thiersch 2020, 43–69) große Bedeutung bei.

Angesichts des vorrangigen Kriteriums und der prioritären Absicht, mit dem im letzten Absatz nochmals angesprochenen Transfer einen erkennbaren Nutzen für die gerontologische Theorie und Praxis zu schaffen, fiel die Entscheidung bei der Auswahl der vorzustellenden methodologischen Konzepte – auch vor dem Hintergrund der langjährigen, spezifischen beruflichen Erfahrung des Verfassers in der Altenhilfe sowie der während seiner (sozial-)pädagogischen und psycho-gerontologischen Studiengänge und den darin vermittelten und als wichtig identi-

fizierten Bedarfen an methodologischem Rüstzeug – über das Verstehen (im Sinne eines hermeneutischen Ansatzes) hinaus auf die zwei weiter unten ausführlich vorzustellende Konzepte (siehe Abschn. IX.2.2, IX.2.2.1 und IX.2.3).

Die Dienlichkeit der aus ihnen gewonnenen und zu präsentierenden Ideen, Anregungen und Impulse durch ihren Transfer und die Umsetzung in die Alter(n)sforschung und in gerontologische(n) Praxisfelder(n) bzw. der potenzielle Nutzen für die Altenhilfe-Praxis, bilden schließlich eine der Schnittstellen zu den Ausführungen, die im abschließenden X. Kapitel erfolgen.

Bevor zunächst die spezifischen Anforderungen an wissenschaftliche Modellkonstruktionen der Sozialwelt, wie sie seitens Schütz formuliert wurden, näher betrachtet werden, sei hier dessen prinzipielle Position wiedergegeben, die er hinsichtlich des Stellenwertes der Methodologie einnahm und vertrat, indem er schrieb: „Die Methodologie ist nicht der Lehrmeister oder der Tutor des Wissenschaftlers. Sie ist immer sein Schüler, und es gibt keinen grossen Meister seiner Wissenschaft, der nicht auch dem Methodologen etwas lehren könnte. Jedoch muss ein wirklich grosser Lehrer stets auch von seinen Schülern lernen.“ (Schütz 1972, 50)

IX.2.1 Welchen Anforderungen müssen wissenschaftliche Modellkonstruktionen der Sozialwelt grundsätzlich genügen?

Das Hauptproblem der Sozialwissenschaften, eine Methode zur Erfassung des subjektiven Sinns menschlichen Handelns in objektiver Weise zu entwickeln, teilt sich die Gerontologie mit anderen Sozialwissenschaften. Das besondere wissenschaftliche Interesse gilt in der Alter(n)swissenschaft der Fragestellung, wie der Handlungssinn *älterer und alter* Menschen adäquat erfasst werden könnte, d. h. wie es möglich wäre, deren soziale Welt, deren Lebenswelt und Wirklichkeit möglichst angemessen zu deuten und zu rekonstruieren.

Worin aber besteht die Angemessenheit, von der soeben die Rede war? Sie besteht zum einen darin, relevante Sinndimensionen in den Blick zu nehmen, d. h. solche, die für und in der Wirklichkeit Älterer tatsächlich von Bedeutung sind. Der Verfasser hat weiter oben drei solcher Dimensionen ausgewählt, diese Auswahl argumentativ begründet und hinsichtlich ihres Nutzens für das hier interessierende Rekonstruktionsverfahren verdeutlicht (siehe Kap. IX.1).

Sie zeigt sich darüber hinaus darin, ob und in welchem Grade die in Betracht gezogenen Sinndimensionen, die im Prozess der Rekonstruktion der Wirklichkeit älterer Menschen untersucht werden sollen, auch einer methodologischen Analyse und anschließenden Interpretation zugänglich sind. Mit diesem Aspekt sind gleichzeitig die Potenziale und Anforderungen angesprochen, die an die methodologischen Verfahren zu stellen sind, um zu den erwünschten Erkenntnissen und Ergebnissen zu gelangen.

Welche Postulate es sind, die in diesem Zusammenhang sowie für wissenschaftliche Modellkonstruktionen der Sozialwelt überhaupt in Betracht zu ziehen sind und erfüllt sein müssen, stellen Strübing und Schnettler, auf Alfred Schütz zurückgreifend, in ihrer *Methodologie interpretativer Sozialforschung* (2004, 157–197) vor:

„a) Das Postulat der logischen Konsistenz

Das vom Wissenschaftler entworfene System typischer Konstruktionen muß mit dem höchstmöglichen Grad an Klarheit und Bestimmtheit des verwendeten Begriffsrahmens begründet werden und es muß mit den Prinzipien der formalen Logik völlig verträglich sein.“ (Strübing; Schnettler 2004, 193)

Die Erfüllung dieses ersten Postulats stellt die objektive Gültigkeit der gedanklichen Gegenstände sicher, die vom Sozialwissenschaftler konstruiert wurden.

„b) Das Postulat der subjektiven Interpretation

Um menschliches Handeln erklären zu können, muß der Wissenschaftler fragen, welches Modell eines individuellen Wesens konstruiert werden kann und welche typischen Inhalte ihm zuzuordnen sind, damit die beobachteten Tatsachen als Ergebnis der Tätigkeit eines solchen Individuums in einem verständlichen Zusammenhang erklärt werden.“

Ist dieses zweite Postulat erfüllt, so ist damit die Möglichkeit verbürgt, jede Form des Handelns von Menschen samt dessen Ergebnis auf den subjektiven Sinn zurückzuführen, den beide Elemente (Handeln und Ergebnis) für den Handelnden hatten.

„c) Das Postulat der Adäquanz

Jeder Begriff in einem wissenschaftlichen Modell menschlichen Handelns muß so konstruiert sein, daß eine innerhalb der Lebenswelt durch ein Individuum ausgeführte Handlung, die mit der typischen Konstruktion übereinstimmt, für den Handelnden selbst ebenso verständlich wäre wie für seine Mitmenschen, (...). Die Erfüllung dieses Postulats verbürgt die Konsistenz dieser Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers mit den Konstruktionen der Common-Sense-Erfahrung der sozialen Wirklichkeit.“ (Strübing; Schnettler 2004, 194)

Mit dem Hinweis auf die Wichtigkeit der Erfüllung aller drei Schütz'schen Postulate auch im Falle des Transfers und der Anwendung von Methoden zur Erfassung und Rekonstruktion von Handlungssinn in der bzw. in die Gerontologie sowie bei der Weiterentwicklung eines verstehenden zu einem phänomenologisch orientierten Ansatz in dieser Wissenschaft, leitet der Verfasser über zu den beiden Konzepten, die näher vorgestellt und in ihrem Nutzen und ihrer Zweckdienlichkeit für die Alter(n)swissenschaft und methodisch fundiertes Handeln in Praxisfeldern der Altenhilfe eingehender betrachtet werden sollen:

1. das Konzept der Lebensweltorientierung (Kap. IX.2.2) und
2. das Konzept der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (Kap. IX 2.3).

In einem Zwischenschritt (Kap. IX.2.2.1) soll exemplarisch auf der Basis des ersten, zuvor lediglich theoretisch behandelten Konzepts, dessen Rezeption und Anwendung in zwei gerontologischen Praxisfeldern aufgezeigt werden.

An eine kurze Darstellung der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik als zweitem Methodenansatz schließen sich perspektivische Überlegungen zur Weiterentwicklung in die oben ange deutete Richtung an, mit denen der Verfasser das vorletzte Kapitel seiner Arbeit beendet.

IX.2.2 Das Konzept der Lebensweltorientierung

Zu einem zentralen Gegenstand der Philosophie wird der Lebenswelt-Begriff im Kontext der Phänomenologie Husserls. Letzterer entwickelt ihn in seinem Werk *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*. In dieser erst posthum veröffentlichten Arbeit (erschienen 1936) bemüht sich Husserl um die Begründung der Notwendigkeit einer transzendentalphilosophischen Umwendung der Philosophie auf dem Wege einer teleologisch-historischen Besinnung auf die Ursprünge der seinerzeit gegebenen kritischen wissenschaftlichen und philosophischen Situation.

In ihrem Zusatzband zur Ausgabe der Gesammelten Schriften Edmund Husserls schreibt Elisabeth Ströker: „Mehr als alle anderen Werke Husserls hat sein letztes aus dem Jahr 1936 Aufsehen erregt; schien doch nicht nur das Thema der ‚Krisis der europäischen Wissenschaften‘ neu, sondern vor allem, daß Husserl hier der *Lebenswelt* sich zuwandte, und dies in einer Eindringlichkeit, daß vielfach sogar von einer neuerlichen ‚Wende‘ Husserls die Rede war.“ (Ströker 1992, 105)

Expliziert werden der Terminus der Lebenswelt selbst, die wesentliche Eigenschaften letzterer sowie die Ziele, Aufgabenstellungen und Inhalte einer *Phänomenologie der Lebenswelt* in einer Schrift, einer Textsammlung mit gleichnamigem Titel (Husserl 1986), und zwar im dritten der darin zu findenden Beitrags-Trilogie: *Das Problem der Lebenswelt* (Husserl 1986, 220–300).

Selbiges Problem wird in diesem Beitrag als „philosophisches Universalproblem“ und nicht lediglich als „Teilproblem“ bezeichnet. So heißt es in der zuvor angesprochenen dritten Abhandlung:

„(...) jedenfalls muß für die Aufklärung dieser wie aller sonstigen Erwerbe menschlicher Aktivität zuerst die konkrete Lebenswelt in Betracht gezogen werden, und zwar in der wirklich konkreten Universalität, in welcher sie aktuell und horizonthaft alle von den Menschen für die Welt ihres gemeinsamen Lebens erworbenen Geltungsaufgaben in sich schließt und diese letztlich insgesamt bezogen hat auf einen abstrakt herauszupräparierenden Weltkern: die Welt der schlichten intersubjektiven Erfahrungen.“ (Husserl 1986, 289)

Auch für Alfred Schütz ist die Lebenswelt ein Schlüsselbegriff im Rahmen seines verstehenden, phänomenologisch orientierten Ansatzes. Die Analyse und Beschreibung der Strukturen dieser Welt sollte das zweite Werk werden, das er zu veröffentlichen beabsichtigte – ein Vorhaben, an dem Schütz intensiv arbeitete, zu dessen Realisierung es allerdings aufgrund seines frühen Todes leider nicht mehr kam. Vielmehr wurde es erst posthum durch Thomas Luckmann, einem Studenten an der New York School for Social Research und Besucher von Schützens dort gehaltenen Vorlesungen, unter dem Titel *Strukturen der Lebenswelt* (siehe Schütz; Luckmann 2017) veröffentlicht.

„In der phänomenologisch fundierten Sozialtheorie von Schütz wird die alltägliche Wirklichkeit als pragmatischer Kernbereich der Theorie der Lebenswelt expliziert, insofern diese das Zentrum menschlicher Realitätserfahrung ausmacht“ wie Endreß feststellt, um anschließend auf

die drei Dimensionen zu verweisen, in welche sich die alltägliche Wirklichkeit als die Wirklichkeitsregion aufgliedert und „in die der Mensch vermittelt über seinen Leib eingreifen und die er verändern kann (Raumdimension), in der er sich mit seinen Mitmenschen temporär verständigen und mit ihnen zusammenwirken kann (Zeitdimension) und die von Anfang an intersubjektiv ist (Sozialdimension)“ (Endreß 2006, 83).

Die drei erwähnten Dimensionen finden sich – dies sei bereits im Vorfeld später erfolgreicher, expliziterer Ausführungen angedeutet – ebenfalls im Theoriekonzept *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit* (Thiersch 2020) wieder und machen dessen Verankerung (auch) im phänomenologischen Denken von Alfred Schütz deutlich (siehe Thiersch, 2020, 45; insbesondere auch 55 f.).

Die Lebenswelt des Alltags als die „Vorzugsrealität“, als die „Welt des täglichen Lebens“, die „uns fraglos gegeben“ ist, ist zugleich „jene Wirklichkeit, in der wechselseitige Verständigung möglich ist“ (Schütz; Luckmann 2017, 69). Als solche dient sie Schütz bei seinen Analysen des intersubjektiven Handelns, so beispielsweise auch in Wirkensbeziehungen wie dem gemeinsamen Musizieren (siehe dazu Schütz 1972, 129–150).

An der Lebenswelt als der zuvor näher beschriebenen Wirklichkeit orientiert und diese als Basis und Hintergrund für ihre methodologischen Forschungsansätze aufgreifend und verwerdend, entwickelten Forscher aus unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Sachgebieten in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts spezifische, an den Lebenswelten ihrer jeweiligen Zielgruppen und Klienten orientierte Konzepte (siehe dazu auch Göckenjan; Kondratowitz 1988).

Letztere lassen auch mögliche Verbindungslinien und Anknüpfungspunkte zu gerontologischen Themen und Praxisfeldern erkennen, weshalb sie hier – exemplarisch zunächst anhand des Konzepts „*Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*“ (Thiersch 2020, Grunwald; Thiersch 2016) – näher vorgestellt werden.

In einem ersten Schritt wird dieses Konzept nachfolgend in groben Zügen unter besonderer Berücksichtigung seiner Entstehung, Aufgaben sowie Struktur- und Handlungsaspekten skizziert, um in einem zweiten auf seine Umsetzung und Anwendung in der Sozialen Arbeit mit älteren Menschen einzugehen.

Im Zuge der allgemeinen Skizzierung (Schritt 1) sollen auch existenzielle, anthropologische Aspekte berücksichtigt werden. Letztgenannte fanden, wie Srubar (1988) nachweisen konnte und in der vorliegenden Arbeit ebenfalls erwähnt (siehe Kap. V.5.1), auch Eingang in das Denken und Werk von Alfred Schütz.

Als Urheber des in den späten 1960er und 1970er Jahren entwickelten Konzepts der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit gilt der emeritierte Professor für Erziehungswissenschaften und Sozialpädagogik an der Universität Tübingen, Hans Thiersch.

Er konzipierte den von ihm entwickelten Ansatz der „Lebensweltorientierung als Theoriekonzept einer pragmatischen Wissenschaft“ (Thiersch 2020, 5). Mit seiner Rede von „Theoriekonzepten“ markiert Thiersch den gegenüber Theorien in streng wissenschaftlichem Sinne eher „bescheideneren Charakter (...) von ‚Theoriekonzepten‘“ (Thiersch 2020, 26). Inwiefern er sich mit dieser bescheidenen bzw. reduktiven Selbstbegrenzung in Richtung des Gedankengebäudes positionierte, das von Robert K. Merton im Jahr 1962 – in Abgrenzung und Kontrast zur Kategorie der Haupt- bzw. Total- oder Universaltheorien (engl.: „grand theories“ bzw. „comprehensive social theories“) – mit dem Begriff „Theorie mittlerer Reichweite“ (engl.: „middle range theory“) belegt wurde, sei hier lediglich als mögliche Fragestellung und Untersuchungsgegenstand beiläufig erwähnt und dahingestellt.

Das Konzept Lebensweltorientierung nimmt seinen Ausgang von der Alltäglichkeit, hebt – um es pragmatisch auszudrücken – die Problem- und Fragestellungen der Alltagsbewältigung besonders hervor, wobei unter Alltag die „Schnittstelle von Verhältnissen und Verhalten, von objektiven und subjektiven Faktoren“ (Thiersch 2020, 27) verstanden wird. Um dies anhand eines einfachen Beispiels aus dem Alltag in einer Pflegeeinrichtung zu veranschaulichen: Die oft diskutierte Auseinandersetzung zwischen ‚Vertretern von Freiheit und Selbstbestimmung‘ einerseits und denjenigen, die auf einer Einhaltung der Fürsorge- und Aufsichtspflicht seitens eines Trägers und des Personals von Pflegeeinrichtungen gegenüber den darin lebenden alten Menschen bestehen, wird deutlich und greifbar in dem Versuch einer Pflegemitarbeiterin, eine hochbetagte Bewohnerin vom Verlassen der Einrichtung zu fortgeschrittener Abendzeit und bei Minustemperaturen abzuhalten.

Lebensweltorientierung (...) sieht die Menschen in der Alltäglichkeit ihrer Bewältigungsaufgaben und agiert in der Orientierung an ihnen, sie sieht aber gleichsam dahinter und durch sie hindurch diese Erfahrungen auch in ihrer Fundierung in den Fragen der Anthropologie und Ethik, der Psychologie, der Politik und Ökonomie und der Kultur. Die alltäglichen Bewältigungsmuster können als Vorderbühne verstanden werden, auf der Menschen sich in ihren Erfahrungen und Handlungsmustern bewegen und darin doch immer auch durch die strukturellen Bedingungen der Hinterbühne bestimmt sind. Auf der Vorderbühne des Alltags und in ihren spezifischen Spielregeln werden Probleme der Hinterbühne ausgetragen. (Thiersch 2020, 27)

Ob auch immer noch existierende Haus- und Heimordnungen in Einrichtungen der Altenhilfe – dies sei hier am Rande gefragt – zum oben erwähnten Problembereich der „Hinterbühne“ zu zählen wären, müsste anhand des von Goffman identifizierten und als „das zentrale Faktum totaler Institutionen“ bezeichneten Charakteristikums in einer entsprechenden Untersuchung erhoben werden, ob nämlich die „Handhabung einer Reihe von menschlichen Bedürfnissen durch die bürokratische Organisation ganzer Gruppen von Menschen – gleichgültig ob dies ein notwendiges oder effektives Mittel der sozialen Organisation unter den jeweiligen Bedingungen ist oder nicht (...)“ (Goffman 2020, 18), erfolgt.

Der für das hier vorgestellte Konzept charakteristische Zugang des Wissenschaftlers zu den Alltagserfahrungen der Menschen, der Mitglieder der Zielgruppe, auf die sein wissenschaftliches Interesse und seine Aufmerksamkeit gerichtet sind, machen es zu einem Theoriekonzept einer pragmatischen Wissenschaft. Seine vorrangigen und grundsätzlichen Aufgaben bestehen darin, so Thiersch, „Menschen in Schwierigkeiten und Überforderungen der Bewältigungsaufgaben im Alltag zu helfen, sie will ihnen in unzulänglichen und verunsichernden Konstellationen ihres Alltags Möglichkeiten eines gelingenderen Alltags aufzuzeigen und sie auf dem Weg zu seiner Realisierung unterstützen“ (Thiersch 2020, 88).

Dabei stehen folgende maßgebliche „Struktur- und Handlungsaspekte“ (Thiersch 2020, 119 ff.) im Fokus:

1. Alltagsnähe
2. Regionalisierung/Sozialraumorientierung
3. Prävention
4. Integration/Inklusion sowie
5. Partizipation.

Was unter diesen Aspekten bzw. Struktur- und Handlungsmaximen, wie Thiersch sie nennt, genauer und im Einzelnen zu verstehen ist, sei nachfolgend jeweils kurz erläutert:

Alltagsnähe ist „als zusammenfassender Titel für die Intentionen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“ zu verstehen, wobei allerdings unter dem weit gespannten Dach dieser Strukturmaxime spezifische Akzente gesetzt werden. Alltagsnähe meint „die Präsenz der Sozialen Arbeit in der alltäglichen Lebenswelt der Adressat*innen“. Sie „realisiert sich z. B. darin, dass gegenüber der oft gegebenen räumlichen Distanz der Adressat*innen zu Behörden und Fachangeboten besondere Formen der Präsenz und Erreichbarkeit der Sozialen Arbeit im alltäglichen Lebensraum der Adressat*innen geschaffen werden“ (Thiersch 2020, 119).

Die hier angesprochenen Formen der Präsenz und Erreichbarkeit können auch in Zusammenhang gebracht und gesehen werden mit dem Ansatz der „Quartiersarbeit“ oder mit dem bekannten (sozial-)pädagogischen Grund- und Handlungsprinzip, dass der Klienten dort abzuholen sei, wo er steht. Formen aufsuchender Hilfe und Unterstützung wie Angebote für Drogenabhängige, für Menschen, die auf der Straße leben aber auch zugehende Beratungsangebote und Alltagshilfen für psychisch Kranke und/oder alte Menschen in deren Wohngebiet bzw. Wohnung gehen in die Richtung dieser Maxime der Alltagsnähe.

Ein anschauliches Beispiel für derartige Institutionen bietet der „Sozialpsychiatrische Dienst für alte Menschen (SOFA)“ in Nürtingen. Diese Gemeinde im Landkreis Esslingen, Baden-Württemberg, hatte bereits in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre „damit begonnen, die psychiatrische Versorgung seiner Bürger im Sinne der Psychiatrie-Enquete gemeindenah zu gestalten“ (Kreuzer; Veltin 1991, 11).

Die Maxime der *Regionalisierung und Sozialraumorientierung*

„nimmt die gerade verhandelten Aufgaben der Alltagsnähe auf und erweitert sie im Zeichen einer sozialpädagogischen Sozialraumpolitik. (...) Fragen der Alltagsbewältigung zielen auf die unmittelbaren, alltäglichen Erfahrungen der Aneignung und Veränderung des gegebenen Sozialraums. Menschen müssen ihre Lebenswelt als ihre eigene erfahren und ihre Bedürfnisse im gegebenen Sozialraum artikulieren.“ (Thiersch 2020, 122 f.)

Was es für psychisch kranke Menschen bedeuten kann, ihre Lebenswelt als ihre eigene zu erfahren und wie die Artikulierung ihrer Bedürfnisse im gegebenen Raum verstanden und verwirklicht werden kann, hat Samuel Thoma in seinem Buch *Common Sense und Verrücktheit im sozialen Raum. Entwurf einer phänomenologischen Sozialpsychiatrie* (Thoma, 2018) tiefsinnig herausgearbeitet.

Prävention als der dritte der hier vorzustellenden Aspekte und als „elementare Aufgabe“ aller Sozialen Arbeit, sieht „die alltäglichen Lebensverhältnisse im Horizont der Zeit, in Entwicklungsperspektiven, sie will Menschen befähigen, Herausforderungen in den Möglichkeiten und Bedrohungen einer prinzipiell offenen Zukunft möglichst gut zu bewältigen“ (Thiersch 2020, 128).

Die oben als 4. Gliederungspunkt angeführte Maxime, in der Thiersch die beiden Begrifflichkeiten *Integration und Inklusion* zusammenbringt, steht nicht erst seit den Debatten und Diskursen in Bezug auf Menschen mit Behinderung oder mit Migrationshintergrund im Fokus. Sie wurde vielmehr schon in den 1990er Jahren hinsichtlich einer angemessenen Wohn-, Versorgungs- und Betreuungsform für Menschen mit Demenz unter den Alternativbezeichnungen *integrativer vs. segregativer Ansatz* heftig und kontrovers diskutiert.

Aus seiner Erfahrung in der „stationären“ Altenhilfe weiß der Verfasser um die Intentionen beider Parteien, die für jeweils einen der beiden Ansätze plädieren, kann allerdings keiner der beiden Positionen beipflichten. Vielmehr ist seiner Ansicht nach die Frage nach einer Integration und Inklusion von Menschen mit Demenz gar nicht im Rahmen einer „stationären“ Altenhilfe zu diskutieren oder gar zu lösen, trägt diese Versorgungsform für die erwähnte Zielgruppe doch den ‚Makel der Exklusion‘ bereits in ihrem Namen, von einer zielführenden bzw. einer an den Bedürfnissen und Bedarfen von Personen mit einer Demenz orientierten Pflege, Versorgung und Begleitung ganz zu schweigen!

Die Strukturmaxime der *Partizipation* rückt insbesondere Mitbestimmung, Teilhabe und Mitgestaltung der Lebensverhältnissen in den Fokus und

„verlangt Vermittlungen der Selbstzuständigkeit und der besonderen Situation und Bedürftigkeit der Adressat*innen; dies verführte und verführt immer wieder zu Bevormundungen. (...) Es ist z. B. frappant, wie viele Formen von Trotz und Verweigerung der Adressat*innen, die als Unfähigkeit und Unwillen ausgelegt werden, sich aus ihrer Perspektive als Äußerungen von produktiver Eigensinnigkeit erweisen.“ (Thiersch 2020, 140)

Die zuvor als „frappant“ bezeichnete Erscheinung kann seitens des Verfassers bestätigt werden. Sie äußert sich beispielsweise darin, dass bestimmte Verhaltensweisen oder ‚leibliche

Ausdrucksformen, ‚Objektivationen‘ von Gefühlen und inneren Befindlichkeiten wie Sehnsucht, Wut, Heimweh aber auch Durchsetzungs- und Eigenwille, Freiheitsdrang wie physiologische Bedürfnisse, Lust auf Bewegung und Aktivität, spontanes Sich-Ausleben oder Selbstüberprüfung verbliebener körperlicher Fähigkeiten bzw. kräftemäßigen Vermögens bei Menschen mit Demenz leichtfertig als Merkmale, Kennzeichen oder Symptome ihrer Erkrankung bzw. als „typisch für Demente“ abgetan werden und damit auch als Etikett fungieren (siehe dazu auch die Ausführungen des Verfassers in Kap. IX.1 dieser Dissertation).

Derartigen Formen der Etikettierung, unreflektierter Zuschreibung und Typifizierung von Menschen mit einer Demenz, des Umgangs mit ihnen sowie der Markierung ihres Verhaltens als „herausfordernd“ (siehe dazu die *Rahmenempfehlungen (...)*; Bundesministerium für Gesundheit 2006), stellen Algase et. al. (1996) und Kolanowski (1999) ihr *NDB-Modell (Need-Driven Dementia-Compromised Behavior-Model)* gegenüber. Dieses Modell kommt der seitens des Verfassers weiter oben eingeforderten Haltung entgegen, in der Pflege, Betreuung und Versorgung älterer, pflegebedürftiger Menschen bestrebt zu sein, deren situatives Verhalten und Handeln „in Akten des Fremdverstehens“, d. h. aus der Warte der zu Pflegenden, der älteren Menschen zu interpretieren und zu deuten, – kurz: eine Haltung ‚vom alten Menschen aus‘ einzunehmen.

Es liegt nahe, diese Forderung bzw. Einladung mit Schützens „*Generalthese der Reziprozität der Perspektiven*“ bzw. mit der „*Idealisierung der Austauschbarkeit der Standpunkte*“ in Zusammenhang zu bringen (Schütz 1971a, 164), die dieser im Rahmen seiner Analysen zur intersubjektiven Welt und ihren Appräsentationsbeziehungen durchführt. Die Möglichkeiten und Grenzen, die mit dem Rückgriff auf die zuvor angeführten Thesen und Idealisierungen im Rahmen intersubjektiver Prozesse und sozialer Mikrosysteme gegeben und gesetzt sind, könnten z. B. im Rahmen von Pflege- und Betreuungsdyaden analysiert werden. Im Verlauf dieser Arbeit wird allerdings ein anderer Aspekt aufgegriffen, indem der Verfasser sich mit einigen anthropologischen Fragestellungen beschäftigt, die mit dem vorgestellten lebensweltorientierten Konzept in Zusammenhang stehen oder zu bringen wären, um danach seine Bedeutung und seinen Nutzen für die soziale Arbeit mit älteren Menschen zu hinterfragen.

Als ein Wesensmerkmal menschlichen Daseins kann dessen Undurchdringlichkeit angesehen werden, der Heidegger dazu veranlasst, diese Grundverfassung bzw. Grundbefindlichkeit als „Geworfenheit“ (Heidegger 1986, 175) und als „Sorge“ (Heidegger 1986, 180) zu bezeichnen.

Sich auf Erich Fromm berufend sieht Thiersch den „Antrieb der Lebensgestaltung“ darin, das „prinzipiell Unfassliche und Ungeheure dieser Situation zu bewältigen (...)“. Dazu seien die Menschen als lernfähige, auf Entwicklung angelegte und zur Selbstgestaltung des Lebens befähigte Wesen mit Intentionen, Bedürfnissen und Dispositionen ausgestattet. Letztere „bilden die Grundlage für unterschiedliche Interpretationen dessen, was als ‚Natur des Menschen‘ interpretiert wird“ (Thiersch 2020, 48). Und weiter: „Diese Freiheit der Entscheidung repräsentiert sich als Freiheit der Selbstzuständigkeit in der Verbundenheit der Menschen zueinander, als – verallgemeinert formuliert – Freiheit in Solidarität. Sie repräsentiert sich in den unterschiedlichen Kulturen in immer anderen Zielentwürfen.“ (Thiersch 2020, 50)

Vor dem Hintergrund dieser philosophisch-ethischen Aussagen wird nunmehr das Konzept *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit* in seiner praktischen Anwendung im Hinblick auf die spezielle Zielgruppe älterer Menschen veranschaulicht.

Grundsätzliche Feststellungen hierzu treffen Ulrich Otto und Petra Bauer in ihrem Beitrag zu dem Sammelband von Grunwald; Thiersch und lassen die Leser eingangs wissen, dass Lebensweltorientierung in der sozialen Arbeit als Begriff eher seltener verwendet werde. Sie nehmen dieses von ihnen konstatierte Defizit zum Anlass, um aufzuzeigen, „in welchen Dimensionen und in welchen Orientierungen soziale Altenarbeit sich auf das Konzept der Lebensweltorientierung beziehen kann“ (Otto; Bauer 2004, 195).

Was die Anforderungen an das in diesem Praxisfeld tätige Personal anbelangt, umreißt Thiersch in seinem Buch mit folgenden Worten:

„Um die Defizite in der Lebenswelt der alten Menschen anzugehen, brauchen die Sozialarbeiter*innen spezifische Kompetenzen in der breiten Skala der Unterstützungen in der Alltäglichkeit. Sie müssen nicht nur pflegen und versorgen, sie müssen die Adressat*innen in den alltäglichen Bewältigungsaufgaben und der Gestaltung eines erfreulichen und gelingenderen Alltags begleiten und stützen. Beratungen, z. B. in Beratungsstellen für Ältere und in Seniorenbüros, aber auch in informellen Settings, stehen neben den Anregungen zur Pflege von Beziehungen und zum Aufbau neuer sozialer Beziehungen und Netze. Ebenso braucht es Angebote zur unprätentiösen Geselligkeit (...) und – nicht zuletzt – zu gezielten Unterstützungen in den Alltagsaufgaben eines eigenen Haushalts.“ (Thiersch 2020, 184)

Ihre zuvor eher allgemein gehaltenen, prinzipiellen Aussagen zur Lebensweltorientierung mit Blick auf die Zielgruppe älterer Menschen konkretisierend, skizzieren Otto und Bauer im weiteren Verlauf ihres erwähnten Beitrags den Zusammenhang zwischen Lebensweltorientierung und Altenarbeit, indem sie erstere in ihrer netzwerkartigen Bezugnahme auf die Lebenswelt selbst als das Orientierungsziel bzw. als den Orientierungsgegenstand begreifen und charakterisieren, während sie hinsichtlich der Altenarbeit deren „Bezüge zu benachbarten wissenschaftlichen und praxisbezogenen Diskursen“ (Otto; Bauer 2004, 195) näher in den Blick nehmen und darstellen.

So wird die Theorie der Lebenswelt „in zunehmendem Maße auch von der Sozialen Altenarbeit und Sozialen Gerontologie (...) und der Pflegewissenschaft (...) angeeignet bzw. in Pflegekontexten diskutiert (...), wo Debatten z. B. um bestimmte alltagsorientierte Trainingsformen oder milieubezogene Institutionsgestaltung schon länger eine Rolle spielen“ (Otto; Bauer 2004, 197).

Die verstärkte Rezeption des lebensweltorientierten Ansatzes im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Gerontologie lässt sich auch daran verdeutlichen, dass Konzepte der Alltagsorientierung im gerontologischen Kontext von Alltagserleben, -kompetenz und -gestaltung sowie von Selbständigkeit in Empirie und Theorie einen wichtigen Platz einnehmen.

Zudem konnte über eine Analyse von größeren Altersstudien, die in der Vergangenheit in der Bundesrepublik Deutschland oder unter Beteiligung nationaler gerontologischer Institute und

Institutionen durchgeführt wurden, nachgewiesen werden, dass in diesen einschlägigen Untersuchungen die Gestaltung des Alltagslebens älterer und alter Menschen unter besonderer Berücksichtigung netzwerkartiger Möglichkeiten, Umsetzungsformen und Varianten in der Praxis stets von hoher Relevanz sind, wie auch seitens Otto und Bauer bestätigt wird: „Dabei spielt das Konzept der Ressourcen und hier der sozialen netzwerk- und unterstützungsbezogenen Ressourcen eine wichtige Rolle. Diese Ressourcen unterstützen erfolgreiches Altern in allen drei Dimensionen der Selektion, der Optimierung und der Kompensation (...).“ (Otto; Bauer 2004, 198)

Verstärkte Bewältigungsherausforderungen an Menschen höheren Alters, die im Kontext je spezifischer Lebenslagen und in je konkreten lebensweltlichen Bezügen auftreten und zu bearbeiten sind, sieht auch Ute Karl. In Ihrem Beitrag *Lebensweltorientierte Arbeit mit älteren Menschen* erwähnt sie als Beispiele für die zuvor angesprochenen, mit höherem Alter sich verstärkenden Herausforderungen:

„1. die Entberuflichung und 2. die *empty nest* Situation, 3. die Gestaltungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten eines aus traditionellen Einschränkungen freigesetzten, zu gestaltenden Alters, 4. die zunehmende Pflegebedürftigkeit der hochaltrigen Eltern- generation und nahestehender Personen, 5. die Zunahme eigener Abhängigkeit, Multimorbidität und Pflegebedürftigkeit im höheren Alter, 6. die Verkleinerung der sozialen Netzwerke bei gleichzeitiger Fokussierung auf wenige wichtige Kontakte im hohen Alter und 7. die Erfahrung von Tod und Einsamkeit (...).“ (Karl 2016, 190)

Das Spektrum an Chancen und Ressourcen, auf welches das hier vorgestellte Konzept insbesondere in der Sozialen Arbeit mit Älteren zurückzugreifen vermag, umreißt Karl folgendermaßen:

„Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit älteren Menschen kann dabei an Erkenntnissen der interdisziplinär angelegten gerontologischen Forschung anknüpfen, in der Lebenslagen, Alltagsorientierung und die Bewältigung des Alltags im Zusammenspiel von informellen und formellen Unterstützungsarrangements auf unterschiedliche Weise im Zentrum des Interesses stehen (...).“ (Karl, 2016, 190)

Zum Abschluss dieser Ausführungen zur Theorie der Lebenswelt und zur Lebensweltorientierung sei auf einen methodischen Ansatz verwiesen, der als Empirische Lebenswelt- bzw. Milieuanalyse bezeichnet wird. Er stellt den Versuch dar,

„die konkreten Orientierungs-, Handlungs- und Organisationsformen von Individuen in und mit ihrer Umwelt zu beschreiben und konkretes Handeln vor diesem Hintergrund zu interpretieren. Deskriptionen von Milieus bzw. ‚kleinen Lebens-Welten‘ dokumentieren also – neben gesprochenen und transkribierten Texten – die Modi der Orientierung eines Menschen im Raum, in der konkreten Umgebung, in der gelebten Zeit, gegenüber der eigenen Leiblichkeit und gegenüber anderen Personen: Sie dokumentieren damit die weitgehend nichtsprachliche Produktion und Reproduktion eines sozialen Interaktionsgefüges, dessen Singularität in die kollektiven semantischen Typen der Sprache übersetzt und dabei immer schon auch gedeutet werden muß.“ (Soeffner 2019, 170; siehe dazu auch Luckmann 1970)

Einen speziellen Typus dieser Analysevariante, die „ethnographische Lebensweltanalyse“ oder „Lebensweltanalyse in der Ethnographie“ nämlich, stellt Honer (2019, 194 ff.) vor und umreißt dessen Zweck mit den Worten: „Er dient der verstehenden Beschreibung von kleinen sozialen Lebenswelten, von sozial (mit-)organisierten Ausschnitten individueller Welterfahrungen, denn laut Thomas Luckmann (1989, 34) ist es ‚die vornehmliche Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Methodologie, ‚Sinn‘ systematisch zu rekonstruieren““ (Luckmann 1989, 195).

Die zuvor skizzierte Absicht ebenfalls verfolgend, lieferte Ursula Koch-Straube Ende der 1990er Jahre eine „ethnographische Studie“ mit dem Titel *Fremde Welt Pflegeheim* (Koch-Straube 1997) und legte damit eine Analyse und Deskription des Milieus von Pflegeheimbewohnern vor.

Die „*Kleine Lebenswelt Bett*“ bzw. das Milieu ständiger Bettlägerigkeit wird der Verfasser in Kürze mit Hilfe einer phänomenologisch-ethnografischen Untersuchung genauer analysieren und beschreiben (Blonski 2022, in Vorbereitung).

Ein spezieller Ansatz der Datenerhebung und -dokumentation mit anschließender Evaluation der erhobenen Daten sowie der Ableitung und Vermittlung von Verbesserungsmöglichkeiten in der Pflege von Personen mit Demenz wurde in den 1990er Jahren unter der Bezeichnung „Dementia Care Mapping“ (DCM) seitens der Bradford Dementia Group unter der Leitung des britischen Sozialpsychologen Tom Kitwood (1937–1998) entwickelt (siehe dazu auch Kitwood 2019 sowie Müller-Hergl 2004).

Abgebildet werden soll mit der DCM-Methode das Wohlbefinden von demenziell Erkrankten, wozu über das Sammeln und die Bearbeitung der erhobenen Daten zunächst sog. DCM-Indikatoren entwickelt und berechnet werden. Die abschließende Hauptaufgabe im Rahmen des Gesamtverfahrens besteht für die DCM-Anwender darin, mit dem Pflegeteam in einer geeigneten Weise zusammenzuarbeiten, sodass dieses den Abbildungsprozess, d. h. die vermittelten Verbesserungspotenziale im Pflegeprozess, ohne Ängste akzeptieren kann und sich eingeladen fühlt, von dem Prozess zu lernen.

In gewissem Grade sind die Intentionen dieses Ansatzes mit dem weiter oben vorgestellten „H.I.L.DE“-Projekt vergleichbar, mit dessen Hilfe ebenfalls die Möglichkeiten einer Optimierung der Lebensqualität und des Wohlbefindens von Menschen mit einer Demenz ermittelt werden sollten, worin letztendlich auch eine Zielsetzung des DCM besteht.

Wie weiter oben in Aussicht gestellt, sollen im Folgenden der Transfer und die Anwendung des Konzepts der Lebensweltorientierung in die bzw. in der Beratung und Pflege älterer Menschen dargestellt werden.

IX.2.2.1 Das Konzept der Lebensweltorientierung als Anwendungsbeispiel für eine verstehenden Gerontologie – aufgezeigt anhand der Beratung sowie der Pflege älterer Menschen

Auf die Bedeutung der Lebenswelt in der Phänomenologie und im Rahmen der philosophisch-anthropologischen Fundierung bei Schütz (siehe Kap. V.5.2) sowie auf den Stellenwert und die Wichtigkeit sozialen Handelns als „Vollzug“, wesentliches Gestaltungselement gemeinsamen Lebens aber auch als „Quelle“ und „Geburtsstätte“ von Sinn wurde weiter oben bereits ausführlich eingegangen (siehe Kap. V.5.2, VII.2, VII.2.2.2).

An dieser Stelle sei anhand zweier Beispiele im Hinblick auf die Funktion dieser Begriffe über deren Zweck als ‚bloße‘ Termini und Basiskategorien hinaus und unter Verweis auf die Forschungsabsicht dieser Arbeit, auf deren zusätzliche konstitutive Aufgabe und ihren strukturellen Zweck im Rahmen von Konzepten verwiesen.

Bei diesen Konzepten selbst handelt es sich ebenfalls um wichtige Konstituenten, Bauelemente und Struktureinheiten einer verstehende, im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung sodann auch einer phänomenologisch fundierte Gerontologie. Die damit gegebene Eigen- und Wesensart von Basiskategorien, nicht bezugs- und zusammenhanglos, sondern stets „funktional“ zu sein, d. h. zweckmäßig, nützlich und von – im wahrsten Sinne des Wortes – fundamentaler Bedeutung für übergeordnete Sinnsysteme bis hin zu Theoriegebäuden zu sein, wie dies anhand des Sinn-Begriffs durch Bongaerts aufgezeigt wurde, soll hier allerdings nicht deduktiv-analytisch erfolgen und aus bereits vorliegenden Theorien ‚herausgefiltert‘ werden. Vielmehr sollen sie induktiv-synthetisch im Hinblick auf den konstitutiven Beitrag dieser Kategorien beim Aufbau eines zu entwickelnden, anhand von Prolegomena umrisshaft skizzierten, theoretischen Ansatzes der Altersforschung untersucht und in diesen integriert werden.

Wann und wo, d. h. zu welchem Zeitpunkt und in welcher Phase eines Beratungsprozesses Basiskategorien ihre zuvor als induktiv-synthetisch bezeichnete Funktion und ihre Zweckmäßigkeit auch als methodisches Hilfsmittel unter Beweis stellen können, soll weiter unten am Beispiel des Verstehens sowie der Relevanz für die Seniorenberatung und für die Altenpflege aufgezeigt werden (siehe dazu allgemein sowie speziell im Hinblick auf die Beratung älterer Menschen: Nestmann 2007a und 2007b; auch Stavemann 2008).

Zunächst aber soll die Frage beantwortet werden, welche Faktoren und Bedingungen in der Lebenswelt älterer Menschen dazu führen können, dass Beratung und Pflege überhaupt notwendig und in Anspruch genommen werden müssen.

In der Einleitung seines Buches *Beratung älterer Menschen* schreibt der Herausgeber bezüglich des Beratungsbedarfs:

„Das höhere Alter, die Nacherwerbsphase sowie die Lebensbedingungen und -umstände älterer Mitbürgerinnen und Mitbürger bergen insbesondere in hoch entwickelten Industrienationen wie der unsrigen vielfältige Problemlagen, Herausforderungen

und Belastungen in sich, denen viele Menschen im fortgeschrittenen Alter nicht gewachsen sind, die sie überfordern. Zum Problem werden und ratlos machen können zum Beispiel folgende Sachverhalte und Phänomene:

- das Ausscheiden aus dem Berufsleben,
- der Verlust an gesellschaftlichen, sozialen Aufgaben (verbunden mit dem Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden),
- der Tod des (Ehe-)Partners,
- Vereinsamung und Einsamkeit,
- das Bewusstsein der Endlichkeit des eigenen Lebens,
- Krankheit und Gebrechlichkeit (...).“ (Blonski 2013, 15)³⁷

Die zuvor zitierten Problemlagen könnten noch durch eine weitere Rubrik, durch ‚existenzielle Sinnkrisen‘ ergänzt werden, wie sie Viktor E. Frankl in seinem Buch *Das Leiden am sinnlosen Leben* (2021) oder Jean Améry in seiner Essay-Sammlung *Über das Altern* beschreibt, allerdings ohne es zu versäumen, bereits im Vorwort Folgendes klarzustellen: „Versuch – das hat hier nicht den Sinn von Experiment, vielmehr von *Suche* nach etwas, dessen Unauffindbarkeit der analytischen Vernunft von vorneherein einsichtig war.“ (Améry 2020, 9)

Häufig sind es diese spezifischen Bedingungen und Gegebenheiten in der Lebenssituation Älterer, die vor allem im Falle des Vorliegens oder Hinzutretens einer körperlichen Erkrankung, einer psychischen Störung oder einer Sinnkrise, wie sie im letzten Punkt der obigen Auflistung sowie in dem hinzugefügten erwähnt wurden, Beratung erforderlich und/oder pflegerische Unterstützung notwendig machen.

Derartige Interventionen setzen neben hohen Anforderungen an die Persönlichkeit der beratenden bzw. pflegenden Person, auf die später noch einzugehen sein wird, ein erhebliches Maß an methodischer und praktischer Handlungskompetenz voraus.

Die besonderen Anforderungen, denen sich Hilfeleistende hinsichtlich des Aspekts der Methodenkompetenz gegenübersehen, soll nachfolgend anhand der Seniorenberatung näher aufgezeigt werden:

Zunächst sei mit Thiersch auf das allgemeine Grundprinzip professionellen Handelns in der lebensweltorientierten sozialen Arbeit verwiesen, dass nämlich methodisch strukturiertes Handeln „im Grundmuster des zielorientierten Handelns bestimmt“ sei und sich als Prozess in die folgenden Schritte gliedere: „der Klärung der Ziele, der Wahl der Mittel, der Realisierung des Vorhabens und der Überprüfung und u. U. des notwendig werdenden erneuten Durchgangs“ (Thiersch 2020, 158).

Bei der Klärung der Beratungsziele im Zuge eines konkreten Beratungsprozesses spielen – zumindest im Hintergrund oder als ein Nebenthema – auch stets die Lebenspläne und Lebensziele der ratsuchenden Person eine wesentliche Rolle und sollten immer wieder ein Be-

³⁷ Siehe dazu auch Brückner et al. 2006; Naegele et al., 2016; zur Problematik von Isolation und Einsamkeit älterer Menschen s. auch Tesch-Römer 2010, 205-220 sowie Neumann et al. 1993.

standteil von eigenen Reflexionen seitens der Beratenden sowie in deren gemeinsamen (Zwischen-)Resümees mit den Ratsuchenden sein (zu den besonderen Aspekten der Lebenssituation älter werdender und älterer Frauen siehe Reichert et al., 2003).

Das damit vorgestellte vier- bzw. fünfschrittige Verfahren gibt, wie der emeritierte Tübinger Erziehungswissenschaftler die Leserschaft wissen lässt, „beiden, Sozialarbeiter*innen und den Adressat*innen, die Sicherheit, sich auf eine ausweisbare und transparente gemeinsame Aktion einlassen zu können. Diese Funktion der notwendigen Sicherheit der Professionellen in ihrem Handeln wird immer wieder betont, jenseits aller Fragen nach der Wirkung bei den Adressat*innen.“ (Thiersch 2020, 158)

Dieser prinzipiellen Feststellung kann der Verfasser dieser Dissertation vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung in der Beratung älterer Menschen beipflichten, präferiert und empfiehlt mit Blick auf die hier in Rede stehende Zielgruppe der Senioren allerdings ein differenzierteres methodisches Modell, das Walther Cormann als einen von insgesamt 5 sogenannten „Wirkfaktoren“ benennt und das er als bedeutungsvoll für die „systemisch-integrative Therapie und Beratung“ empfiehlt, damit diese „erfolgreich verlaufen kann“ (Cormann 2014, 50).

Bei diesem „Wirkfaktor“ handelt es sich um die „Therapie- und Beratungsschleife“ (siehe Abb. 3 unten), die der Wasserburger Psychotherapeut, Berater und Coach entwickelt und in sieben Phasen aufgliedert hat:

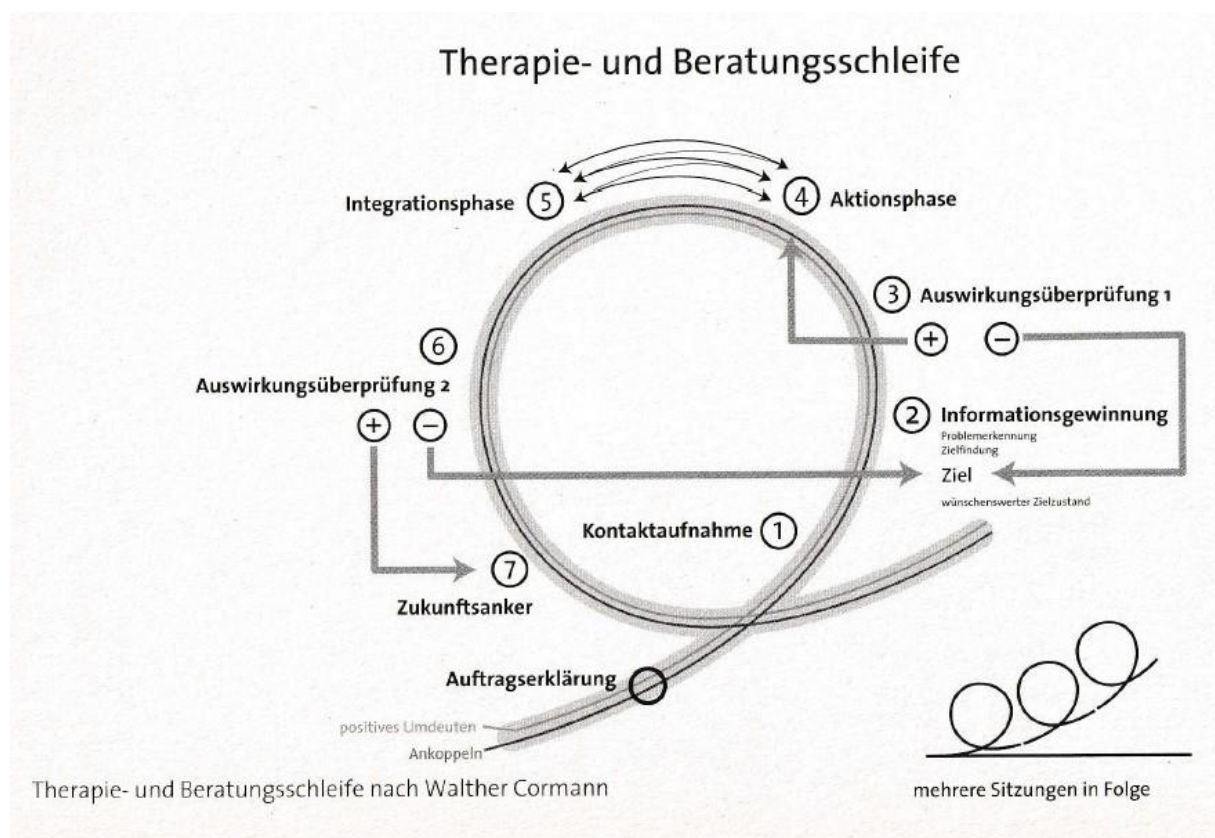


Abb. 3: Therapie- und Beratungsschleife nach Walther Cormann (2014, 51)

Diese sieben Phasen seien hier lediglich benannt, ohne jede von ihnen näher zu erläutern und in ihrem spezifischen Nutzen für die Seniorenberatung zu interpretieren:

1. „Kontaktaufnahme
2. Informationsgewinnung
3. Erste Auswirkungsüberprüfung
4. Aktionsphase
5. Integrationsphase
6. Zweite Auswirkungsüberprüfung
7. Zukunftsverankerung.“ (Cormann 2014, 52)

Thiersch macht allerdings ebenfalls aufmerksam auf die gegenwärtig sich vollziehende Erweiterung des Repertoires an methodisch strukturiertem Handeln „in einem gleichsam qualitativen Sprung durch die Digitalisierung, die Voraussetzungen dafür schafft, dass (...) Operationen in ihrer Stufenfolge und ihrer Variation differenzierter bestimmt werden können“ (Thiersch 2020, 159), eine Veränderung, die man auch auf die Strukturierung des Beratungsprozesses in seiner Gesamtheit beziehen und damit eine Variation sowohl im Umfang (7 anstatt 4 oder 5 Schritte), in der Abfolge und in der Ausdifferenzierung einzelner seiner Phasen (siehe Abb. 3) begründen und rechtfertigen könnte.

Die oben angesprochene methodische Kompetenz, über welche in der Seniorenberatung Tätige verfügen sollten, betrifft nicht nur die „Wahl der Mittel“ (Thiersch), sondern auch eine möglichst umfassende und vollständige „Informationsgewinnung“ (Schritt 2 in der „Therapie- und Beratungsschleife nach Walther Cormann“), die wiederum eine wichtige Voraussetzung für die sich anschließenden Schritte, insbesondere für den vierten, die „Aktionsphase“ darstellt.

Dass innerhalb der Einzelphasen der „Therapie- und Beratungsschleife“ selbst auch wiederum spezifische methodische Ansätze und Werkzeuge zur Anwendung kommen und um welche es sich dabei konkret handelt, wird im Folgenden anhand zweier Schritte innerhalb der Schleife genauer beschrieben: anhand der Informationsgewinnung (Phase 2) sowie der Aktionsphase (Phase 4).

Zu Beginn der Therapie befinden sich ältere Menschen ebenso wie andere Ratsuchende auch, in einem stark problemorientierten Zustand, der durch eine große Betroffenheit der Klienten gekennzeichnet ist. „An diese Betroffenheit, also an die Gefühle im Umgang mit nichtgelösten Problemen, wird zunächst einmal angekoppelt.“ (Cormann 2014, 53)

Dieser Gefühlslage als Beratende/r einfühlsam zuzustimmen und ihr mit Feinfühligkeit und Wertschätzung zu begegnen – eine Haltung, die Rogers als „bedingungsloses Akzeptieren“ bezeichnete (siehe dazu Rogers 2019, 154 ff.) –, ist gerade in dieser Phase des gemeinsamen Wirkens im Beratungsprozess von entscheidender Bedeutung, geht es in ihr doch um den Aufbau einer nachhaltigen und tragfähigen Vertrauensbeziehung zwischen der beratenden und der Rat suchenden Person (siehe dazu auch die weiter oben angesprochene ‚Technik‘ der „Verbalisierung emotionaler Erlebnisinhalte“ (VEE).

Die sich an die Einstiegsphase innerhalb der Informationsgewinnung anschließenden Schritte sind die „Problemerkundung“ (2a) und die „Zielfindung“ (2b) (Cormann 2014, 53 ff.):

„Wichtig ist es, dem Weg des Klienten an dieser Stelle zu folgen, dem Problemerleben Raum zu geben und es zu erforschen. (...) Durch die Art der Problemschilderungen lässt sich erkunden, welche Bedeutung der Klient dem Problem zuschreibt. Die Erzählungen des Klienten geben Aufschluss über die Zusammenhänge und Wirkfaktoren aus seiner Sicht und damit über die Bedeutung und den Nutzen des Problems. Es wird ersichtlich, auf welche Art und Weise das Problemmuster gewebt und aufrechterhalten wird.“ (Cormann 2014, 54)

Im Verlauf der Problemschilderungen sollte u. a. aufmerksam beobachtet werden, ob sich gewisse verfestigte Muster von Handlungen und Verhaltensweisen aus dem Gesamt der lebensgeschichtlichen Schilderungen abheben und identifizieren lassen, die sich möglicherweise im weiteren Beratungsverlauf als Elemente übergeordneter, für den Ratsuchenden und dessen gegenwärtige Problemsicht entscheidende Motivations- und Relevanztypen herauskristallisieren. Auf diese Weise gewonnene Erkenntnisse können der beratenden Person wichtige Hinweise auf die biografische Bedingtheit des Handelns von Klienten und über das Zustandekommen von Um-zu und Weil-Zusammenhängen Klarheit liefern.

Sie ermöglichen zudem die diskrete Formulierung erster Hypothesen seitens der Beratungsperson, die im Fortgang des Beratungsprozesses verifiziert werden können oder aber zu verwerfen sind.

In jedem Fall verweisen die soeben angeführten Aspekte des Beratungsgeschehens zurück auf weiter oben in dieser Arbeit anlässlich des Wirkens angesprochene, unmittelbare Interaktionszusammenhänge und gegenseitige Erwartungen, die sich in Form von Entwürfen (Hypothesen) wiederfinden und nach denen Handlungen durchgeführt werden (Formulierung von Vermutungen bzw. Annahmen), auf die dann reagiert wird und die sich erfüllen oder fallen gelassen (Bestätigung und Zustimmung oder Verneinung und Ablehnung), ggf. auch situationsbezogen modifiziert werden durch die Formulierung alternativer Annahmen.

Der zweite Teil im Rahmen der Informationsgewinnung dient der Erarbeitung von Zielen. Gemeint sind hier zum einen die Ziele für den Therapieprozess insgesamt, zum anderen solche für die jeweilige Sitzung, da die beratende Person schließlich wissen muss, „wohin die Reise gehen soll (...). Wichtig ist auch an dieser Stelle: Wir Therapeuten können Impulse geben, die Veränderungen aber muss der Klient selbst vollziehen. (...) Zu hohe Ziele in zu kurzen Zeitabständen führen (...) zu Misserfolgen und können leicht demotivieren.“ (Cormann 2014, 55)

Obacht geben müssen Beratungspersonen ebenfalls bei negativ formulierten Zielen.

„Negative Zielaussagen haben keine zielerreichende Wirkung und sind von daher kraftlos. (...) Während sich der Klient bei einer negativen Zielbeschreibung offensichtlich noch in der Problemtrance befindet, steuert er bei einer positiven Zielformulierung bereits das Wünschenswerte an. (...) Nur wenn die Zielerreichung mit einem angenehmen emotionalen Zustand in Verbindung gebracht wird (z. B. Erleichterung, Zufriedenheit, Freude oder Glück), können wir davon ausgehen, dass das Ziel genügend

Wirkung und Ausstrahlung für einen gelingenden Veränderungsprozess erzeugt.“ (Cormann 2014, 56)

Auf Fragestellungen, Techniken und methodische Verfahren in Zusammenhang mit der empirischen Annäherung an die Lebenswelten Älterer und dabei mit solchen zur Informationsgewinnung machte bereits Thomae im Rahmen seiner Forschungstätigkeit und Studien aufmerksam und gelangte dabei auch zu Erkenntnissen, auf welche Weise eine solche Annäherung vorzugsweise gelingen könnte. „Für eine systematische Erkundung unterschiedlicher Lebenswelten älterer Menschen stellt das halbstrukturierte Interview die Methode der Wahl dar.“ Er begründet die Favorisierung dieses Instruments damit, dass es den Befragten die Möglichkeit biete, „die eigenen Erinnerungen auszuschöpfen“ (Thomae 1992, 52) ohne dem Entscheidungsdruck eines Fragebogens ausgesetzt zu sein.

Über die im vorherigen Absatz angesprochene Bedeutung angemessener Techniken in Zusammenhang mit der Informationsgewinnung im Zuge der Forschungstätigkeit in der Gerontologie hinaus, gilt es einen weiteren wichtigen Aspekt zu beachten, auf den Pierre Bourdieu mit seinen Konzeptionen der „Reflexivität“ und des „Verstehens“ hinwies und deren „Potenziale und Grenzen“ Vera King in einem Beitrag aus der Perspektive hermeneutischer Sozialforschung betrachtet und vorstellt. Um anzudeuten, in welcher Hinsicht die Gedankengänge Kings auf die benannten Konzeptionen Bourdieus Bezug nehmen, sei hier beispielhaft auf eine seitens des französischen Soziologen identifizierte „Quelle von Erkenntnishindernissen“ verwiesen. Diese liege „in der je spezifischen präreflexiven Verfangenheit in der sozialen Welt aufgrund bestimmter Interessenlagen und Denkformen, wie sie etwa mit der sozialen Herkunft (Klasse, Kultur, Generation, Geschlecht) im allgemeinen verknüpft sind“ (King 2004, 56). Weiter führt King unter Bezugnahme auf Bourdieu aus,

„dass eine der folgenreichsten ‚Fehlerquellen‘ in Hinblick auf eine adäquate Konstruktion des Forschungsgegenstandes in den Sozialwissenschaften in den ‚tief verwurzelten‘, ‚sozial konstituierten Dispositionen liegt, oder auch in sozialen Ängsten, sozialen Phantasmen. ..., die ganz eng mit der gesellschaftlichen Herkunft, dem Geschlecht und auch dem ausgewiesenen (Schul-)Bildungsgrad zusammenhängen.“ (King 2004, 56; King zitiert hier Bourdieu; Wacquant 2017, 285)

Auf ähnliche Problemkonstellationen, die in einer Beeinträchtigung oder in gewissen Vorannahmen aufgrund von Altersbildern auf Seiten der Forschenden oder durch unterschiedliche Generationenzugehörigkeit zwischen letzteren und der Zielgruppe, alte Menschen in Pflegeeinrichtungen z. B., ihre Ursache haben können, hat der Verfasser an anderer Stelle in dieser Arbeit bereits hingewiesen (siehe Kap. IX.1.1). Sie sollten hier lediglich in Ergänzung der von Thomae benannten methodischen Besonderheiten nochmals Erwähnung finden.

Unter einer umsichtigen und angemessenen Mittelwahl kann, um nunmehr zum vorher untersuchten Beratungsgeschehen zurückzukehren, allerdings bereits die gezielte Wahl und umsichtige Entscheidung für einen bestimmten Beratungsansatz verstanden werden. Dabei kann es von Vorteil sein, wenn die beratende Person mehrere Verfahren und Techniken in ihrem Repertoire hat. Gefordert sind diesbezüglich nicht nur theoretische Kenntnisse sondern vor allem

praktische Erfahrungen in der Anwendung unterschiedlicher Ansätze. Diese Voraussetzung kann sich insbesondere dann als nützlich und vorteilhaft erweisen, wenn sich situativ bzw. in Anbetracht der besonderen Erfordernisse von Ratsuchenden eine spezielle Technik als besonders effektiv, zielführend und hilfreich erweisen sollte: *Die nicht-direktive Beratung* (Rogers 1985) oder die *Personzentrierte Beratung* (Weinberger; Lindner 2011) mag bei Frau X angezeigt sein und sich gut bewähren, während die Beratungsperson bei einer anderen Ratsuchenden mit einem systemisch-integrativen Ansatz und bei einer dritten schließlich besser mit einem tiefenpsychologischen Verfahren im engeren Sinne vorankommen könnte.

Unabhängig von der Wahl einer bestimmten Beratungs-, Technik' bzw. eines speziellen Beratungsansatzes, kann kein Verfahren, welcher Provenienz auch immer, und auch keine Beratungsperson darauf verzichten, wichtige biografische Daten und Fakten der oder des Ratsuchenden zu erheben.

Auch hinsichtlich der Biografie-Thematik nahm Bourdieu, wie hier beiläufig erwähnt sei, eine kritische Haltung ein, die er in seinem Aufsatz *Die biografische Illusion* (Bourdieu 1990) dokumentierte und vorstellte (siehe dazu auch den Kommentar von Niethammer 1990).

Vor dem Hintergrund der Erkenntnisse moderner Altersforschung, insbesondere der bereits erwähnten *Bonner Gerontologischen Längsschnittstudien* (BOLSA; vgl. Lehr; Thomae 1987), muss auch und insbesondere in der Beratung älterer Menschen beachtet werden, dass Altern ein prozessuales und vor allem durch mehrere Dimensionen beeinflusstes Geschehen ist. So spielen u. a. Aspekte wie der erlernte Beruf oder das absolvierte Studium und die Dauer sowie Art der Berufstätigkeit, der soziale Status, die individuellen Erfahrungen positiver und negativer Art, die politischen, geografischen, ökonomischen und ökologischen Umstände, unter denen eine Person aufgewachsen ist, gelebt hat und lebt, eine entscheidende Rolle hinsichtlich ihrer gegenwärtigen Befindlichkeit und der wahrgenommenen Lebensqualität.

Entsprechend müssen die Daten und Fakten zur Biografie eines ratsuchenden älteren Menschen erhoben, ermittelt und in Erfahrung gebracht werden, um sich ein Bild von den Umständen machen zu können, unter denen er geboren, aufgewachsen und gealtert ist und was die prägenden Einflüsse, Kontakte und Gegebenheiten waren, die zur gegenwärtigen Situation mit all ihren Facetten führten:

„Einstellungen, Befindlichkeiten und Lebensumstände älterer Menschen sind biografisch geprägt, also das Ergebnis ihrer bisherigen Lebenserfahrungen und Bewältigungsstrategien. Das Wissen um diese biografische Prägung erleichtert das Verstehen von Problemlagen älterer Menschen, wenn z. B. Unterstützung trotz eines bestehenden Hilfebedarfs abgelehnt wird.“ (Kühnert; Ignatzi 2019, 42)³⁸

³⁸ Weiter unten wird der Verfasser diesen Tatbestand anhand eines ausführlichen Fall- und Praxisbeispiels aus der Altenpflege belegen.

Auf theoretische Konzepte der Lebenslaufanalyse und Biografieforchung geht auch Sackmann in seiner Einführung in diese Thematik ein und richtet dabei sein Augenmerk u. a. auf Aspekte des Alters und Alterns (Sackmann 2013, insbes. Kap. 3.1: „Alter und Altersnorm“, 34–44).

Die Aktionsphase ist – um damit zum vierten Schritt in der weiter oben vorgestellten Therapie- und Beratungsschleife nach Cormann überzugehen –

„gekennzeichnet durch ihre besondere Dynamik, denn hier stoßen zunächst einmal zwei unterschiedliche Welten aufeinander: Zum einen wird in dieser Phase der Therapie auf bestehende Probleme und Problemmuster fokussiert, um ihre Funktionalität und Bedeutung zu erfassen, zu verstehen und wertzuschätzen. Zum anderen werden wichtige Schritte der zielorientierten Veränderung eingeleitet und vorgenommen. Die Absicht dieses Schrittes besteht darin, die Selbstorganisationsprozesse des Klienten mit seinen Möglichkeiten und Fähigkeiten neu zu gestalten und somit zu einem Aufbau und zu einer Weiterentwicklung seiner integrativen Struktur auf der intrapsychischen und interpersonalen Ebene beizutragen.“ (Cormann 2014, 58)

Damit dieses wesentliche Teilziel erreicht und sich die von Cormann angesprochenen Prozesse der Selbstorganisation beim Klienten einstellen, sind die Kompetenzen auf Seiten der beratenden Person bzw. auf Seiten der Pflegenden in Pflegedynaden von großer Bedeutung. Bevor auf einige in beiden Settings besonders wichtige Kompetenzaspekte eingegangen wird, sei hier noch auf den vierphasigen Strukturierungsansatz in der (Alten-)Pfleger hingewiesen, auf den sogenannten Plan – Do – Check – Act (PDCA)-Zyklus nämlich. Dieser im Bestreben um eine fortlaufende Verbesserung stets aufs Neue zu durchschreitende Vier-Phasen-Kreislauf des Planens, der Umsetzung, der Überprüfung und der Anpassung (im Sinne von Optimierung) zeigt ein erhebliches Maß an Konformität mit dem weiter oben beschriebenen Vorgehen in der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit nach Thiersch u. a. insofern, als die „Do-Phase“ im hier betrachteten PDCA-Zyklus durchaus mit dem Schritt der „Realisierung des Vorhabens“ in jenem vergleichbar ist.

Aber auch mit der Cormann'schen „Aktionsphase“ besteht große Ähnlichkeit, nicht zuletzt hinsichtlich des oben zitierten Ansinnens, zu „einer Weiterentwicklung seiner integrativen Struktur auf der intrapsychischen und interpersonalen Ebene beizutragen“ (Cormann) – dort, in der Beratung, auf die ratsuchende Person abzielend, hier, in der Altenpflege, auf den pflegebedürftigen alten Menschen. In beiden Wirkensbereichen, in der Seniorenberatung ebenso wie in der Altenpflege, ist eine bereits kurz erwähnte Voraussetzung gelingender Interaktion und intersubjektiver Beziehungsgestaltung unverzichtbar, auf die weiter unten noch ausführlicher einzugehen sein wird: eine hohe Kompetenz der Hilfe leistenden Person.

Zuvor sei allerdings noch eine kurze Auflistung basaler Konzepte der systemisch-integrativen Therapie wiedergegeben, die für diesen therapeutisch-beraterischen Ansatz grundsätzlich von hohem Wert sind, insbesondere jedoch in der Aktionsphase der Therapie- und Beratungsschleife sehr gute Dienste zu leisten vermögen, um die Komplexität der Ereignisse, die mit Klientenäußerungen wie Erlebnisschilderungen, Emotionsbeschreibungen und Erinnerungsbildern reichlich angefüllt sein kann,

„sinnvoll und nutzbringend umzugehen (...):

- Hier und Jetzt
- Körper
- Nutzen des Problems
- Selbstannahme und Regeltransformation
- Teilekonzept
- Potenzialorientierung
- Emotionale Verstrickungen
- Beziehungsunterbrechungen
- Fehlende Daseinsberechtigung
- Traumatisierungen“ (Cormann 2014, 61).

Was die erforderlichen und wünschenswerten Kompetenzen der beratenden oder pflegenden Person anbelangt, so beschränken sich die diesbezüglichen Ausführungen des Verfassers an dieser Stelle auf wenige, allerdings seiner Meinung nach sehr wichtige Gesichtspunkte:

Zum einen sei hier die Empathie angeführt, nach Edith Stein zu verstehen als „eine Grundart von Akten, in denen fremdes Erleben erfaßt wird“ (Stein 2010, 13 f.). Die zahlreichen und wichtigen Facetten dieses Aktes werden von der Husserl-Assistentin tiefgehend und umfassend beschrieben und sind von hohem Wert und Nutzen in Zusammenhang mit den hier in Rede stehenden Anforderungen an die Kompetenz von Beratenden und Pflegenden – ungeachtet der Kritik, die Alfred Schütz an den Stein’schen Darstellungen zu dieser Thematik übte.

Weiter führt Stein, die sich im Zuge der oben zitierten Arbeit, ihrer Dissertation, auch mit dem Verständnis und der Interpretation von Empathie in den Werken und Theorieansätzen anderer Denker wie Theodor Lipps und dessen „*Nachahmungstheorie*“ (Stein 2010, 35 ff.) sowie „*Schellers Theorie der Erfassung von fremdem Bewußtsein*“ (Stein 2010, 42 ff.) und „*Münsterbergs Theorie der Erfahrung fremden Bewußtseins*“ (Stein 2010, 52) auseinandersetzte, zum Wesen der Einfühlung und der sie tragenden Akte Folgendes aus:

„Die Einfühlung als Erfassung des Erlebnisses selbst hat (...) nicht den Charakter äußerer Wahrnehmung. Dagegen wird man den komplexen Akt, der mit dem leiblichen Ausdruck das ausgedrückte Seelische miterfasst, wohl als äußere Wahrnehmung bezeichnen müssen. Der originär gegebene Ausdruck ‚appräsentiert‘ – wie Husserl zu sagen pflegt – das Seelische, das als ‚Mitgegebenes‘ selbst als jetzt seiende Wirklichkeit dasteht.“ (Stein 2010, 15)

Einfühlung im Sinne Steins und eine nach diesem Verständnis einzunehmende Haltung „vom alten Menschen aus“, wie dies dem Kind gegenüber in der weiter oben erwähnten reformpädagogischen Bewegung eingefordert wurde, ist eine tragende Säule im Kompetenz-Fundus von Beratern ebenso wie von Pflegepersonen.

Zu dieser Haltung bzw. zu diesem ‚Kompetenzgerüst‘ gehört auch – in beiden hier thematisierten gerontologischen Praxisfeldern – eine gewisse Neugier und ein lebhaftes und waches, gleichwohl die Grenzen der Intimität und die Gebote der Feinfühligkeit respektierendes Interesse an der Biografie und an biografischen Daten des Klienten bzw. der Pflegebedürftigen.

Dieses Interesse bezieht sich gleichermaßen auf Gegenwärtiges, auf das Hier und Jetzt, wie auf Vergangenes, auf das Damals und Dort. Es bedeutet Offenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber Daten und Informationen, Berichten und Geschichten aus dem gelebten Leben und gegenüber dem, was der alte Mensch, der der Hilfe bedarf, ‚durchgemacht‘ hat.

Berichte und Schilderungen aus dem Leben und der Lebensgeschichte sind von besonderem Wert und von großer Bedeutung. Sie bieten die Chance, teilzuhaben an den Erlebnissen und Widerfahrnissen, wie sie sich dem alten Menschen aus der zeitlichen Distanz heraus zeigen, wie sie „kognitiv repräsentiert sind“, um es mit den Worten Thomaes zu formulieren.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Reaktionen und äußerlichen Veränderungen, die sich – teilweise oder vollständig unbemerkt durch die ältere Person selbst, die während der Pflege oder in der Beratung aus ihrer Erinnerung heraus, gewissermaßen in ihren reproduzierenden Akten lebend, erzählt – an deren Leib und/oder Verhalten zeigen: die Weinerlichkeit oder zunehmende Lautstärke in der Stimme, das Stocken oder die Temposteigerung im Redefluss, eine gewisse Versteifung in der Muskulatur oder das leichte Zittern der Lippen oder Extremitäten

Der aufmerksame und durch Routine geschärfte Blick erfasst alles, was der Körper und dessen Akte bzw. Haltung oder der Leib einer Pflegebedürftigen oder eines Ratsuchenden als Ausdrucksfeld und Bedeutungsträger samt den ihm anhaftenden „Signa“ bzw. Anzeichen im Sinne von Wahrnehmungsdata offenbaren und ‚verraten‘. All dies ist der Pflegenden oder dem Beratenden zur Kundnahme und zur Deutung aufgegeben, einschließlich Narben von Operationen, Unfällen oder Stürzen, blaue Stellen, welche die Arbeit unter Tage und der in die Wunde eingetretene Kohlenstaub hinterlassen und verursacht haben, das fehlende Fingerglied einer ehemaligen Bedienerin einer Schneidemaschine in einer Papierfabrik oder das Tattoo am Unterarm des ehemaligen Seemannes der Handelsmarine.

Interesse und Anteilnahme aber auch an Kriegseignissen und durchstandenen Ängsten, am Schicksal des Heimatverlustes ebenso wie an den Erinnerungen, Vorlieben, Idiosynkrasien und verflissenen Liebschaften des alten Menschen, der auch einmal jung war, Interessen und Hobbies pflegte, ehemals noch unerfüllte Hoffnungen hegte und von einer blühenden Zukunft träumte.

Wenn im intersubjektiven Austausch, anlässlich einer Erlebnisschilderung oder eines Erfahrungsberichtes während der Pflege bzw. Beratung die pflegebedürftige oder ratsuchende Person ihren Blick und ihre Gedanken von der Vergangenheit abwendet und – vielleicht nach kurzem Verweilen im Hier und Jetzt, in der Gegenwart – auf das Zukünftige, sei es auf den morgigen Tag oder die kommende Woche richtet, so bietet dieser Wechsel in der Zeitperspektive dem Gegenüber die Möglichkeit, auf die mit diesem ‚temporalen Switch‘ in der Denk- und Vorstellungsperspektive eventuell verbundene Veränderung in der Stimmungs- und Emotionslage einzugehen und sie mit dem alten Menschen gemeinsam ‚auszumalen‘. Doch die damit

sich bietende Chance für die Pflege- oder Beratungsperson, die thematisch und interventionstechnisch eher im sozial- oder gerontopsychologischen Bereich anzusiedeln wären, sollen hier nicht weiter verfolgt werden.

Festgestellt sei lediglich, dass es nur durch Offenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber dem Ratsuchenden oder Pflegebedürftigen, verbunden mit der dazugehörigen Flexibilität und Kreativität, der Beraterin bzw. der Altenpflegerin möglich sein wird, ein Gespür und Feingefühl dafür zu bekommen, welche „Daseinsthemen“ (Thomae) den älteren Menschen bewegen und dafür, zu Resonanzen fähig und für ‚Stimmungsfrequenzen‘ empfänglich zu sein, die von den situativen Gefühlsäußerungen, Körpersignalen und anderen ‚Objektivationen‘ bzw. ‚Ausdrucksbewegungen‘ (Schütz) des Klienten oder der Pflegebedürftigen ausgehen.

Diese spezifische, erlernbare Fähigkeit zur Beobachtung, die ja zugleich als eine Form der „attention à la vie“ begriffen werden kann, ermöglicht auch das Ansprechen und Eingehen auf bestimmte (Daseins-)Themen, auf Erfahrungen und Erlebnisse, wie sie zur Biografie einer Person gehören und sich, wie bereits angedeutet, u. a. in idiosynkratischen Eigenheiten niederschlagen können.

Alles in allem bildet der zuvor näher beschriebene Kompetenzaspekt eine Grundvoraussetzung, um im Rahmen der Sinndeutung und der Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit älterer Menschen in gerontologischen Praxisfeldern überhaupt sowie in der Seniorenberatung und Altenpflege im Besonderen, Ziele erreichen und letztendlich erfolgreich sein zu können.

Die zuvor geschilderten Kompetenzmerkmale ebnen nämlich den Weg und bieten auch den Zugang zu den Relevanzen, in denen das Gegenüber gegenwärtig lebt. Auf die Relevanz-Thematik und deren Stellenwert im Werk von Alfred Schütz wurde in dieser Dissertation bereits ausführlich eingegangen (siehe Kap. VIII.4.2), sodass sich der Verfasser an dieser Stelle auf wenige Gedankengänge zur Bedeutung dieser Basiskategorie für die zwei in diesem Abschnitt betrachteten gerontologischen Praxisfelder der Beratung und der Pflege Älterer sowie für die darin wirkenden Personen beschränken kann.

Zuvor sei noch einmal auf die theoretische Bedeutung dieser speziellen sowie aller anderen Basiskategorien verwiesen: Ihnen kommt, wie bereits erwähnt, die wichtige Funktion als Bindeglieder zu ‚höher gelegenen‘, übergeordneten Ebenen einer Theorie bzw. eines „Theoriekonzeptes“ (Thiersch) zu und somit die von Strukturelementen.

In dieser Funktion erschöpft sich allerdings die Bedeutung von Basiskategorien nicht. Vielmehr sind aus ihnen wichtige Kompetenzaspekte abzuleiten und mit ihnen wertvolle ‚technische Hilfsmittel‘ und unverzichtbares ‚Handwerkszeug‘ für gerontologische Praxisfelder in Zusammenhang zu bringen und zu sehen, wie nachfolgend anhand der Relevanz expliziert werden soll.

Zu diesem Zweck bedarf ein Aspekt und Zusammenhang, der bei den diesbezüglichen Analysen in den Schütz/Luckmann’schen *Strukturen* eingehend untersucht und beschrieben wird, vorab einer gesonderten Erwähnung. Diesen Gesichtspunkt, der aufgrund seiner Wichtigkeit

mit einem umfassenderen Zitat wiedergegeben wird, formulieren die beiden Autoren in ihrem genannten Werk mit den folgenden Worten:

„nämlich daß das Entwerfen eines Plans für ein bestimmtes Ereignis in der Zukunft – das unserem Interesse an diesem Ereignis entspringt – nicht beziehungslos zur Vorstellung anderer Ereignisse in der Zukunft – an denen wir ebenfalls ein stärkeres oder geringeres Interesse haben – vor sich geht. (...) Unsere verschiedenen Interessen stehen vielmehr in vielfältigen Beziehungen zueinander, Beziehungen, die uns mehr oder minder deutlich bewußt sind. Der Grund dafür liegt einfach darin, daß unsere Interessen eine Vorgeschichte haben. In unserem Leben haben bestimmte Interessen das Handeln auf bestimmte – damals natürlich noch zukünftige – Ziele hin motiviert, Ziele, die inzwischen erreicht – oder verfehlt – wurden und jetzt zur Vergangenheit gehören. Wie bestimmte Handlungen bestimmte Interessen befriedigten oder nicht zu befriedigen vermochten, wie sie mit anderen Interessen zusammenstießen und wie der Zusammenstoß schließlich ausging, ist jetzt in unserem Wissensvorrat und in unserem Relevanzsystem abgelagert.“(Schütz; Luckmann 2017, 488)

Der zuvor wiedergegebene Prozess sedimentiert sich bei einzelnen Individuen in Form von ganz bestimmten Einstellungen, durch die in der Folge situativ aufgrund typischer Interessen typische Entwürfe motiviert werden. Mit anderen Worten: die individuellen Interessen bilden im Laufe der (Lebens-)Zeit über gespeicherte Erfahrungen, subjektive Wissens Elemente also, ein Konglomerat an Interessenzusammenhängen, die Schütz; Luckmann als „Planhierarchien“ (Schütz; Luckmann 2017, 489) bezeichnen.

Zu einer Bündelung von Entwürfen kommt es allerdings nur dann, wenn sie untereinander eine Verträglichkeit aufweisen. Im Falle von Interessenkonflikten muss die betreffende Person Kompromisse finden und eine Rangordnung aufstellen. Man kann sich nur schwerlich einen Menschen vorstellen, bei dem alle Interessen reibungslos ineinandergriffen und miteinander verträglich wären, sodass das Gesamt aller Interessen auf Dauer ein klar erkennbares, harmonisches System bildete und als solches hervorträte. Vielmehr kann es immer wieder passieren, dass in der lebensgeschichtlichen Entwicklung von Interessen Veränderungen auftreten, dass sich bei einer Person Relevanzen und Motivlagen verschieben, ursprünglich offene sich in problematische Möglichkeiten verwandeln usw.

Was können die zuvor zitierten und wiedergegebenen Analysen und theoretischen Überlegungen von Schütz und Luckmann für das Handeln und Wirken in Praxisfeldern der Altenhilfe bedeuten, wie können sie für die in ihnen tätigen Personen und im intersubjektiven Geschehen zwischen letzteren und ihrem jeweiligen Gegenüber, dem alten Menschen, Nutzen stiften? Oder noch konkreter gefragt: wie kann auf sie in Sinnsetzungs- und Sinndeutungsprozessen zurückgegriffen werden und ihre Dienlichkeit in Rekonstruktionsprozessen der sozialen Welt älterer Menschen zum Tragen kommen?

An dieser Stelle treten die Kompetenzen, die Fähigkeiten und Fertigkeiten von Beratenden oder Pflegenden in gerontologischen Praxisfeldern als Voraussetzung für ein gelingendes Rekonstruktionsgeschehen im weitesten Sinne zutage. Sie werden offensichtlich in dem Grad und

Ausmaß, in dem die Mitarbeiterinnen imstande sind, Licht in die oben erwähnten „Planhierarchien“ der jeweiligen ratsuchenden oder pflegebedürftigen älteren Person zu bringen.

Was dies im Einzelfall bedeuten kann, soll nun anhand eines konkreten Beispiels näher erläutert und veranschaulicht werden:

Frau K., 90 Jahre alt, lebt in einem Altenpflegeheim im Ruhrgebiet. Sie wurde in Schlesien geboren und verlebte dort einen Teil ihrer Jugend, an den sie gern zurückdenkt und von dem sie oft lebhaft berichtet. Diese positiven Erinnerungen wurden allerdings jäh zunichte gemacht, als sie mit ihrer Großmutter und Mutter aufgrund des Vormarsches „des Russen“, wie sie die „Roten Armee“ zu nennen pflegte, ihre Heimat verlassen und sich – mit dem Notwendigsten an Kleidung, Decken, und anderen Habseligkeiten auf einem kleinen Handkarren, den die drei mit sich führten, wie Hunderte andere Flüchtlinge auch – in Richtung Westen aufbrechen und sich gemeinsam ‚durchschlagen‘ mussten. Als der Treck, wie dieser große Flüchtlingsstrom genannt wurde, eines späten Abends durch feindliche Bomber angegriffen wurde, kam es in der allgemeinen Panik, die unter den Flüchtenden ausbrach, für wenige Tage zu einer Trennung Frau K.s von ihren Angehörigen. Sie wurde von diesen allerdings wiederentdeckt und alles war scheinbar wieder gut. Tatsächlich aber mussten Großmutter und Mutter bald nach der Zusammenführung zur Kenntnis nehmen, dass mit Frau K. ‚irgendetwas nicht stimmte‘: sie wirkte äußerst schreckhaft, verängstigt und in sich gekehrt. Kurze Zeit später berichtete die Jugendliche unter bitteren Tränen, dass sie während der Abwesenheit ihrer Mutter und Großmutter in einer Nacht durch einen jungen Mann brutal vergewaltigt worden war.

So weit das traumatisierende Ereignis, das Frau K. für die Dauer ihres gesamten Lebens verfolgen und tiefe seelische Wunden bei ihr hinterlassen sollte. Es kostete die alte Dame sehr viel Überwindung, sich eines Tages gegenüber einer Altenpflegerin des Wohnbereiches, auf dem sie nunmehr lebte, anzuvertrauen und ihr von dem schrecklichen Vorfall und den tragischen Folgen, die er mit sich gebracht hatte, zu berichten. Zu diesen traumatischen Folgen gehörte auch, dass sich Frau K. nur äußerst ungern von männlichem Personal pflegen lassen wollte. Wenn es denn einmal gar nicht anders einzurichten war, nahm die traumatisierte Seniorin immer wieder eine gewisse Schutzhaltung ein und verweigerte vor allem Tätigkeiten und Handlungen im Intimbereich, die aus pflegerischer Sicht notwendig und durchzuführen waren. Darüber hinaus zeigte die Bewohnerin während der Pflege durch männliches Personal stets eine gewisse Spannung und Verkrampfung nahezu am gesamten Körper, und auch in ihrem Gesicht und in ihrem Blick waren ängstliche Züge und Reaktionen zu erkennen, die Furcht und Beklemmung zum Ausdruck brachten.

Der dokumentierten Biografie der Bewohnerin war zu entnehmen, dass Frau K. nie verheiratet war, bei Gemeinschaftsveranstaltungen stets den Kontakt und die Nähe zu anderen Bewohnerinnen, nie aber zu Bewohnern suchte, dass sie auf jegliche Art von Lautstärke, vor allem auf Lärm, Donner und insbesondere auf tieffliegende Flugzeuge immer noch mit Angst und Panik reagierte, vor allem jedoch dann Abwehr- und Schutzreaktionen zeigte, wenn pflegerische Tätigkeiten durch männliches Personal anstanden.

Eine derartige Furcht und Ängstlichkeit kannte Frau K. aus der Zeit ihrer Kindheit und frühen Jugend nicht. Vielmehr sind diese Lebensphasen eher als unbeschwerte, sorglose und glückliche Tage und Zeiten in ihrer Erinnerung abgespeichert. Weder war das Verhältnis zu Jungen und jungen Männern in ihrer heimatlichen Umgebung vor der Flucht von Furcht und angstbedingter Zurückhaltung geprägt und belastet, noch lösten geräuschbetonte Phänomene wie die geschilderten irgendwelche abnormalen Reaktionen oder gar phobisches, panikartiges Verhalten bzw. neurotische Zwänge bei ihr aus, ständig auf der Hut sein zu müssen und situativ schnell Schutz und Deckung zu suchen. Das hatte sich nach den traumatischen Ereignissen auf dem Treck und insbesondere in jener schicksalsträchtigen Nacht radikal geändert.

Die Furcht und Panik vor einer möglichen Wiederholung der oben erwähnten Widerfahrnisse sind zu ständigen ‚Begleitern‘ geworden, ein „*habituellem Besitz*“ quasi. Sie sind ein

„potenzieller Komplex typischer Erwartungen, die unter typischen Umständen aktualisiert werden und zu typischen Reaktionen führen; oder sie führen (...) dazu, einen ausgezeichneten Entwurf möglichen Handelns aufzustellen, worin die ganze Kette der Umzu-Motive enthalten ist, die sich auf die Ausführung des ausgezeichneten Entwurfs beziehen, wenn, ob und wann immer er benötigt wird. (...) Psychologen und Sozialwissenschaftler würden vielleicht meinen habituellen Besitz von bestimmten Motiven, der im Augenblick latent aber jederzeit aktualisierungsfähig ist, eine ‚Einstellung‘ nennen.“ (Schütz 1982, 88)

Wir könnten dann sagen, dass sich Frau K.s „Einstellung“ gegenüber gewissen Arten von ‚Krach‘ wie Fluglärm sowie Männern gegenüber in ihrer Furcht, Angst, Panik und Abwehrhaltung äußert.

Die Erfahrungen, die zu der bezeichneten „Einstellung“ bei der alten Dame geführt hatten, wurden nie mehr aus ihrem Bewusstseinsfeld entlassen. Sie stehen in Verbindung mit den benannten typischen Emotionen, die sie seit den Erfahrungen während der Flucht ständig begleiten. In den Worten von Alfred Schütz kann dieser Tatbestand folgendermaßen zum Ausdruck gebracht und damit zugleich generalisiert werden: die Motivationsrelevanzen von Frau K. „*sind Sedimentierungen früherer Erfahrungen,*“ die für sie „*thematisch oder auslegungsmäßig relevant waren (...), was zu einem dauernden habituellen Wissensbesitz führte*“ (Schütz 1982, 90).

Mit der biografisch verankerten „Einstellung“ von Frau K. in der Pflege umsichtig und behutsam, feinfühlig und empathisch umzugehen, stellt für das Altenpflegepersonal eine große Herausforderung dar.

Sie verlangt nicht nur die Aneignung einer weiter oben bereits erwähnten, mit den Worten ‚vom alten Menschen aus‘ charakterisierten Haltung, sie macht zudem das Vorhandensein, die Verfügbarkeit und flexible, kreative und situative Anwendung spezifischer ‚Techniken‘, Konzepte, Verfahren, vom Verfasser als ‚Handwerkszeug‘ bezeichnet, erforderlich.

Darüber hinaus bedarf sie einer besonderen, seither noch unerwähnt gebliebenen Kompetenzform: der fachlichen Reflexivität. Diese gehört nicht nur zum professionellen und individu-

ellen Rüstzeug und zu den erforderlichen Fähigkeiten jeder Mitarbeiterin und jedes Mitarbeiters in der Altenpflege bzw. in der Seniorenberatung, sie stellt vielmehr in Form einer dokumentierten und ‚gelebten Reflexionskultur‘ ein wesentliches Element einer zu etablierenden, nachhaltigen Team- und Organisationskultur dar.

Sollte bei den Erwägungen zur Implementierung institutionalisierter Formen einer solchen Kultur wie z. B. durch „Ethische Fallbesprechungen“ (siehe dazu u. a. Riedel; Lehmeier 2016), „Kollegiale Beratung“ (siehe dazu u. a. Fallner; Gräßlin 1990; Spangler 2012; Franz; Kopp 2010; Tietze 2010; Beckmann 2013; Roddewig 2018; Kriesten 2020), Reflexions-Team-Sitzungen bzw. Reflexions-Dialoge argumentativ fehlende personelle, zeitliche und andere Ressourcen ins Spiel gebracht werden, so wäre dem zu entgegnen, dass ein Verzicht auf derartige Maßnahmen oder das Verwehren ihrer Institutionalisierung in der Konsequenz ein Vielfaches an zusätzlichen personellen Einsätzen und Ressourcen bzw. an zeitlichem und finanziellem Aufwand mit sich bringen könnte – ganz abgesehen von den Konsequenzen, die eine derartige Unterlassung bzw. ein solches Versäumnis für die Zielgruppen oder potenziellen Nutznießern wie pflege- oder beratungsbedürftige alte Menschen bedeutete!

In die gleiche Richtungweisend stellt Thiersch fest, dass auch im „Konzept Lebensweltorientierung (...) professionelles Handeln nur als reflexive Soziale Arbeit realisiert werden“ könne. „Solche fachliche Reflexivität ist institutionalisiert in selbst- und fremdreflexiven Evaluationen, Intimberatung, Mediation und Supervision (...)“ (Thiersch 2020, 163)

Die oben hergestellten Verknüpfungen der biografischen Erlebnisse der Bewohnerin mit den theoretischen Ausführungen bei Schütz könnten noch ausgedehnt und erweitert werden, und zwar werkimmanent in Richtung seiner Arbeiten, die ‚benachbarte‘ Themen aufgreifen wie „Fremdheit“ und „Vertrautheit“ (siehe dazu die beiden Abhandlungen *Der Fremde* sowie *Der Heimkehrer*, beide in Schütz 1972, 53–69 bzw. 70–84), aber auch in Richtung des Gesamtwerkes von Pierre Bourdieu, vor allem seines darin entwickelten „Habitus“-Konzepts (siehe dazu vor allem Bourdieu 2018b) oder – nochmals stärker spezifiziert – einer Habitus-Hermeneutik, wie sie von Bremer und Teiwes-Kügler (2013) vorgestellt wird. Die ausführliche Darstellung der Vorteile und Bereicherung für gerontologische Fragestellungen durch eine solche Erweiterung würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Stattdessen will der Verfasser zum Abschluss seiner Ausführungen zum Transfer des Konzept der Lebensweltorientierung als pragmatisches Vorgehen beim Aufbau einer verstehenden Gerontologie noch einmal kurz auf die mögliche Bedeutung der Relevanz-Thematik für die Seniorenberatung eingehen und – dies ausführlicher – auf Anforderungen an die beraterische Kompetenz einschließlich einer angemessenen Methodenwahl und methodischen Vorgehens, welche mit dieser Thematik verbunden sein und sich aus ihr ergeben könnten:

Aus dem eingebrachten Fallbeispiel mit Frau K. als der ‚Hauptakteurin‘ – ein in gewisser Hinsicht zweifelhafter Begriff, wenn es um dyadische, um Wirkensprozesse und intersubjektives Geschehen, um Rekonstruktion *sozialer* Wirklichkeit und Sinnverstehen geht – wird auch eines deutlich: dass nämlich einschneidende Erlebnisse und Widerfahrnisse wie die, welche Frau K.

auf deren Lebensweg zustießen, Lebenspläne verändern, „Planhierarchien“ grundlegend ins Wanken bringen und Emotionen, Haltungen und typische Wesensmerkmale oder Einstellungen eines Individuums nachhaltig beeinträchtigen und prägen können.

Möglicherweise kommt eine Seniorin mit einer ähnlich traumatischen Erfahrung eines Tages in eine Beratungsstelle für ältere Menschen. Vielleicht wird im Verlauf des Beratungsprozesses deutlich, dass die alte Dame in ihrer Kindheit und Jugend ausschweifende (Tag-)Träume hegte, wie sie später, irgendwann einmal, ihrem Traummann begegnen, ihn heiraten, mit ihm glücklich in einem schön gelegenen Landhaus zusammenleben und mehrere hübsche Kinder haben würde.

Wie ein Kartenhaus stürzte jedoch das Traum- und Gedankengebäude, das sie sich über Jahre, Tag für Tag und nächtelang oft bis ins kleinste Detail aufgebaut hatte, jäh in sich zusammen infolge einer einzigen Nacht und der darin durchstandenen Torturen. Ihre Lebenspläne wurden zerstört.

Hier sind ein hohes Maß an Sensibilität, Empathie, Umsicht und Behutsamkeit erforderlich, um der ratsuchenden alten Dame, die auch nach all den Jahren, die seit dem traumatisierenden Erlebnis bis heute, bis zum Aufsuchen der Beratungsstelle verstrichen sind, immer noch unter posttraumatischen Belastungsstörungen, unter Panikattacken, Ängsten, Zwängen und auch unter Wahnvorstellungen leidet, wie dies zuvor mit Bezug auf die problematischen Konsequenzen in Pflegesituationen bereits geschildert wurde.

Es ist neben den geforderten Elementen der persönlichen Kompetenz wie Einfühlungsvermögen, Geduld, Feinfühligkeit und all den anderen bereits erwähnten Aspekten dieser Kategorie ebenso – wie hier nochmals hervorgehoben sei – die Beherrschung von ‚Techniken‘, Ansätzen und Werkzeugen im Bereich der Methodenkompetenz erforderlich.

Gesprächs- bzw. beratungstechnisch sowie ‚methodentechnisch‘ wären hier das sogenannte „aktive Zuhören“, das Paraphrasieren, das Wiedergeben in eigenen Worten und das punktuelle Spiegeln dessen, was man den Mitteilungen und Aussagen der ratsuchenden Person bisher entnehmen konnte und als wesentliche Inhalte herausgehört und wahrgenommen hat.

Hinzu kommt auch das Spiegeln der während und mit den Schilderungen eingenommenen und einhergehenden Körper- und Sitzhaltung des Gegenübers, die ja ebenso wie das gesprochene Wort Objektivationen des Bewusstseins einer oder eines Ratsuchenden sind.

Äußerste Vorsicht und ein hoher Grad an Sensibilität, Geduld und vor allem Erfahrung erforderte hingegen die weiter oben erwähnte Technik des „Verbalisierens Emotionaler Erlebnis-inhalte“, die der beratenden Person große Feinfühligkeit abverlangt, um beim Klienten keine re-traumatisierenden Reaktionen, negativen Gedanken und Gefühle oder gar ein ‚Mauern‘, ‚Eingeln‘, ‚Sich-Abschotten‘ oder Verdrängen hervorzurufen.

Die Anwendung unterschiedlicher Formen der Validation, wie sie durch Naomi Feil (Feil; de Klerk-Rubin; 2017) und Nicole Richard (2016) entwickelt wurden, sind hier ebenso zu erwähnen wie bestimmte Interventionen oder Konzepte aus der Systemischen Therapie, wie sie zum Teil bereits vorgestellt wurden und z. B. durch den Ansatz des „Reframing“, mit dem man versucht, gewisse Tatbestände und ‚Gewissheiten‘, die aus der Sicht bzw. in der Wahrnehmung der Klientin oder des Klienten „unverrückbar“, „unumstößlich“ und von „objektiver Richtigkeit“ sind, gemeinsam schrittweise umzudeuten, in einem anderen Licht zu sehen oder alternative Deutungsmöglichkeiten anzubieten und zuzulassen. Mit der gleichen Zielsetzung könnten auch Techniken aus der „Kognitiven Verhaltenstherapie, KVT“ (siehe dazu u. a. Beck 2013) eingesetzt werden oder *Methoden der Kognitiven Umstrukturierung* (siehe dazu u. a. Wilken 2019) zur Anwendung gelangen.

IX.2.3 Das Konzept der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik

Im Folgenden soll auf das zweite der beiden methodischen Konzepte, die der Verfasser hier in separaten, ihnen eigens gewidmeten Unterkapiteln vorstellt und das bei der Entwicklung und Umsetzung einer verstehenden Gerontologie sinnvoll und nützlich sein kann, näher eingegangen werden: auf die Sozialwissenschaftliche Hermeneutik.

Bei diesem Konzept handelt es sich um eine Methode bzw. um einen Forschungsansatz, den Hans-Georg Soeffner mit seiner Arbeitsgruppe in den 1980er Jahren zur Interpretation textförmiger Daten entwickelt hat und die heute auch häufig als Hermeneutische Wissenssoziologie (Schröer 1997, 109 ff.) bezeichnet wird. Zwischenzeitlich werden die Prinzipien dieses hermeneutischen Ansatzes allerdings auch zur Interpretation von Bild- und Videodateien angewandt:

„Im Verhältnis zum (klassischen) Textwissenschaftler (...) ist der Sozialwissenschaftler eben *kein* Textwissenschaftler, bzw. er ist dies kaum *mehr* als alle Wissenschaftler sozusagen zwangsläufig immer auch Textwissenschaftler sind (...). Das, was dem Sozialwissenschaftler normalerweise begegnet, wenn er seinen Gegenstand aufsucht, ist *nicht* ein Text. Vielmehr stößt er vor allem und zunächst einmal auf soziale *Praktiken* – auch, und zwar in hohem Maße, auf kommunikative Praktiken – und auf *Artefakte* von Praktiken. Diese Artefakte können, müssen aber durchaus nicht, *Texte* (jedweder Art) sein.“ (Hitzler; Honer 1997, 8)

Das Ziel Sozialwissenschaftlicher Hermeneutik ist darin zu sehen, soziale Handlungen, Interaktionen und Interaktionsprodukte (Bsp.: Typenbildungen) in deren gesellschaftlicher Bedeutung rekonstruktiv zu verstehen.

Ein solches rekonstruktives Verstehen ist allerdings nur dann möglich, wenn ein Rückgriff auf die zuvor erwähnten Interaktionsprodukte, auf „Artefakte“, auf „*geronnene*, fixierte, hin- und herwendbare, immer wieder in objektivierter Form vergegenwärtigbare Daten“ (Hitzler; Honer 1997) möglich ist.

Diese Voraussetzung, das Angewiesensein auf fixierte Lebensäußerungen, erkannte bereits Dilthey und sah sie ausschließlich dann gegeben, wenn „ein kontrollierbarer Grad von Objektivität erreicht wird, wenn die Lebensäußerung fixiert ist und wir so immer wieder zu ihr zurückkehren können. Solches kunstmäßige Verstehen von dauernd fixierten Lebensäußerungen nennen wir Auslegung oder Interpretation.“ (Dilthey 1990, 319; vgl. Hitzler; Honer 1997, 8)

Hatte Gadamer in den 1960er Jahren mit seinem Werk *Wahrheit und Methode* die „Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik“ (Gadamer 2010) ausgearbeitet und in dessen Einleitung betont, dass das „Phänomen des Verstehens und der rechten Auslegung des Verstandenen (...) nicht nur ein Spezialproblem der geisteswissenschaftlichen Methodenlehre“ sei (Gadamer 2010, 1), so machte sich Soeffner in den darauffolgenden Dekaden die Erkundung der „Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“ (Soeffner 1982) zur Aufgabe und stellte letztere u. a. in seinem Buch *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* (2015, 66 ff.) vor.

Mit seinen Ausführungen zu diesen Prämissen verfolgte der emeritierte Konstanzer Professor für Soziologie das Ziel, „einige der eigenen implizierten Leitlinien des Interpretierens – das Vorwissen und die Vor-Urteile – zu explizieren und sie in Zusammenhang mit bekannten theoretischen Annahmen oder Ansprüchen sozialwissenschaftlicher Hermeneutik zu diskutieren“ (Soeffner 2015, 66).

Um diese Zielsetzung richtig verstehen zu können, sei an dieser Stelle nochmals auf die Veränderung der Hermeneutik eingegangen, die sie als Lehre vom interpretativen Vorgehen, wie weiter oben bereits kurz angedeutet, insofern erfahren hat, als sie historisch-systematisch und prinzipiell auf Schriftlichkeit, aufgezeichnete Sprache, d. h. auf Texte ausgerichtet war, sich im weiteren Verlauf jedoch von dieser engen Ausrichtung befreite (siehe dazu das ebenfalls oben angeführte Zitat von Hitzler; Honer 1997, 8).

Stattdessen sah sie es im Zuge ihrer Weiterentwicklung ab auf „die Qualität des Aufgezeichnet-Seins von ‚Daten‘ (im weitesten Sinn) überhaupt“, d. h., das Spektrum ihres Interesses richtete sich in wachsendem Maße auf die „Fixiertheit und damit tendenziell unendlich wiederholbare Abrufbarkeit (d. h. Diskursivität) von sowohl sprachlichen als auch nicht-sprachlichen Dokumenten: von menschlichen (Ent-)Äußerungen, Handlungen und Produktionen, von menschlichen Objektivationen jeder Art“ (Soeffner 2019, 164).

Hinzu trat ein zweiter wesentlicher Veränderungsaspekt in der Entwicklung der Hermeneutik. Er betrifft deren generelle Fragestellung, die sich zunehmend vom „Was“ des Verstehens ab- und dem „Wie“ des Verstehens zuwandte. Konkret ging es mehr und mehr „um das Verstehen des Verstehens selbst, um Verfahren, ‚Regeln‘, ‚Muster‘, implizite Prämissen, sozialisatorisch vermittelte Aneignungs-, Unterweisungs- und Überlieferungsweisen des Deutens und Verstehens“ (Soeffner 2019, 165).

Um wieder zu den weiter oben begonnenen Ausführungen und Gedankengänge zurückzukommen, die Soeffner in Zusammenhang mit den Annahmen und Ansprüchen des von ihm entwickelten hermeneutischen Ansatzes anführt, so ist als eine der zentralen Prämissen das Verständnis von Texten „als Protokolle irreversibler Interaktions- und Interpretationssequenzen“ (Soeffner 2015, 68) anzusehen.

Mit anderen Worten: Diese Sequenzen spiegeln einen Handlungskontext wider, in dessen Rahmen einzelne Äußerungen im Grunde jeweils über sich selbst hinaus und stets auf den gesamten Handlungsrahmen mit verweisen. Daraus resultiert für die Interpretation, dass es – in welchem Sinne auch immer – keine Einzeläußerung innerhalb eines Textes geben kann, die für sich selbst stünde und als eine isolierte, kontextunabhängige, interpretierbar sein könnte.

Die zuvor angeführten Feststellungen und Aussagen Soeffners zum Handlungskontext und seinem Verweisungscharakter könnten in Zusammenhang gesehen und gebracht werden mit den Analysen zum äußeren Horizont von Phänomenen bei Husserl, mit denen zur Relevanz- und Motiv-Thematik bei Schütz und Schütz; Luckmann ebenso wie auch mit deren Ansatz zum subjektiven Wissenserwerb, zur Interessenbündelung und zur Entwicklung von Planhierarchien sowie schließlich ebenfalls mit den Ausführungen von Thiersch zum Lebensweltkonzept

Interaktionsprozesse, ob zwischen Ehefrau und Ehemann im ehelichen Alltag, zwischen pflegenden Personen und zu pflegenden in dyadischen Systemen der Altenpflege oder zwischen Beratenden und Ratsuchenden in Institutionen der Seniorenberatung sind stets als Interaktionszusammenhänge anzusehen, innerhalb derer sich jeweils ein werdender Sinn im Prozessablauf, „in der Linie des Geschehens“ (Dilthey 1992, 214) konstituiert und sedimentiert.

Die sozialwissenschaftliche Auslegung – notwendigerweise die exemplarische Arbeit am Fall – vollzieht sich „(1) im Aufsuchen, Erproben und Absichern ihrer Interpretationsregeln und ihrer Verfahren; (2) in der Rekonstruktion einer Fallstruktur, in der sie Bedingungen und Konstitutionsregeln sozialer Erscheinungen und Gebilde in ihrer Konkretion, ihrer konkreten Wirksamkeit und Veränderbarkeit sichtbar macht“. Als Ziel der zuvor beschriebenen Analyseschritte ist die „verdichtende Rekonstruktion eines objektivierten Typus sozialen Handelns aus seinen konkreten, fallspezifischen Ausprägungen heraus“ (Soeffner 2019, 172) anzusehen.

Aber ist dies nicht – so könnte angesichts dieses Vorgehens kritisch hinterfragt werden – genau das Prozedere, welches bereits Schütz den Vorwurf des methodologischen Individualismus einbrachte?

Dem steht, wie Soeffner weiter ausführt, der Anspruch der Interpretation des Falls auf Objektivität gegenüber, und zwar in zwei Richtungen:

„(1) im Hinblick auf die Überprüfbarkeit, d. h. Offenlegung der Auslegungsverfahren und des in sie eingehenden Vorwissens sowie – verbunden damit – auf die Überprüfungspflicht, die der Interpret sich und anderen wissenschaftlichen Interpreten auferlegt; (2) im Hinblick auf Richtung und Ziel des Verfahrens: auf die Analyse des sozial ‚objektiv‘ Wirksamen – auf die gesellschaftlichen Institutionen sowie deren historisch

gültigen Sinn als Handlungsdeterminanten und auf die für den Handelnden möglicherweise verborgene, ‚latente‘ Sinnstruktur des Handelns.“ (Soeffner 2019, 172)

Ein weiteres Argument gegenüber der im vorletzten Absatz angesprochenen kritischen „Verortung“ der Positionen von Soeffner und insbesondere auch von Schütz in die Nähe bzw. in das „Lager des methodologischen Individualismus“ liefert Endreß, der diese Kritik als eine ungerechtfertigte „subjektivistische Lesart“ bzw. als ein „vermeintlich subjektivistisch-intentionalistisch verkürzte(s) Verständnis des Profils verstehender Soziologie bei Schütz“ (Endreß 2018a, 30) durch Habermas und darüber hinaus durch Giddens, Oevermann und auch durch Bohnsack bezeichnet und mit folgenden Worten zurückweist: „Schütz hält sich (...) streng an die von ihm selbst formulierte Aufgabenstellung verstehender Soziologie, wonach diese ‚zunächst und vor allem die Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, welche die in der Sozialwelt Lebenden vollziehen‘, zu untersuchen habe“. (Endreß 2018a, 31)

Grathoff löst den oben angedeuteten Zwiespalt und vermeintlichen Rückfall in einen methodologischen Individualismus durch einen Verweis auf den Schütz’schen *Aufbau*, indem er feststellt:

„Einerseits werden ‚Analysen der Konstitutionsphänomene im inneren Zeitbewusstsein‘ durchgeführt, bleiben also ‚innerhalb der phänomenologischen Reduktion‘; insbesondere der Begriff des ‚Sinnzusammenhanges‘ wird hier entwickelt. Andererseits aber sollen die Analysen von Sinnphänomenen ‚in der mundanen Sozialität‘ des alltäglichen Handlungserlebens durchgeführt werden, d. h. in der ‚natürlichen Einstellung‘. Dabei sollen aber beide als ‚entsprechende Korrelate‘ stets aufeinander bezogen und gültig bleiben.“ (Grathoff 1989, 44)

Ein interessanter Ansatz, der die zuvor angedeuteten, teils kritischen Urteile und Beanstandungen in Sachen der Methodenwahl zu neutralisieren vermag, zumindest aber ihre kritischen Feststellungen im Hinblick auf fehlende oder eingeschränkte Objektivität berücksichtigt und um ‚methodologische Prävention und Risikoeingrenzung‘ bemüht ist, sei zum Abschluss dieses Abschnitts mit der „Habitus-Hermeneutik“ erwähnt und kurz vorgestellt, ohne hier näher auf sie eingehen zu können.

Dieser „auf Bourdieus Konzepte“ zurückführende Ansatz, der davon ausgeht, dass „mit dem ‚Lesen‘ und ‚Verstehen‘ des Habitus eine spezifische Deutungsarbeit verbunden ist“ (Bremer; Teiwes-Kügler 2013b, 200), ermöglicht eine große Spannweite hinsichtlich der Wahl und des Rückgriffs auf Mittel und Wege der empirischen Analyse. Diese „kann – mit je spezifischer Fokussierung – ganz unterschiedlich ansetzen, etwa ethnographisch (...), an visuellen Produkten wie Photographien (...), Comics (...) oder Collagen (...) oder an historischen Quellen (...)“ (Bremer; Teiwes-Kügler 2013b, 203).

Wenn Bourdieu in seinem Werk *Sozialer Sinn* von „unmittelbarem Verstehen“ (Bourdieu 2018a, 50) spricht, so meint er damit eine für die Akteure notwendige Alltagskompetenz, derer sie bedürfen, um die soziale Welt für sich zu deuten und um sich in ihr zu orientieren. Gegenüber dieser alltäglichen Praxis ist sozialwissenschaftliches Verstehen und Deuten nicht überle-

gen sondern unterscheidet sich darin von jenem, „dass es anderen (theoretischen statt praktischen) Erkenntniszielen dient und unter anderen Bedingungen erfolgt“ (Bremer; Teiwes-Kügler 2013b, 204).

In Zusammenhang mit der Frage, welche Rolle der wissenschaftliche Beobachter im Forschungsprozess spiele, hat Bourdieu auf die Notwendigkeit der „Objektivierung der Objektivierung“ (Bourdieu 2013b, 57) hingewiesen, darauf also, die

„sozialen Voraussetzungen von soziologischer Erkenntnis zu reflektieren. (...) Bourdieu (...) spricht von der Notwendigkeit des ‚doppelten Bruchs‘ (...). Der *erste* Bruch muss erfolgen mit den Alltagsbegriffen und den alltäglichen Selbstverständlichkeiten der Akteure. SozialwissenschaftlerInnen müssen Distanz herstellen zur sozialen Welt, der sie selbst angehören und diese als Labor ansehen. Der *zweite* Bruch besteht darin, mit der Illusion zu brechen, dadurch ein objektives Wissen über die soziale Welt erlangen zu können. Es gilt also, die subjektive Perspektive aus Sicht der Akteure zu rekonstruieren, da darin die Konstruktionsprinzipien enthalten sind, mit denen die soziale Welt aufgebaut wird. Erst dieser *zweifache erkenntnistheoretische Bruch* führt zu einem umfassenden Verstehen der sozialen Welt.“ (Bremer; Teiwes-Kügler 2013b, 204)

IX.3 Weiterentwicklung von der verstehenden zu einer phänomenologisch fundierten Gerontologie

Mit Ronald Kurt (2004) seien zu Beginn dieses Abschnitts einige grundsätzliche Aspekte der verstehenden Soziologie wiedergegeben, wie sie Alfred Schütz in seinen Schriften, insbesondere in seinen Analysen zur Theorie und Methodologie des Verstehens erfasst und formuliert hat.

Verstehen thematisierte Schütz unter Berücksichtigung dreier Zugriffsaspekte: „als Alltagsphänomen, als philosophisches Problem und als Methode der Sozialwissenschaften. In diesem Sinne unterscheidet Schütz zwischen: 1. ‚Verstehen als der Erfahrungsweise des Alltagsverständes, 2. Verstehen als einem epistemologischen Problem, und 3. Verstehen als einer den Sozialwissenschaften eigentümlichen Methode (...)“. Kurt fügt hinzu: „Vollständig ist eine verstehende Soziologie nur dann, wenn sie alle drei Dimensionen im Blick hat. Schütz und Weber (und in gewisser Weise auch Simmel) haben den Rahmen abgesteckt, in dem sich die verstehende Soziologie bewegen kann.“ (Kurt 2004, 234)

Der Entwurf einer Verstehenden Soziologie durch Max Weber wurde in Kap. IV, sein darin ausgearbeitete Sinnbegriff in Kap. IV.1 vorgestellt. Auch auf die Kritik an der Weber'schen *Sinnkonzeption* seitens Schütz ging der Verfasser bereits näher ein (siehe Kap. IV.2), um in einem weiteren Schritt dessen Entwurf einer verstehenden Soziologie im Rückgriff vor allem auf philosophische Konzepte Bergsons sowie auf die Phänomenologie Husserls vorzustellen (Kap. V.), nicht ohne auf die durch Schütz vollzogene Abwendung von der transzendentalen Position (Husserl) hin zu einer „Wissenschaft der ‚Phänomene der mundanen Intersubjektivität‘“ (Grat-hoff 1989, 47) hinzuweisen.

Mit dieser Neuorientierung und der damit verbundenen Auffassung sozialen Handelns als „Verkettung der Motivstrukturen“ (Grathoff 1989, 162) hat Schütz seinen Weg gefunden, den er später mit Gedanken und Ansätzen aus der Anthropologie Schelers ebenso anreichern wird wie mit solchen aus der Sozialpsychologie und dem Pragmatismus (George Herbert Mead und William James), um schließlich zu seinem umfassenden lebenswelttheoretischen Ansatz zu gelangen.

Dieser von ihm eingeschlagene Weg und der ihm zugrunde liegende Gedanke der Verschränkung der Motivationsstrukturen führt zu dem Denkansatz, „dass wir unsere Handlungserfahrungen gemeinsam mit unseren Mitmenschen machen“ (Bonß et al. 2020, 178), und zwar vor allem in den an verschiedenen Stellen der vorliegenden Arbeit angesprochenen Wirkensprozessen. Besonders in ihnen, wie anhand der Beispiele aus den Bereichen Altenpflege und Seniorenberatung aufgezeigt werden sollte, aber auch in anderen Wirkensbeziehungen (Bsp.: Teamarbeit in Projekten, wie am Ende von Kap. I aufgezeigt, interdisziplinäre Task-Forces, multiprofessionell besetzte Mitarbeitergruppe in Tageskliniken für ältere Menschen), kurz: In jeglichen Formen sozialen Handelns ist

„ein Mindestmaß an Kongruenz von ‚Weil-Motiven‘ zwischen den Interaktionspartnern vorauszusetzen (...). Schütz geht davon aus, dass die Motivationsstrukturen von gemeinsam handelnden Personen gewisse intersubjektive Gemeinsamkeiten aufweisen müssen, die ein aufeinander abgestimmtes Handeln erst ermöglichen. Damit eine Handlung tatsächlich ausgeführt werden kann, bedarf es neben dem ‚Weil-Motiv‘ auch des wollenden ‚fiat‘ (‚es soll geschehen‘), das durch ‚Um-zu-Motive‘ hervorgerufen wird.“ (Bonß et al. 2020, 178)

Die vorzunehmende Erweiterung des oben genannten verstehenden Ansatzes hin zu einem phänomenologischen besteht bei genauerer Betrachtung im Beschreiben und Analysieren der Planungen und des Handelns von Mitgliedern der Gesellschaft im Alltag, in pragmatischer Absichtsverwirklichung.

Für Sozialwissenschaftler wie Gerontologen handelt es sich bei diesem Vorgehen um „Konstruktionen zweiten Grades“, um „Konstruktionen von Konstruktionen jener handelnden im Sozialfeld, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler beobachten und erklären muß, und zwar in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft“ (Schütz 1971a, 68). Nach Soeffner konstituiert und realisiert sich das hier in Rede stehende sozialwissenschaftliche Verfahren und dessen Komponenten als „kontrollierte, methodisch überprüfte und überprüfbare, verstehende Rekonstruktionen ‚erster Ordnung‘“. Unter letzteren versteht er „die alltäglichen, sozialhistorisch verankerten Typen, Modelle, Routinen, Plausibilitäten, Wissensformen und (oft mit impliziten) Schlussverfahren“ (Soeffner 2019, 167), sämtlich bereits vorinterpretierte Daten (im Gegensatz zu dem Datenmaterial, dessen sich Forscher und Forschung in den Naturwissenschaften bedienen).

In ihrem Sammelband *Sinn und Erfahrung* stellen die Herausgeber gleich zu Beginn fest, dass die „fruchtbare Anwendung phänomenologischer Ansätze in der humanwissenschaftlichen Forschungspraxis (...) kaum je in in angemessener Breite (...) vorgestellt“ wurde, „noch (...) die

Methodologie phänomenologischer Forschung in der wissenschaftstheoretischen Diskussion der Gegenwart genügend differenziert präsent“ wäre (Herzog; Graumann 1991, IX). Letztere kritische Anmerkung trifft, wie der Verfasser mit seinen Recherchen bestätigen konnte (siehe Kap. VIII.3), auf die Altersforschung auch heute noch in vollem Umfang zu.

Diesem bedauernswerten Zustand sollten die mit dieser Dissertation gelieferten Analysen und Gedankengänge gegenüber gestellt werden, mittels derer der Verfasser zugleich den Nachweis erbringen wollte, dass die mit ihnen gelieferten inhaltlichen Impulse und methodologischen Konzepte für die Gerontologie und die zu ihr gehörenden Praxisfelder nützlich und förderlich wären. Die Frage und Einschätzung, ob dieses Ziel erreicht wurde, soll in dem nachfolgenden, abschließenden Kapitel aus der Sicht des Verfassers beantwortet werden und erfolgen.

Die damit versuchte Synopse soll zugleich als ein Ausblick darauf verstanden werden, ob und inwiefern die gewonnenen Erkenntnisse und erarbeiteten Ergebnisse als Prolegomena im Sinne der eingangs dieser Dissertation formulierten Forschungsfrage verwertbar und dienlich sein könnten – als Bausteine für eine zu entwickelnde verstehende, phänomenologisch fundierte Alter(n)sforschung nämlich.

X. Fazit und Ausblick

In diesem abschließenden Kapitel erfolgt – nach einem kurzen Verweis auf den Zusammenhang zwischen der Forschungsabsicht, die der vorliegenden Dissertation zugrunde liegt und den theoretischen Referenzaspekten, auf welche sie dabei mit Kerngedanken aus den Werken vor allem von Schütz, aber u. a. auch von Thomae Bezug nimmt – eine rückblickenden Zusammenschau der bearbeiteten Inhalte sowie ein Resümee der Ergebnisse und Verwertungsperspektiven für und in gerontologische(n) Forschungs- und Praxisfelder(n).

„Der Theorietypus, den Schütz erstmalig in die soziologische Debatte einbringt“, schreibt Endreß zu Beginn des dritten Kapitels mit der Überschrift „Verstehende Wissenschaft der sozialen Wirklichkeit: Konzeptionelle und methodologische Grundlegung“ (Endreß 2006, 47–63) seines Buches (über) *Alfred Schütz*, „lässt sich als rekonstruktive Analyse der pragmatisch bedingten Sinnstrukturen der sozialen Wirklichkeit umschreiben“ (Endreß 2006, 47).

Gehen aus dieser allgemein gehaltenen Skizzierung die programmatischen Absichten und wesentliche Zielsetzung des Schütz'schen Schaffens und Werkes hervor, so werden diese Intentionen und teleologischen Orientierungen im weiteren Verlauf mit folgenden Worten näher präzisiert: „Dieser theoretischen Perspektive geht es im Kern um die Klärung der Frage, wie sich Sinnsetzungsprozesse im Handeln in subjektiver wie intersubjektiver Hinsicht vollziehen (...).“ (Endreß 2006, 47)

Die Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, die seitens der in der Sozialwelt Lebenden vollzogen werden, sei die vorrangige Aufgabe der verstehenden Soziologie.

Diese Aufgabenstellung gilt es in einem verstehenden, phänomenologisch orientierten gerontologischen Ansatz nochmals zu spezifizieren, da es hier um die Beschreibung und Analyse der Sinnhaftigkeit des Handelns und der Handlungen älterer und alter Menschen geht, um eine „differenzierte Analyse der Erlebnissphäre“ Älterer. Dabei handelt es sich um einen Prozess, in den die „vom Bewußtsein vorgenommenen Typisierungen und Konstruktionen“ mit eingehen, da für Schütz „die ‚Innenseite‘ des Menschen, das Bewußtsein mit seinen spezifischen Sinnsetzungs-, Sinndeutungs- und Typisierungsleistungen, das primäre Untersuchungsfeld einer phänomenologischen Soziologie“ (Bonß et al. 2020, 178) bildet.

Die damit skizzierten Forschungsintentionen und -gegenstände weisen gewisse Ähnlichkeiten und Parallelen zu den Intentionen und Orientierungen alter(n)swissenschaftlicher Forschung am gerontologischen Institut der Universität Bonn unter der Leitung von Thomae in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. auf und spiegeln sich nicht zuletzt in den Titeln von Veröffentlichungen aus jener Periode wie *Das Individuum und seine Welt* (Thomae 1968) oder *Formen seelischen Alterns* (Lehr; Thomae 1987) wider.

Hier wie dort besteht ein wesentliches Ansinnen darin, zu erfassen und zu verstehen, wie (ältere) Menschen denken und handeln sowie analytische Mittel und methodologische Wege zu

erkunden, um diese Denk- und Handlungsweisen in ihrer Entstehung, ihrem Ablauf und ihren vielfältigen Zusammenhängen zu ergründen und rekonstruieren zu können.

Im Rahmen dieser Prozess des Ergründens und der Rekonstruktion kann das Verstehen – über seine Funktion als Basiskategorie hinaus, die sie ebenfalls einnehmen kann – als eine methodologisch abgesicherte Vorgehensweise begriffen werden, insbesondere dann, wenn es gezielt Mittel und Werkzeuge nutzt wie die Hermeneutik bzw. sich – in der Absicht methodologischer Verfeinerung und Präzisierung – dann nochmals besonderer hermeneutischer Ansätze und Konzepte wie z. B. der Soeffner'schen sozialwissenschaftlichen, der Gadamer'schen philosophischen oder der Bourdieu'schen Milieuanalyse als „Habitus-Hermeneutik“ (Bremer; Teiwes-Kügler 2013a; 2013b) bedient.

Verstehen kann aber auch, in einem ersten Schritt, mit Dilthey als eine Nachbildung aufgefasst werden, und zwar so, „daß sinnlich gegebene Objekte als ein ‚Äußeres‘ aufgefaßt werden, in dem ein ‚Inneres‘ sich ausdrückt“ (Landgrebe 1928, 245). Das so begriffene Verstehen

„beruht auf einem ‚Lebensverhältnis‘ zwischen mir und den Gegenständen, indem es in die fremden Lebensäußerungen durch eine Transposition (...) eindringt. Diese Transposition ist ein ‚Nachbilden‘ fremder Erlebnisse (...). Die Verbindung der Glieder des Nachbildungsvorganges beruht (...) auf dem Innehaben des gesamten Zusammenhanges des Seelenlebens, der ein Strukturzusammenhang ist, und dem ‚Wiederfinden‘ desselben im fremden Zusammenhang, und ‚die Grenze unseres Verständnisses liegt immer da, wo wir nicht mehr aus dem Zusammenhang heraus nachbilden können‘; und hierin beruhen auch die ‚Mängel‘ im Vorgange des Verstehens, ‚daß wir nur durch Übertragung unseres eigenen Seelenlebens ihn vollziehen‘.“ (Landgrebe 1928, 246; das Binnenzitat „die Grenze (...)“ aus: Dilthey: Beiträge zum Studium der Individualität (1924, 277); das Binnenzitat „daß wir nur (...)“ aus: Dilthey: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1924, 198))

Das Vermögen, die Glieder des Nachbildungsprozess zusammenzufügen, ist nach Diltheys Ansicht nur gegeben aufgrund der Möglichkeit, das Seelenleben in seiner Gesamtheit und als Einheit zu erfassen.

Diese strukturelle Einheit der Erfassung stellt in der Persönlichkeitstheorie Thomaes der „individuelle Bios“ (Thomae 1968, 103) dar, den der Bonner Gerontologe mitsamt den methodischen Prinzipien seiner Analyse (Thomae 1968, 106 ff.) genau beschreibt.

Soweit noch einmal der theoretisch-methodologische Hintergrund, vor dem sich der Transfer und die Umsetzung des in dieser Arbeit anhand von Prolegomena vorgestellten Ansatzes in die bzw. in der Gerontologie vollziehen könnten und der weiter unten anhand einzelner Praxisbeispiele noch differenzierter dargestellt wird.

Bevor der Verfasser jedoch auf konkrete Schritte der Anwendung und des Rückgriffs auf verfügbares ‚Handwerkszeugs‘ aus dem Fundus an methodologischen Verfahren eingeht, auf welchen die phänomenologisch orientierte Alter(n)sforschung zurückgreifen könnte und von dem auch die praktische Altenhilfe profitierte, sei nachfolgend, wie weiter oben angekündigt, in

Ergänzung der angeführten methodologischen Aspekte ein synoptischer Blick auf die inhaltliche Schrittfolge und damit auf den gewählten strukturellen Aufbau bei der Themenbearbeitung geworfen.

Diesbezüglich war es das Bemühen und die Absicht des Verfassers, auf der Basis und vor dem Hintergrund allgemeiner Informationen zu den theoretischen Ansätzen und Konzeptionen der Verstehenden Soziologie Max Webers sowie der phänomenologisch orientierten Soziologie von Alfred Schütz die konstitutive und Einheit stiftende Funktion der Basiskategorie Sinn zu präsentieren. So wurde, nachdem der Sinnbegriff in seiner etymologischen Genese und seinem vielfältigen alltagssprachlichen Gebrauch vorgestellt worden war, untersucht, in welchen Bedeutungsvarianten er in den Terminologien unterschiedlicher Wissensgebiete auftaucht.

In einer separaten Betrachtung wurde der Sinnbegriff mit Hilfe der von Bongaerts bereitgestellten Kriterien und im Rückgriff auf dessen Zuordnung bzw. Zurechnung von Sinn auf unterschiedliche Sinnträger in diversen soziologischen Theorien, in seinem heuristischen Wert für die Soziologie erläutert, um ihn danach mit weiteren, ‚sinnaffinen‘ Termini wie Leben, Sprache, Zeichen und Verstehen sowie mit denen des sozialen Wirkens und Intersubjektivität in Zusammenhang zu bringen. Diese Begriffe könnten gemeinsam, als ein ‚Grundstock an Kategorien‘ quasi und im Verbund mit den Konzepten und Ansätzen der verstehenden sowie der phänomenologisch orientierten Soziologie dazu beitragen, Prolegomena im hier vorgestellten Sinne zu liefern.

Wie dies sowohl in der gerontologischen Theorie als auch in gerontologischen Praxisfeldern geschehen könnte, versuchte der Verfasser – auf die zuvor erläuterten Kategorien und Konzepte zurückgreifend – im Rahmen von Rekonstruktionsprozessen der sozialen Wirklichkeit alter Menschen zu verdeutlichen. Konkretisiert und exemplifiziert wurde der Transfer bzw. die Umsetzung durch Bezugnahme auf die beiden gerontologischen Praxisfelder der Altenpflege und der Seniorenberatung einerseits sowie auf drei Konzepte aus dem phänomenologisch verankerten und orientierten methodologischen Fundus andererseits: a) dem Ansatz des Verstehens, b) dem Ansatz der Lebensweltorientierung und c) dem der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Lediglich die beiden unter b) und c) genannten Konzepte wurden in je eigenen Abschnitten vorgestellt.

Wurde mit den vorangegangenen Ausführungen bereits ein wichtiger Aspekt des zu erwartenden Gewinns und in Aussicht gestellten Nutzens des Transfers eines phänomenologischen Ansatzes in die Alter(n)swissenschaft und des Aufgreifens seiner inhaltlichen und methodologischen Anregungen, Konzepte und Verfahren angedeutet, so soll diese positive Prognose nachfolgend ergänzt und erweitert werden, um damit die eingangs dieser Dissertation formulierte Forschungsfrage und Aufgabestellung ausführlicher zu beantworten und den Bewältigungsgrad beurteilen zu können.

Die Prolegomena, wie die hier vor- und bereitgestellten, der Alter(n)swissenschaft zur Integration in ihre theoretische Forschung und praktischen Handlungsfelder angebotenen phänomenologischen Module durch den Verfasser genannt wurden, sind mehr oder weniger stark

verankert im Denken und Werk von Alfred Schütz und verbunden mit dessen zu Beginn dieses Fazits wiedergegebener und von Endreß als Kernthema bezeichneter, zentralen Forschungsfrage, „wie sich Sinnsetzungsprozesse im Handeln in subjektiver wie intersubjektiver Hinsicht vollziehen“.

Über die Beschäftigung mit dem Sinnbegriff im engeren Sinne griff der Verfasser bei seiner Bearbeitung des Forschungsthemas, wie bereits erwähnt, auf weitere, von ihm als „sinnaffin“ bezeichnete und zur Formulierung und Ausarbeitung der oben genannten Prolegomena wichtige Termini zurück.

All dies diene nicht zuletzt einer ‚Bestandserhebung‘ der gegenwärtig in der Gerontologie vorzufindenden Verankerung und Auseinandersetzung mit der Sinn-Thematik, wie sie auf der durch Bongaerts vorgenommenen, an verschiedenen „Sinsträgern“ orientierten Kategorisierung einerseits basiert sowie auf den phänomenologisch-soziologischen Gedanken und Konzepten Schützens andererseits.

Diese Erhebung führte zu keinem positiven Ergebnis: Seitens des Verfassers durchgeführte Recherchen, ob bzw. in welchem Umfang sich Sinn und sinnaffine Basiskategorien a) im Lehrangebot der gerontologischen Lehrstühle an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland bzw. b) in den Kongress-Programmen und -themen der traditionsreichsten und bekanntesten gerontologischen Fachgesellschaft und schließlich c) in der fachspezifischen gerontologischen Literatur der vergangenen Dekaden wiederfänden, führten zu dem Ergebnis, dass dies auf keinen der Bereiche zutrifft, in denen die Untersuchungen durchgeführt wurden (im Einzelnen siehe dazu die entsprechenden Ausführungen in Kap. VIII).

Aufgrund dieses negativen Ergebnisses der Recherchen muss zunächst festgestellt werden, dass für eine Rezeption des Sinn-Begriffs und der Sinnthematik in der Gerontologie einstweilen noch ebenso wenig die Voraussetzungen gegeben sind wie für eine Rezeption phänomenologischer Konzepte oder methodologischer Ansätze.

Zwar stößt man vereinzelt auf Untersuchungen und Analysen, die sich der vorhandenen phänomenologischen Grundlagenliteratur bedienen, auf Werkzeuge aus deren methodologischem Fundus zurückgreifen oder bereits im Titel eine phänomenologische Orientierung andeuten oder zumindest vermuten lassen – als ein Beispiel für die benannte Art von Untersuchungen sei hier die im Text und Literaturverzeichnis angegebene Veröffentlichung *Sinngebung und Altern* (Nies; Munnichs 1992) angeführt –, von einer Etablierung oder Verbreitung der Phänomenologie in der Alter(n)swissenschaft im weiteren Sinne kann allerdings nicht die Rede sein.

Vor allem deshalb ist es dem Verfasser ein Anliegen, zum Ende dieser Arbeit und im Rückgriff auf die Analysen und Gedankengänge in den vorangegangenen Kapiteln noch einmal in konzentrierter Form die Bedeutung von Sinn und – darüber hinaus und vor allem – den zu erwartenden Nutzen und Gewinn eines phänomenologisch fundierten und orientierten Ansatzes

und einer damit verbundenen Ausrichtung und auch Perspektive für und in der Alter(n)sforschung sowie in gerontologischen Praxisfeldern aufzuzeigen:

Der Ertrag aus diesem Transfer und der Etablierung einer solchen Ansatzes sowie seine Weiterentwicklung und sein Ausbau von einer ‚bloßen‘ sinnbasierten Denkrichtung und Position hin zu einem theoretischen gerontologischen Konzept könnte auf der Grundlage der Prolegomena erfolgen, die mit der vorliegenden Dissertation bereitgestellt werden sollen und welche die benannten Basiskategorien ebenso beinhalten wie die von Schütz erarbeiteten und entwickelten Konzepte, Prinzipien und Elemente seiner „phänomenologisch fundierten Sozialtheorie“ (Endreß 2018b, 146).

Zur Einsicht in die Notwendigkeit dieses Vorhabens gelangte der Verfasser nicht zuletzt aufgrund seines Studiums der Schütz’schen Schriften und den daraus erwachsenen und gewonnenen Anregungen. Diese Einlassung und Beschäftigung führten auch zu einem grundlegenden Konsens mit der von Endreß vertretenen Ansicht, die dieser in die Worte des nachfolgenden, ausführlicher wiedergegebenen Zitates fasst:

„Insofern die phänomenologisch fundierte Sozialtheorie von Schütz mit ihrem Grundkonzept der Lebenswelt gerade die ‚Vielschichtigkeit und die Ambivalenz‘ sozialer Sinnkonstitutionsprozesse ins Zentrum ihrer analytischen Aufmerksamkeit rückt,³⁹ identifiziert er den konstitutiven Mechanismus jeder Form von Sinnpluralisierung. Und wenn Schütz die ‚jeweils als ‚fraglos gegeben‘ hingenommene Sinnstruktur [...] als zentrales Gegenstandsgebiet der Soziologie‘ (Schütz 2004: 91) identifiziert, dann adressiert er hier mit dem Verweis auf die diese Fraglosigkeit erzeugende Form der Typenbildung zugleich die kulturelle Logik sozialer Einschließungs- und Ausschließungsprozesse: (...) Mit diesem Nachweis der strukturellen Ambivalenz jedweder Sinnkonstitutionsprozesse, also ihres potenziell gleichermaßen inkludierenden wie exkludierenden Charakters unterbreitet Schütz nicht nur eine Erklärung für die forcierte Dynamik kultureller Parzellierungsprozesse in fortgeschrittenen heterogenen Gesellschaften, sondern ihm gelingt es damit zugleich die Eigenlogik dieser Prozesse zu identifizieren.“ (Endreß 2018b, 157)

Mit dieser Feststellung benennt der Trierer Soziologe einen wesentlichen Nutzenaspekt, den der weiter oben benannte Transfer von Denk- und Forschungsaspekten aus der Schütz’schen „phänomenologisch fundierten Sozialtheorie“ der Gerontologie sowie ihr zuzuordnenden Praxisfeldern bieten könnte. Auch hier kann eine „Dynamik kultureller Parzellierungsprozesse“ nicht nur in Form einer schwerpunktmäßigen Konzentration von Mitbürgern aus bestimmten Zuzugsregionen und -ländern unter den Bewohnern festgestellt werden (Bsp.: Berlin-Kreuzberg, Duisburg-Marxloh, Ahlen in Westf.), was mit Konsequenzen bezüglich der Anforderungen z. B. an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ambulanter Pflegedienste verbunden ist. Eine wesentliche Herausforderung besteht für letztere darin, sich im Zuge der Lebensweltorientierung mit kulturspezifischen Sinnkonstitutionsprozessen auseinanderzusetzen. Dieser Aufgabe sehen sich allerdings gleichermaßen die älteren Leistungsnehmerinnen und -nehmer mit Mig-

³⁹ Endreß verweist hier auf Srubar 2007, 32.

rationshintergrund gegenüber, ein Problemaspekt, der sich bei unterschiedlicher Religionszugehörigkeit der in die Pflegedyade bzw. in die Wirkensbeziehung Involvierten als besonders virulent erweisen kann.

Der zuvor mehrfach betonte Gewinn und Nutzen bzw. die Dienlichkeit von Ansätzen und Konzepten einer verstehenden, phänomenologisch fundierten Alter(n)sforschung samt ihrer Praxisfelder kann, wie zuvor aufgezeigt, u. a. angesichts von Trends und Tendenzen forcierter „Sinnpluralisierung“ zum Tragen kommen. Die Vorteile können gleichermaßen für Personen spürbar werden, die in der Altenpflege tätig sind wie für diejenigen, die im Rahmen der Seniorenberatung vor der Aufgabe stehen, sich Herausforderungen im alltäglichen praktischen Handeln zu stellen wie in Prozessen der Analyse und Reflexion, die sich auf abgelaufene Handlungen beziehen oder auf Problemstellungen, die sich aus diesen Handlungen ergaben.

Anhand des Beispiels der Dienstleistungserbringung und damit des sozialen Wirkens unter Einbeziehung von älteren Menschen mit Migrationshintergrund kann ein weiterer Nutzenaspekt aufgezeigt werden, der den Blick stärker auf methodologische Zusammenhänge lenkt.

Hier sind es u. a. die Basiskategorien Sinn und Verstehen, die den in Aussicht gestellten Nutzen des Transfers eines phänomenologisch orientierten Ansatzes in die Gerontologie bzw. seiner Anwendung in der Altenhilfepraxis greifbar und glaubhaft machen können.

Insbesondere als Bestandteile und konstitutive Elemente von Konzepten, die sich derartiger Kategorien bedienen wie die näher beschriebene sozialwissenschaftliche Hermeneutik oder der Ansatz der Lebensweltorientierung, können beide: Basiskategorien wie die sie beinhalten- den Konzepte, ihre positive Wirkung und ihren Nutzen unter Beweis stellen.

In der Pflege älterer Migranten könnte, um bei der oben benannten Zielgruppe und dem gewählten Beispiel zu bleiben, der lebensweltorientierte Ansatz einen Zugang zur Lebenswelt pflegebedürftiger Menschen eröffnen und zugleich dabei helfen, Sinnzusammenhänge zu identifizieren und zu verstehen. Selbst angesichts von Sprachbarrieren könnte der erwähnte Zugang gelingen, insofern bei Vorliegen entsprechender Defizite oder dem Auftauchen von Problemen auf andere Möglichkeiten zeichenhafte Appräsentation zurückgegriffen und damit zumindest eine rudimentäre Verständigung ermöglicht werden könnte.

Es gehört zur Fürsorgepflicht und sozialen Verantwortung von Dienstleistungsorganisationen ebenso wie von Forschungsinstitutionen sowohl im Bereich der Altenhilfe als auch in der Gerontologie als Wissenschaft, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit der methodologischen Kompetenz auszustatten, die erforderlich ist, um hier wie dort zufriedenstellende Ergebnisse zu erzielen.

Abgesehen von dieser moralischen und gesellschaftlichen Obliegenheit ist sich der Verfasser dieser Dissertation sicher und beantwortet damit die eingangs seiner Arbeit gestellte Forschungsfrage positiv, dass aus dem Transfer von Sinn als Basiskategorie und – darauf aufbauend – aus dem Transfer und der Rezeption inhaltlicher und methodologischer Impulse, Verfah-

ren und Konzepte der verstehenden, phänomenologisch fundierten und orientierten Soziologie erkenntnistheoretischer und pragmatischer Gewinn und Nutzen sowohl für die alter(n)swissenschaftliche Forschung (hier im Sinne von Prolegomena) als auch für gerontologische Praxisfelder (dort u. a. als Reflexions- und Deutungsgrundlage) zu erwarten wären.

XI. Literatur

- Abels, Heinz (2010): Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. 5. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Algase, Donna; Beck, Cornelia; Kolanowski, Ann; Whall, Ann; Berent, Stanley; Richards, Kathy; Beattie, Elizabeth (1996): Need-driven dementia-compromised behavior: An alternative view of disruptive behavior. In: American Journal of Alzheimer's Disease. Vol. 11 No. 6, S. 10–19.
- Améry, Jean (2020): Über das Altern. Revolte und Resignation. 11. Aufl. Klett-Cotta: Stuttgart (EA Klett: Stuttgart 1968).
- Aner, Kirsten; Köster, Dietmar (2016): Partizipation älterer Menschen – Kritisch gerontologische Anmerkungen. In: Naegele, Gerhard; Olbermann, Elke; Kuhlmann, Andrea (Hrsg.): Teilhabe im Alter gestalten: Aktuelle Themen der Sozialen Gerontologie. Springer: Wiesbaden, S. 465–484.
- Atchley, Robert C. (1989): A Continuity Theory and Normal Aging. In: The Gerontologist. Vol. 29 Iss. 2, S. 183–190.
- Augurzky, Boris (2017): Krankenhausversorgung nach dem KHSG – noch weitere Herausforderungen? In: Klauber, Jürgen; Geraedts, Max; Friedrich, Jörg; Wasem, Jürgen (Hrsg.): Krankenhaus-Report 2017. Schwerpunkt: Zukunft gestalten. Schattauer: Stuttgart, S. 3–12; auch unter: https://www.wido.de/fileadmin/Dateien/Dokumente/Publikationen_Produkte/Buchreihen/Krankenhausreport/2017/Kapitel%20mit%20Deckblatt/wido_khr2017_kap01.pdf [20. 5. 2021].
- Augustinus, Aurelius (1982): Bekenntnisse. Deutscher Taschenbuch Verlag: München (Confessiones, entstanden 397–401).
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (2013): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. 4., überarb. u. erw. Aufl. Juventa: Weinheim; Basel.
- Bäcker, Gerhard; Heinze, Rolf G. (Hrsg.) (2013): Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung. Springer: Wiesbaden.
- Baltes, Paul B.; Baltes, Margret Maria (1992): Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte. In: Baltes, Paul B.; Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. De Gruyter: Berlin; New York, S. 1–34.
- Beauvoir, Simone de (1970): La Vieillesse. Essai. Gallimard: Paris.
- Beck, Ulrich (2001): Das Zeitalter des „eigenen Lebens“. Individualisierung als „paradoxe Sozialstruktur“ und andere offene Fragen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte B29/2001 (Wertewandel); <https://www.bpb.de/system/files/pdf/SQWOXB.pdf> [20. 5. 2021].
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Becker, Stefanie; Kaspar, Roman; Kruse, Andreas (2011): H.I.L.DE. Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen (H.I.L.DE.). Huber; Hogrefe: Bern.
- Beckmann, Ursula (2013): Kollegiale Beratung für Pflegeberufe. 10 Phasen zur Selbsthilfe. Vincentz Network: Hannover.

- Benzenhöfer, Udo (1993): *Psychiatrie und Anthropologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Pressler: Hürtgenwald.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (2013): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 25. Aufl. Fischer: Frankfurt a. M.
- Bergson, Henri (1908): *Materie und Gedächtnis. Essays zur Beziehung zwischen Körper und Geist*. Diederichs: Jena (EA *Matière et Mémoire*. Félix Alcan: Paris 1896).
- Bergson, Henri (1911): *Zeit und Freiheit. Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewusstseinstatsachen*. Diederichs: Jena (EA *Essai sur les données immédiates de la conscience*. Félix Alcan: Paris 1889).
- Bergson, Henri (1912): *Schöpferische Entwicklung*. Diederichs: Jena (EA *L'Évolution créatrice*. Félix Alcan: Paris 1907).
- Bergson, Henri (1989): *Zeit und Freiheit*. Athenäum: Frankfurt a. M. (Nachdruck der 2. Aufl. Diederichs: Jena 1920).
- Bergson, Henri (1991): *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Meiner: Hamburg.
- Bergson, Henri (2013): *Philosophie der Dauer*. Textauswahl von Gilles Deleuze. Meiner: Hamburg.
- Bernet, Rudolf (2013): *Einleitung*. In: Husserl, Edmund: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. Mit den Texten aus der Erstausgabe und dem Nachlaß. Hrsg. von Rudolf Bernet. Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek Bd. 649), S. XV–LXXIV.
- betanet.de (2019): *Gerontopsychiatrische Einrichtungen*; <https://www.betanet.de/gerontopsychiatrische-einrichtungen.html> [20. 5. 2021; letzte Bearbeitung 15. 8. 2019].
- Blonski, Harald (Hrsg.) (1996): *Wahn und wahnhaftige Störungen im Alter. Ursachen, Behandlung, praktische Hilfen*. Ernst Reinhardt: München; Basel.
- Blonski, Harald (Hrsg.) (1997): *Wohnformen im Alter. Ein Praxisberater für die Altenhilfe*. Beltz: Weinheim; Basel.
- Blonski, Harald (Hrsg.) (2011): *Die Vielfalt des Wohnens im Alter. Modelle, Erfahrungen, Entscheidungshilfen*. 2. Aufl. Mabuse: Frankfurt a. M.
- Blonski, Harald (Hrsg.) (2013): *Beratung älterer Menschen. Methoden – Konzepte – Erfahrungen*. Mabuse: Frankfurt a. M.
- Blonski, Harald (2020): *Bindung und Demenz – Grundlagen, Relevanzaspekte und Transferperspektiven*. In: Ders. (Hrsg.): *Bindung und Demenz. Die besten Konzepte zur Beziehungsgestaltung*. Schlütersche: Hannover, S. 14–53.
- Blonski, Harald (2022): *Kleine Lebenswelt Bett. Ein phänomenologischer Beitrag zur Mikrosoziologie (in Vorbereitung)*.
- Blumenberg, Hans (2010): *Theorie der Lebenswelt*. Suhrkamp: Berlin.
- BMFSFJ (2010): *Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft. Bericht der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Berlin;

<https://www.bmfsfj.de/resource/blob/101922/b6e54a742b2e84808af68b8947d10ad4/sechster-altenbericht-data.pdf> [20. 5. 2021].

- Bock, Irmgard (1984): Pädagogische Anthropologie der Lebensalter. Eine Einführung. Ehrenwirth: München.
- Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.) (2014): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. 6. Aufl. Psychiatrie-Verlag: Bonn.
- Bollnow, Otto Friedrich (1974): Die philosophische Anthropologie und ihre methodischen Prinzipien. In: Roček, Roman; Schatz, Oskar: Philosophische Anthropologie heute. 2. Aufl. Beck: München, S. 19–36.
- Bollnow, Otto Friedrich (1975): Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik. 3. Aufl. Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft: Essen (Pädagogische Bemühungen Bd. 23).
- Bongaerts, Gregor (2008): Verhalten, Handeln, Handlung und soziale Praxis. In: Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela; Stegmaier, Peter; Dreher, Jochen; Schnettler, Bernt (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 223–232.
- Bongaerts, Gregor (2012): Sinn. transcript: Bielefeld.
- Bonß, Wolfgang; Dimbath, Oliver; Maurer, Andrea; Nieder, Ludwig; Pelizäus-Hoffmeister, Helga; Schmid, Michael (2020): Handlungstheorie. Eine Einführung. 2. Aufl. transcript: Bielefeld.
- Borscheid, Peter (1989): Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert. Deutscher Taschenbuch Verlag: München.
- Bourdieu, Pierre (1988): Homo Academicus. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Les Éditions de Minuit: Paris 1984).
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen. H. 1, S. 75–81 (EA L'illusion biographique. In: Actes de la Recherche en Sciences Sociales. Vol. 62–63 (1986), S. 69–72).
- Bourdieu, Pierre (2018a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 10. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Le sens pratique. Les Éditions de Minuit: Paris 1980).
- Bourdieu, Pierre (2018b): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 26. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA La distinction. Critique sociale du jugement. Les Éditions de Minuit: Paris 1979).
- Bourdieu, Pierre et al. (2017): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Halem: Köln (EA La misère du monde. Editions du Seuil: Paris 1993).
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J. D. (2017): Reflexive Anthropologie. 4. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Réponses pour une anthropologie réflexive. Editions du Seuil: Paris 1992).
- Brand, Gerd (1971): Die Lebenswelt: Eine Philosophie des konkreten Apriori. De Gruyter: Berlin.
- Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel (2013a): Zur Theorie und Praxis der „Habitus-Hermeneutik“. In: Brake, Anna; Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Beltz Juventa: Weinheim; Basel, S. 93–129.

- Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel (2013b): Habitusanalyse als Habitus-Hermeneutik. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung. Jg. 14 Nr. 2, S. 199–219.
- Brückner, Burkhard; Al Akel, Susan; Klein, Ulrich (Hrsg.) (2006): Verstehende Beratung alter Menschen. Orientierungshilfen für den Umgang mit Lebenskonflikten, Krisen und Notfällen. Roderer: Regensburg.
- Buber, Martin (2007): Das Problem des Menschen. 7. Aufl. Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh (EA Schneider: Heidelberg 1948).
- Bubolz-Lutz, Elisabeth (2013): Theorie und Praxis der Geragogik. Zum aktuellen Stand der Entwicklungen. Frankfurt a. M.; https://www.uni-frankfurt.de/47277828/Folien_Geragogik-Bubolz_Lutz.pdf [20. 5. 2021].
- Bubolz-Lutz, Elisabeth; Gösken, Eva; Kricheldorf, Cornelia; Schramek, Renate (2010): Geragogik. Bildung und Lernen im Prozess des Alterns. Das Lehrbuch. Kohlhammer: Stuttgart.
- Bühl, Walter Ludwig (2002): Phänomenologische Soziologie. Ein kritischer Überblick. UVK: Konstanz.
- Bundesministerium für Gesundheit (Hrsg.) (2006): Rahmenempfehlungen zum Umgang mit herausforderndem Verhalten bei Menschen mit Demenz in der stationären Altenhilfe. Witten.
- Carls, Christian (1996): Das „neue Altersbild“. Interpretationen zur Inszenierung: ‚Wissenschaftliche Aufgeklärtheit in vorurteilsurnachteter Gesellschaft‘. LIT Verlag: Münster.
- Carnap, Rudolf (1928): Der logische Aufbau der Welt. Weltkreis-Verlag: Berlin-Schlachtensee.
- Casiello, Francisco (2020): Dilthey. Verstehen als Methode und Ziel der Sozialwissenschaft. Scientia Scripts: Mauritius.
- Claßen, Katrin; Oswald, Frank; Doh, Michael; Kleinemas, Uwe; Wahl, Hans-Werner (2014): Umwelten des Alterns. Wohnen, Mobilität, Technik und Medien. Kohlhammer: Stuttgart.
- Coreth, Emerich (1973): Was ist der Mensch? Grundzüge einer philosophischen Anthropologie. Tyrolia-Verlag, Innsbruck u. a.
- Cormann, Walther (2014): Die 5 Wirkfaktoren der systemisch-integrativen Therapie und Beratung. Klett-Cotta: Stuttgart.
- Cowgill, Donald Olen; Holmes, Lowell D. (Hrsg.) (1972): Aging and modernization. Appleton-Century-Crofts: New York.
- Cumming, Elaine; Henry, William E. (1961): Growing old – the Process of Disengagement. Basic Books: New York.
- Darwin, Charles (1872): The Expression of the Emotions in Man and Animals. John Murray: London (dt. Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Schweizerbart’sche Verlagshandlung: Stuttgart 1872).
- Deleuze, Gilles (1989): Bergson zur Einführung. Edition SOAK im Junius Verlag: Hamburg.
- Deutsche Gesellschaft für Geriatrie e. V. (DGG) (2021): Aktuelle Meldungen. Was ist Geriatrie?; <https://www.dggeriatrie.de/nachwuchs/91-was-ist-geriatrie.html> [20. 5. 2021].
- Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie e. V. (DGGG) (2020): Geschichte; <https://www.dggg-online.de/ueber-uns/geschichte.html> [20. 5. 2021].

- Deutsche Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychotherapie e. V. (DGGPP) (2020): XIX. Kongress der DGGPP 15. März bis 17. Mai 2019 in Essen; <https://dggpp-kongress.de/dggpp2019/index.htm> [20. 5. 2021].
- Deutscher Bundestag (1975): Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland (= Drucksache Nr. 7/4200). Bonn; https://dggppn.de/_Resources/Persistent/80a99fbacaed5e58ef5c0733bdf8af78f8017e3c/Psychiatrie_Enquete_WEB.pdf [20. 5. 2021].
- Deutsches Zentrum für Altersfragen; Arbeitsgruppe Interpretative Altersforschung (1987): Alltag in der Seniorenfreizeitstätte. Soziologische Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen. 2. unveränd. Aufl. DZA: Berlin (Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit Bd. 49).
- Diemer, Alwin (1977): Elementarkurs Philosophie: Hermeneutik. Econ: Düsseldorf; Wien.
- Dilling, Horst; Mombour, Werner; Schmidt, Martin H. (2015): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) Klinisch-diagnostische Leitlinien. 10., überarb. Aufl. Hogrefe: Bern.
- Dilthey, Wilhelm (1924): Gesammelte Schriften Bd. V: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Hälfte 1. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Teubner: Leipzig; Berlin (darin: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie; Beiträge zum Studium der Individualität; Die Entstehung der Hermeneutik (1900). Zusätze aus den Handschriften).
- Dilthey, Wilhelm (1990): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Ders.: Gesammelte Schriften Bd. V: Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte. Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. 8. Aufl. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen, S. 317-338 (EA in Philosophische Abhandlungen. Christoph Sigwart zu seinem siebzigsten Geburtstag. Mohr: Tübingen u. a. 1900, S. 185–202).
- Dilthey, Wilhelm (1992): Gesammelte Schriften Bd. VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 8. Aufl. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen (EA Preußische Akademie der Wissenschaften: Berlin 1910; 1. Auflage Gesammelte Schriften. Teubner: Leipzig; Berlin 1927).
- Duden. Das Herkunftswörterbuch [2006]. 4., neu bearb. Aufl. Dudenverlag: Mannheim u. a.
- Dyk, Silke van (2020): Soziologie des Alters. 2., aktual. u. erg. Aufl. transcript: Bielefeld.
- Eberle, Thomas (1984): Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften. Paul Haupt: Bern.
- Elzer, Hans-Michael (1966): Betrachtungen über die anthropologische Seite der Didaktik. In: Elzer, Hans-Michael; Scheuerl, Hans (Hrsg.): Pädagogische und didaktische Reflexionen. Festschrift für Martin Range. Diesterweg: Frankfurt a. M. u. a., S. 32–46.
- Endreß, Martin (2004): Phänomenologisch angeleitete Vermittlung von „verstehender Soziologie“ und „begreifender“ Ökonomik: Alfred Schütz' handlungsanalytische Perspektive. In: Gabriel, Manfred (Hrsg.): Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 223–260.
- Endreß, Martin (2006): Alfred Schütz. UVK: Konstanz.
- Endreß, Martin (2008): Verstehen und Erklären bei Alfred Schütz. In: Greshoff, Rainer; Kneer, Georg; Schneider, Wolfgang Ludwig (Hrsg.): Verstehen und Erklären. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Fink: Paderborn; München, S. 95–116.

- Endreß, Martin (2012): Alfred Schütz (1899–1959). In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie*. Bd. 1: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. 6., überarb. u. aktual. Aufl. Beck: München, S. 354–373.
- Endreß, Martin (2018a): Verstehende Soziologie(n) und hermeneutische Traditionen(en). In: Staudigl, Michael (Hrsg.): *Alfred Schütz und die Hermeneutik*. Halem: Köln, S. 13–45.
- Endreß, Martin (2018b): *Soziologische Theorien Kompakt*. 3. Aufl. de Gruyter: Berlin; Boston.
- Endreß, Martin; Renn, Joachim (2004): Einleitung. In: Schütz, Alfred: *Werkausgabe Bd. II: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Hrsg. von Martin Endreß; Joachim Renn. UVK: Konstanz, S. 7–66.
- Enste, Dominik; Ewers, Mara (2014): Lebenszufriedenheit in Deutschland: Entwicklung und Einflussfaktoren. In: *IW-Trends – Vierteljahresschrift zur empirischen Wirtschaftsforschung*. 41. Jg. H. 2; Onlineversion: <https://www.iwkoeln.de/fileadmin/publikationen/2014/171266/TR-2-2014-Enste-Ewers.pdf> [20. 5. 2021].
- Falkai, Peter; Wittchen, Hans-Ulrich (2018): *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen. DSM-5®*. 2., korrig. Aufl. Hogrefe: Göttingen u. a.
- Fallner, Heinrich; Gräßlin, Hans-Martin (1990): *Kollegiale Beratung. Ein System zur Reflexion des beruflichen Alltags*. Hrsg. vom Verband für Kommunikationsberatung und Supervision e. V. Busch Fachverlag: Hille.
- Feil, Naomi; de Klerk-Rubin, Vicki (2017): *Validation: Ein Weg zum Verständnis verwirrter alter Menschen*. 11., durchges. Aufl. Ernst Reinhardt: München (EA Feil, Naomi: *Validation. The Feil Method. How to Help Disorientated Old-Old*. Edward Feil Productions: Cleveland, OH 1982).
- Fischer, Peter (2012): *Phänomenologische Soziologie*. transcript: Bielefeld.
- Frankl, Viktor E. (2021): *Das Leiden am sinnlosen Leben. Psychotherapie für heute*. Herder: Freiburg i. B. u. a. (Vortrag 1975).
- Franz, Hans-Werner; Kopp, Ralf (Hrsg.) (2010): *Kollegiale Fallberatung. State of the Art und organisationale Praxis*. 2. Aufl. EHP Andreas Kohlhaage: Bergisch Gladbach.
- Freud, Anna (2012): *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. 22. Aufl. Fischer: Frankfurt a. M. (EA Internationaler Psychoanalytischer Verlag: Wien 1936).
- Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hrsg.) (2014): *Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Metzler: Stuttgart; Weimar.
- Fromm, Erich (1994): *Schriften aus dem Nachlass. Bd. 5: Von der Kunst des Zuhörens. Therapeutische Aspekte der Psychoanalyse*. Übersetzt aus den amerikanischen Transkripten von Rainer Funk. Beltz: Weinheim; Basel.
- Fuchs, Thomas (2016): *Anthropologische und phänomenologische Aspekte psychischer Erkrankungen*; https://www.researchgate.net/publication/309385684_Anthropologische_und_phanomenologische_Aspekte_psychischer_Erkrankungen [20. 5. 2021].
- Fuchs, Thomas (2017): *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*. 5., aktual. u. erw. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart.
- Fuchs, Thomas (2018): *Leib · Raum · Person*. 2. Aufl. Klett-Cotta: Stuttgart.

- Gadamer, Hans-Georg (1974): [Artikel] Hermeneutik. In: Ritter, Joachim (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 3: G–H. Schwabe: Basel; Stuttgart, S. 1061–1073.
- Gadamer, Hans-Georg (2010): Gesammelte Werke Bd. 1: Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 7., durchges. Aufl. Mohr Siebeck: Tübingen (EA Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Mohr: Tübingen 1960).
- Gehlen, Arnold (1963): Studien zur Anthropologie und Soziologie. Luchterhand: Neuwied; Berlin.
- Girtler, Roland (1998a): Rotwelsch: Die alte Sprache der Diebe, Dirnen und Gauner. Böhlau: Wien.
- Girtler, Roland (1998b): Wilderer. Rebellen in den Bergen. 2., erg. u. überarb. Aufl. Böhlau: Wien.
- Girtler, Roland (2012): Aschenlauge. Die alte Kultur der Bauern. Böhlau: Wien (EA Bergbauernleben im Wandel. Landesverlag: Linz 1987).
- Girtler, Roland (2013): Der Strich. Soziologie eines Milieus. 6. Aufl. LIT Verlag: Wien u. a.
- Göckenjan, Gerd; Kondratowitz, Hans-Joachim von (Hrsg.) (1988): Alter und Alltag. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Goffman, Erving (2020): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. 22. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and other Inmates. Doubleday: Garden City, NY 1961; dt. EA Suhrkamp: Frankfurt a. M. 1972).
- Gogol, Manfred (2015): Von der differentiellen Gerontologie zur Inter- und Transdisziplinarität. Hans Thomae zum 100. Geburtstag;
<https://www.zak.uni-bonn.de/dr.-manfred-gogol-von-der-differentiellen-gerontologie-zur-inter-und-transdisziplinaritaet.pdf> [20. 5. 2021].
- Grathoff, Richard (1978a): Alfred Schütz. In: Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker des soziologischen Denkens. Bd. 2: Von Weber bis Mannheim. Beck: München, S. 388–416.
- Grathoff, Richard (1978b): Alltag und Lebenswelt als Gegenstand der phänomenologischen Sozialtheorie. In: Hammerich, Kurt; Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 20. Westdeutscher Verlag: Opladen, S. 67–85.
- Grathoff, Richard (1989): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Groffmann, Karl Josef (1971): Die Entwicklung der Intelligenzmessung. In: Gottschaldt, Kurt (Hrsg.): Handbuch der Psychologie in 12 Bänden. Bd. 6: Psychologische Diagnostik. Hrsg. von Robert Heiß. 3. Aufl. Hogrefe: Göttingen, S. 143–199.
- Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans (Hrsg.) (2016): Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 3., vollst. überarb. Aufl. Beltz Juventa: Weinheim; Basel.
- Gurwitsch, Aron (1975): Das Bewußtseinsfeld. De Gruyter: Berlin; New York (EA Théorie du Champ de la Conscience. Desclée de Brouwer: Bruges; Paris 1957).
- Gutmann, David H. (1975): Parenthood: A Key to the Comparative Study of the Life Cycle. In: Danan, Nancy; Ginsberg, Leon H. (Hrsg.): Life-Span Developmental Psychology: Normative Life Crises. Academic Press: New York, S. 167–184.

- Habermas, Jürgen (1988): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Habermas, Jürgen (2009): Vorlesungen zu einer sprachtheoretischen Grundlegung der Soziologie. In: Studienausgabe in fünf Bänden. Bd. 1. Philosophische Texte: Sprachtheoretische Grundlagen der Soziologie. Suhrkamp: Frankfurt a. M., S. 29–156.
- Hartung, Heike (Hrsg.) (2015): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. transkript: Bielefeld.
- Havighurst, Robert J. (1963): Successful Aging. In: Williams, Richard H.; Tibbitts, Clark; Donahue, Wilma (Hrsg.): Process of Aging. Social and Psychological Perspectives. Vol 1. Atherton Press, S. 299–311 (EA in: The Gerontologist. Vol. 1 Iss. 1 (1961), S. 8–13).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): System der Wissenschaft. Erster Theil: Die Phänomenologie des Geistes. Goebhardt: Bamberg; Würzburg.
- Heidegger, Martin (1986): Sein und Zeit. 16. Aufl. Niemeyer: Tübingen (EA in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 7. Niemeyer: Halle a. d. S. 1927, S. 1–438).
- Heidegger, Martin (2005): Die Grundprobleme der Phänomenologie. Hrsg. von Friedrich-Wilhelm v. Herrmann. Klostermann: Frankfurt a. M. [Vorlesungen 1927].
- Heine, Heinrich (1836): Florentinische Nächte. Erste Nacht. In: Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 83 (6. April) bis Nr. 92 (16. April).
- Held, Klaus (1966): Lebendige Gegenwart. Die Frage nach der Seinsweise des Transzendentalen Ich bei Edmund Husserl, entwickelt am Leitfaden der Zeitproblematik. Springer: Dordrecht.
- Henry, William E. (1964): The Theory of Intrinsic Disengagement. In: Hansen, Per From (Hrsg.): Age with a Future. Proceedings of the Sixth International Congress of Gerontology. Copenhagen 1963. Munksgaard: Copenhagen, S. 419–424.
- Herzog, Max; Graumann, Carl Friedrich (Hrsg.) (1991): Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften. Asanger: Heidelberg.
- Hesse, Hermann (1990): Mit der Reife wird man immer jünger. Betrachtungen und Gedichte über Alter. Hrsg. von Volker Michels. Insel: Berlin.
- Hirsch, Rolf D.; Gutzmann, Hans; Schwandt, Sebastian (2020): Übersicht über die Gerontopsychiatrischen Zentren und Tageskliniken in Deutschland. In: Psychiatrische Praxis. Nr. 47 H. 7, S. 399–405; auch unter: <https://www.thieme-connect.de/products/ejournals/pdf/10.1055/a-1258-6678.pdf> [20. 5. 2021].
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Suhrkamp: Frankfurt a. M., S. 307–315.
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Springer: Wiesbaden.
- Höltershinken, Dieter (Hrsg.) (1976): Das Problem der pädagogischen Anthropologie im deutschsprachigen Raum. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt.

- Hösle, Vittorio (2018): Kritik der verstehenden Vernunft. Eine Grundlegung der Geisteswissenschaften. Beck: München.
- Hohmeier, Jürgen; Pohl, Hans-Joachim (Hrsg.) (1978): Alter als Stigma oder Wie man alt gemacht wird. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Homans, George Caspar (1972): Elementarformen sozialen Verhaltens. 2. Aufl. Westdeutscher Verlag: Köln; Opladen.
- Honer, Anne (1993): Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung: Bemerkungen zur lebensweltlichen Ethnographie. In: Jung, Thomas; Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Suhrkamp: Frankfurt a. M., S. 241–257.
- Honer, Anne (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. VS Verlag: Wiesbaden.
- Honer, Anne (2019): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 13. Aufl. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg,
- Horn, John L.; Cattell, Raymond B. (1966): Age Differences in Primary Mental Ability Factors. In: Journal of Gerontology. Vol. 21 Iss. 2, S. 210–220.
- Hufnagel, Erwin (1976): Einführung in die Hermeneutik. Kohlhammer: Stuttgart u. a.
- Husserl, Edmund (1986): Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II. Reclam: Stuttgart.
- Husserl, Edmund (1992a): Gesammelte Schriften Bd. 5: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Nachwort (1930). Text nach Husserliana III/1 und V. Hrsg. von Elisabeth Ströker. Meiner: Hamburg (EA unter dem Titel Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 1. Niemeyer: Halle a. d. S. 1913, S. 1–323).
- Husserl, Edmund (1992b): Gesammelte Schriften Bd. 7: Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft. Text nach Husserliana XVII. Hrsg. von Elisabeth Ströker. Meiner: Hamburg (EA unter dem Titel Formale und transzendente Logik in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 10. Niemeyer: Halle a. d. S. 1929, S. 1–298).
- Husserl, Edmund (1992c): Gesammelte Schriften. Bd. 8: Cartesianische Meditationen. Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Text nach Husserliana VI. Hrsg. von Elisabeth Ströker. Meiner: Hamburg.
- Husserl, Edmund (1999): Erfahrung und Urteil. 7. Aufl. Meiner: Hamburg (EA Academia: Prag 1939).
- Husserl, Edmund (2012): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Hrsg. von Elisabeth Ströker. Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek Bd. 641) (EA in: Philosophia. Bd. 1. Belgrad 1936, S. 77–176).
- Husserl, Edmund (2013a): Logische Untersuchungen. Mit einer Einführung und einem Sach- und Namensregister von Elisabeth Ströker. Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek Bd. 601) (EA Logische Untersuchungen Theil 1: Prolegomena zur reinen Logik. Niemeyer: Halle a. d. S. 1900; Theil 2: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis. Niemeyer: Halle a. d. S. 1901; 2., umgearb. Aufl. Niemeyer: Halle a. d. S. 1913).

- Husserl, Edmund (2013b): Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. Mit den Texten aus der Erstausgabe und dem Nachlaß. Hrsg. von Rudolf Bernet. Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek Bd. 649) (EA unter dem Titel Edmund Husserls Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. Hrsg. von Martin Heidegger in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 9. Niemeyer: Halle a. d. S. 1928, S. 368–490).
- Huxhold, Oliver; Tesch-Römer, Clemens (2021): Einsamkeit steigt in der Corona-Pandemie bei Menschen im mittleren und hohen Erwachsenenalter gleichermaßen deutlich. dza aktuell: Deutscher Alterssurvey. H. 4; <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoa-71693-0> [20. 5. 2021].
- James, William (1890): The Principles of Psychology. In two Volumes. Henry Holt and Company: New York.
- Jung, C. G. (1983): Gesammelte Werke Bd. 11: Zur Psychologie westlicher und östlicher Religion. Hrsg. von Marianne Niehus-Jung. 4. Aufl. Patmos-Walter: Düsseldorf (EA Die Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge. Rascher: Zürich u. a. 1932).
- Käsler, Dirk (Hrsg.) (1978): Klassiker des soziologischen Denkens. Bd. 2: Von Weber bis Mannheim. Beck: München.
- Kaiser, Heinz Jürgen (1989): Handlungs- und Lebensorientierungen alter Menschen. Entwurf einer interpretativen Gerontopsychologie. Huber: Bern u. a.
- Karl, Fred; Aner, Kirsten (Hrsg.) (2002): Die „neuen Alten“ – revisited. Kaffeefahrten – Freiwilliges Engagement – neue Alterskultur – Intergenerative Projekte. Kassel university press: Kassel (Kasseler Gerontologische Schriften Bd. 28).
- Karl, Ute (2016): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit älteren Menschen. In: Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans (Hrsg.): Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 3., vollst. überarb. Aufl. Beltz Juventa: Weinheim; Basel, S. 189–199.
- Kaufmann, Felix (1999): Methodenlehre der Sozialwissenschaften. Springer: Wien; New York (EA Springer: Wien 1936).
- Kauppert, Michael (2008): Wie erschließt sich der Erfahrungsraum? Zur Transformation des Lebenswelttheorems. In: Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela; Stegmaier, Peter; Dreher, Jochen; Schnettler, Bernt (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 243–252.
- Kemptner, Daniel; Marcus, Jan (2020): Alleinlebenden älteren Menschen droht in Corona-Zeiten Vereinsamung. In: DIW aktuell. Nr. 45, S. 1–7; https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.791858.de/diw_aktuell_45.pdf [20. 5. 2021].
- Keuchel, Irene (1983): Theorien zum Alternsprozeß. In: Oswald, Wolf Dietrich; Fleischmann, Ulrich M.: Gerontopsychologie. Psychologie des alten Menschen. Kohlhammer: Stuttgart, S. 23–48.
- Kierkegaard, Sören (2002): Der Begriff Angst. 3. Aufl. Europäische Verlagsanstalt: Frankfurt a. M. (EA Begrebet Angest: en simpel psychologisk-paapegende overveielse i retning af det dogmatiske problem om arvesynden. Reitzel: Kjøbenhavn 1844).
- King, Vera (2004): Das Denkbare und das Ausgeschlossene. Potenziale und Grenzen von Bourdieus Konzeptionen der ‚Reflexivität‘ und des ‚Verstehens‘ aus der Perspektive hermeneutischer Sozialforschung. In: sozialersinn 5. Jg. H. 1, S. 49–69.

- Kipp, Johannes; Jüngling, Gerd (2007): Einführung in die praktische Gerontopsychiatrie. Zum verstehenden Umgang mit alten Menschen. 4., aktual. Aufl. Ernst Reinhardt: München; Basel.
- Kitwood, Tom (2019): Demenz. Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. 8., erg. Aufl. Hogrefe: Bern (EA Dementia Reconsidered. The Person Comes First. Open University Press: Buckingham 1997).
- Kluge, Friedrich (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchges. u. erw. Aufl. de Gruyter: Berlin; Boston.
- Koch-Straube, Ursula (1997): Fremde Welt Pflegeheim. Eine ethnologische Studie. Huber: Bern u. a.
- Kolanowski, Ann M. (1999): An Overview of the Need-Driven Dementia-Compromised Behavior Model. In: Journal of Gerontological Nursing. Vol. 25 No. 9, S. 7–9.
- Kotsch, Lakshmi; Hitzler, Ronald (2013): Selbstbestimmung trotz Demenz? Ein Gebot und seine praktische Relevanz im Pflegealltag. Beltz Juventa: Weinheim; Basel.
- Kreuzer, Sybille; Veltin, Alexander (1991): Sozialpsychiatrischer Dienst für alte Menschen Nürtingen. Erfahrungsbericht über einen ambulanten gerontopsychiatrischen Dienst als Teil der psychiatrischen Versorgung eines Landkreises. Nomos: Baden-Baden (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit 1: Modellverbund „Ambulante psychiatrische und psychotherapeutisch-psychosomatische Versorgung“).
- Kriesten, Ursula (2020): Kollegiale Fallberatung – Professionelle Pflegekompetenz optimieren. Ein Lehr- und Praxishandbuch. Schlütersche: Hannover.
- Kruse, Andreas (1986): Strukturen des Erlebens und Verhaltens bei chronischer Krankheit im Alter. Eine empirische Analyse von Schlaganfallpatienten und ihren Angehörigen. Bonn Phil. Diss. Univ.
- Kruse, Andreas (1988): Gerontologische Aspekte und theologische Fragestellungen. In: Kruse, Andreas; Lehr, Ursula; Oswald, Frank; Rott, Christoph (Hrsg.): Gerontologie – Wissenschaftliche Erkenntnisse und Folgerungen für die Praxis. Beiträge zur II. Gerontologischen Woche Heidelberg, 18. 6.–23. 6. 1987. Bayerischer Monatsspiegel Verlagsges.: München, S. 466–500.
- Kruse, Andreas (1990): Psychologisch-anthropologische Beiträge zum Verständnis des Alternsprozesses. In: Schmitz-Scherzer, Reinhard; Kruse, Andreas; Olbrich, Erhard (Hrsg.): Altern – Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion. Festschrift zum 60. Geburtstag von Frau Professor Ursula Maria Lehr. Steinkopff: Darmstadt, S. 29–42.
- Kruse, Andreas (1991): Zum Verständnis des Alternsprozesses aus psychologisch-anthropologischer Sicht. In: Oswald, Wolf Dietrich; Lehr, Ursula (Hrsg.): Altern. Veränderung und Bewältigung. Huber: Bern u. a., S. 149–170.
- Kruse, Andreas (1992): Sterbende begleiten. Anthropologische Überlegungen, psychologische Beiträge und Erarbeitung von psychologischen Grundlagen einer Sterbebegleitung. In: Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hrsg.): Altern und Sterben. Huber: Bern u. a., S. 63–103.
- Kruse, Volker; Barrelmeyer, Uwe (2012): Max Weber. Eine Einführung. UVK: Konstanz; München.
- Kuckartz, Wilfried (1990): Zur Anthropologie der Bildung. In: Baumgartner, Elisabeth; Sauter, Friedrich Christian; Trollidenien, Hans Peter (Hrsg.): Ich und die Gruppe. Beiträge zur Ichpsychologie, Sozialpsychologie, Pädagogischen Psychologie und Philosophischen Anthropologie. Verlag für Psychologie: Göttingen u. a., S. 233–268.

- Kühnert, Sabine; Ignatzi, Helene (2019): Soziale Gerontologie. Grundlagen und Anwendungsfelder. Kohlhammer: Stuttgart.
- Kühnert, Sabine; Niederfranke, Annette (1993): Sind gerontologische Theorien nützlich zur Erklärung sozialstruktureller Altersveränderungen? In: Naegele, Gerhard; Tews, Hans Peter (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Kurt, Ronald (2004): Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. UVK: Konstanz.
- Laing, Ronald D. (1983): Das geteilte Selbst. Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn. Kiepenheuer & Witsch: Köln (EA The Devided Self. A Study of Sanity and Madness. Tavistock: London 1960; dt. EA Kiepenheuer & Witsch: Köln 1972).
- Laing, Ronald D.; Philipson, Herbert; Lee, A. Russell (1978): Interpersonelle Wahrnehmung. 4. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Interpersonal Perception. A Theory and a Method of Research. Tavistock Springer: London; New York 1966; dt. EA Suhrkamp: Frankfurt a. M. 1971).
- Landgrebe, Ludwig (1928): Wilhelm Diltheys Theorie der Geisteswissenschaften (Analyse ihrer Grundbegriffe). In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 9. Niemeyer: Halle a. d. S., S. 237–366.
- Landgrebe, Ludwig (1985): Einleitung zu Schütz, Alfred; Gurwitsch, Aron: Briefwechsel 1939–1959. Hrsg. von Richard Grathoff. Fink: München, S. XIII–XXXVIII.
- Landmann, Michael (1962): De Homine. Der Mensch im Spiegel seines Gedankens. Alber: Freiburg i. Br.; München.
- Landsberg, Paul Ludwig (1960): Einführung in die philosophische Anthropologie. 2. Aufl. Klostermann: Frankfurt a. M.
- Langehennig, Manfred (1987): An die Perspektive Alter Menschen anknüpfen - Teilnehmende Beobachtung in einer Seniorenfreizeitstätte. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen; Arbeitsgruppe Interpretative Alternsforschung: Alltag in der Seniorenfreizeitstätte. Soziologische Untersuchungen zur Lebenswelt älterer Menschen. 2. unveränd. Aufl. DZA: Berlin (Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit Bd. 49), S. 45–77.
- Lawton, M. Powell (1970): Ecology and Aging. In: Pastalan, Leon A.; Carson, Daniel H. (Hrsg.): Spatial Behavior of Older People. University of Michigan: Ann Arbor, MI, S. 40–83.
- Lawton, M. Powell (1982): Competence, Environmental Press, and the Adaptation of Older People. In: Lawton, M. Powell; Windley, Paul G.; Byerts, Thomas O. (Hrsg.): Aging and the Environment. Theoretical Approaches. Springer: New York, S. 33–59.
- Lehr, Ursula (Hrsg.) (1979): Interventionsgerontologie. Steinkopff: Darmstadt.
- Lehr, Ursula (2007): Psychologie des Alterns. 11., korrig. Aufl. Quelle & Meyer: Wiebelsheim.
- Lehr, Ursula (2008): Die Potenziale des Alters nutzen. Herausforderungen einer alternden Gesellschaft – Politische Partizipation (Rede); www.kas.de/upload/dokumente/2008/06/080624_Lehr.pdf [20. 5. 2021].
- Lehr, Ursula; Thomae, Hans (Hrsg.) (1987): Formen seelischen Alterns – Ergebnisse der Bonner gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA). Enke: Stuttgart.

- Loch, Werner (1963): Die anthropologische Dimension der Pädagogik. Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft: Essen (Neue pädagogische Bemühungen Bd. 1/2).
- Loch, Werner (1980): Der Mensch im Modus des Könnens. Anthropologische Fragen pädagogischen Denkens. In: König, Eckard; Ramsenthaler, Horst (Hrsg.): Diskussion pädagogische Anthropologie. Fink: München, S. 191–225.
- Loch, Werner (1983): Phänomenologische Pädagogik. In: Lenzen, Dieter; Mollenhauer, Klaus (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Bd. 1: Theorien und Grundbegriffe der Erziehung und Bildung. Klett-Cotta; Stuttgart, S. 155–173.
- Luckmann, Benita (1970): The Small Life-Worlds of Modern Man. In: Social Research. Vol. 37 Iss. 4, S. 580–596.
- Lüthi, Peter (2012): Altwerden – jedes Mal neu. In: TA Zeitschrift für Transaktionsanalyse. 29. Jg. H. 1, S. 5–18.
- Luhmann, Niklas (2012): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 15. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Lurija, Alexandr R. (1986): Die historische Bedingtheit individueller Erkenntnisprozesse. VCH: Weinheim; New York (EA Ob istoričeskom razvitii poznavatel'nych processov. Nauka: Moskva 1973).
- Lurija, Alexander R. (1993): Romantische Wissenschaft. Forschungen im Grenzbezirk von Seele und Gehirn. Mit einem Essay von Oliver Sacks. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg (EA Etapy proždennogo puti: Nautschnaja awtobiografija. Isdatelstwo Moskowskogo Uniwersiteta: Moskva 1982).
- Mace, Nancy L.; Rabins, Peter V. (2012): Der 36-Stunden-Tag. Die Pflege des verwirrten älteren Menschen mit Demenz. 6., vollst. überarb., erw. u. aktual. Aufl. Huber: Hogrefe; Bern.
- Martin, J. David (1971): Power, Dependence, and the Complaints of the Elderly: A Social Exchange Perspective. In: The International Journal of Aging and Human Development. Vol. 2 Iss. 2, S. 108–112.
- Martin, Mike; Kliegel, Matthias (2014): Psychologische Grundlagen der Gerontologie. 4., durchges. u. aktual. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart.
- Martinez, Matias; Scheffel, Michael (2019): Einführung in die Erzähltheorie. 11., erw. u. aktual. Aufl. Beck: München.
- Mauss, Marcel (1950): Sociologie et Anthropologie. Presses Univ. de France: Paris.
- Mead, George Herbert (1934): Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist. University Press: Chicago (dt. Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 19. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. 2020).
- Medvedev, Zhores A. (1964): The Nucleic Acids in Development and Aging. In: Strehler, Bernhard L. (Hrsg.): Advances in Gerontological Research. Vol. 1. Academic Press: New York, S. 181–206.
- Merleau-Ponty, Maurice (1974): Phänomenologie der Wahrnehmung. Photomechan. Nachdruck [der Ausgabe 1966]. De Gruyter: Berlin (EA Phénoménologie de la perception. Gallimard: Paris 1945).
- Merleau-Ponty, Maurice (2007): Zeichen. Meiner: Hamburg (EA Signes. Gallimard: Paris 1960).
- Michailow, Matthias; Sebald, Gerd; Srubar, Ilja (2006): Einleitung. In: Schütz, Alfred: Werkausgabe Bd. I: Sinn und Zeit. Frühe Wiener Arbeiten und Entwürfe. Hrsg. von Matthias Michailow. UVK: Konstanz, S. 7–42.

- Minkowski, Eugène (1933): *Le Temps vécu. Études phénoménologiques et psychopathologiques*. D'Artrey: Paris (dt. *Die gelebte Zeit*. 2 Bände. Otto Müller: Salzburg 1971f.).
- Moldzio, Andrea (2014): *Philosophie der Psychosen – vom Symptom zum Phänomen*. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.): *Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie*. 6. Aufl. Psychiatrie-Verlag: Bonn, S. 72–83.
- Morel, Julius; Bauer, Eva; Meleghy, Tamás; Niedenzu, Heinz-Jürgen; Preglau, Max; Staubmann, Helmut (2015): *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*. 9., aktual. u. erw. Aufl. de Gruyter: Berlin; Boston.
- Müller-Hergl, Christian (2004): *Wohlbefinden und Methode: Dementia Care Mapping. Zur Analytik zentraler Begriffe*. In: Bartholomeyczik, Sabine; Halek, Margareta (Hrsg.): *Assessmentinstrumente in der Pflege. Möglichkeiten und Grenzen*. Schlütersche: Hannover.
- Naegele, Gerhard; Olbermann, Elke; Kuhlmann, Andrea (Hrsg.) (2016): *Teilhabe im Alter gestalten: Aktuelle Themen der Sozialen Gerontologie*. Springer: Wiesbaden.
- Nestmann, Frank; Engel, Frank; Sickendieck, Ursel (Hrsg.) (2007a): *Das Handbuch der Beratung Bd. 1: Disziplinen und Zugänge*. 2. Aufl. dgvt: Tübingen.
- Nestmann, Frank; Engel, Frank; Sickendieck, Ursel (Hrsg.) (2007b): *Das Handbuch der Beratung Bd. 2: Ansätze, Methoden und Felder*. 2. Aufl. dgvt: Tübingen.
- Neumann, Eva-Maria; Zank, Susanne; Tzschätzsch, Karin; Baltes, Margret M. (1993): *Selbständigkeit im Alter*. Huber: Bern u. a.
- Nies, Henk; Munnichs, Joep (1992): *Sinngebung und Altern*. 3. Aufl. Deutsches Zentrum für Altersfragen: Berlin.
- Niethammer, Lutz (1990): *Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion*. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufanalysen. H. 1, S. 91–93.
- Nühlen-Graab, Maria (1990): *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. Quelle & Meyer: Heidelberg; Wiesbaden.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): *Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Metzler: Stuttgart, S. 352–434.
- Oger, Erik (1991): *Einleitung*. In: Bergson, Henri: *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Meiner: Hamburg, S. IX–LVII.
- Olbrich, Erhard (1990): *Zur Förderung der Kompetenz im höheren Lebensalter*. In: Schmitz-Scherzer, Reinhard; Kruse, Andreas; Olbrich, Erhard (Hrsg.): *Altern – Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Frau Professor Ursula Maria Lehr. Steinkopff: Darmstadt, S. 7–27.
- Olbrich, Erhard (1995): *Möglichkeiten und Grenzen der selbständigen Lebensführung im Alter – Einführung und Überblick*. In: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*. 8. Jg., S. 183–198.
- Oswald, Frank; Hieber, Annette; Wahl, Hans-Werner; Mollenkopf, Heidrun (2005): *Ageing and person-environment fit in different urban neighbourhoods*. In: *European Journal of Ageing*. Vol. 2 Iss. 2, S. 88–97.

- Oswald, Frank; Wahl, Hans-Werner (2016): Alte und neue Umwelten des Alterns – Zur Bedeutung von Wohnen und Technologie für Teilhabe in der späten Lebensphase. In: Naegele, Gerhard; Olbermann, Elke; Kuhlmann, Andrea (Hrsg.): Teilhabe im Alter gestalten: Aktuelle Themen der Sozialen Gerontologie. Springer: Wiesbaden, S. 113–142.
- Oswald, Wolf Dietrich; Fleischmann, Ulrich M. (1983): Gerontopsychologie. Psychologie des alten Menschen. Kohlhammer: Stuttgart.
- Oswald, Wolf Dietrich; Gatterer, Gerald; Fleischmann, Ulrich M. (2008): Gerontopsychologie. Grundlagen und klinische Aspekte zur Psychologie des Alterns. 2., aktual. u. erw. Aufl. Springer: Wien; New York.
- Otto, Ulrich; Bauer, Petra (2004): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit älteren Menschen. In: Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Juventa: Weinheim; München. S. 195–212. Ebenfalls (UB Tübingen 2006): <https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/handle/10900/47477/> [20. 5. 2021].
- Pelizäus-Hoffmeister, Helga (Hrsg.) (2014): Der ungewisse Lebensabend? Alter(n) und Altersbilder aus der Perspektive von (Un-)Sicherheit im historischen und kulturellen Vergleich. Springer: Wiesbaden.
- Pelizäus-Hoffmeister, Helga (2015): Altersbilder als gesellschaftliche Konstruktion im Kontext von (Un-)Sicherheit. In: Journal für Psychologie. Bd. 23 Nr. 1: Strasser, Irene; Ogris, Susanne (Hrsg.): Beiträge zu Theorie und Praxis einer kritischen Gerontologie. Psychosozial-Verlag: Gießen, S. 7–29.
- Peters, Meinolf (2017): Die gewonnenen Jahre. Von der Aneignung des Alters. Psychosozial-Verlag: Gießen.
- Peters, Meinolf; Koch-Straube, Ursula (Hrsg.) (2009): Psychotherapie im Alter. 6. Jg. Nr. 1. Psychosozial-Verlag: Gießen.
- Petzold, Hilarion G.; Orth, Ilse (Hrsg.) (2005): Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie. 2 Bde. Aisthesis: Bielefeld; Locarno.
- Plessner, Helmuth (1974): Homo absconditus. In: Roček, Roman; Schatz, Oskar: Philosophische Anthropologie heute. 2. Aufl. Beck: München, S. 37–50.
- Pöggeler, Otto (Hrsg.). (1972). Hermeneutische Philosophie. Nymphenburger Verlagshandlung: München.
- Prahl, Hans-Werner; Schroeter, Klaus R. (1996): Soziologie des Alterns. Eine Einführung. Schöningh: Paderborn u. a.
- Preglau, Max (2015): Phänomenologische Soziologie: Alfred Schütz. In: Morel, Julius; Bauer, Eva; Meleghy, Tamás; Niedenzu, Heinz-Jürgen; Preglau, Max; Staubmann, Helmut: Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter. 9., aktual. u. erw. Aufl. de Gruyter: Berlin; Boston, S. 73–98.
- Reckwitz, Andreas (2020): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. 3. Aufl. Suhrkamp: Berlin.
- Reichert, Monika; Maly-Lukas, Nicole; Schönknecht, Christiane (2003): Älter werdende und ältere Frauen heute. Zur Vielfalt ihrer Lebenssituationen. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden.

- Richard, Nicole; Richard, Monika unter Mitwirkung von Gunzelmann, Thomas (2016): Integrative Validation nach Richard®. Menschen mit Demenz wertschätzend begegnen. 2. Aufl. Eigenverlag Institut für Integrative Validation: Bollendorf.
- Riedel, Annette; Lehmeier, Sonja (Hrsg.) (2016): Einführung von ethischen Fallbesprechungen: Ein Konzept für die Pflegepraxis. Ethisch begründetes Handeln praktizieren, stärken und absichern. 4., aktual. u. erg. Aufl. Jacobs Verlag: Lage.
- Roddewig, Marion (2018): Kollegiale Beratung für Gesundheitsberufe. Ein Anleitungsprogramm. Mabuse: Frankfurt a. M.
- Rogers, Carl R. (1985): Die nicht-direktive Beratung. Counseling and Psychotherapie. 6. Aufl. Fischer: Frankfurt a. M. (EA Counseling and Psychotherapy. Newer Concepts in Practice. Mifflin: Boston; New York 1942).
- Rogers, Carl R. (2019): Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. 24. Aufl. Fischer: Frankfurt a. M.
- Rosenmayr, Leopold (1983): Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußt gelebten Lebens. Severin und Siedler: Berlin.
- Rosenmayr, Leopold (1990): Die Kräfte des Alters. Wiener Journal Zeitschriftenverlag: o. O. [Wien].
- Rothermund, Klaus; Brandstädter, Jochen (2003): Age stereotypes and self-views in later life. Evaluating rival assumptions. In: International Journal of Behavioral Development. Vol. 27 Iss. 6, S. 549–554.
- Rüsen, Jörg (1997): Kapiteleinführung [in Geschichte als Wissenschaft]. In: Bergmann, Klaus; Fröhlich, Klaus; Kuhn, Annette; Rüsen, Jörg; Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. 5., überarb. Aufl. Kallmeyer'sche Verlagsbuchhandlung: Seelze-Velber, S. 99–110.
- Rupprecht, Roland (2008): Psychologische Theorien zum Alternsprozess. In: Oswald, Wolf Dieter; Gatterer, Gerald; Fleischmann, Ulrich M.: Gerontopsychologie. Grundlagen und klinische Aspekte zur Psychologie des Alterns. 2., aktual. u. erw. Aufl. Springer: Wien; New York, S. 13–25.
- Sackmann, Reinhold (2013): Lebenslaufanalyse und Biografieforchung. Eine Einführung. 2. Aufl. Springer: Wiesbaden.
- Saup, Winfried (1993): Alter und Umwelt. Eine Einführung in die Ökologische Gerontologie. Kohlhammer: Stuttgart.
- Scheler, Max (1988): Die Stellung des Menschen im Kosmos. 11. Aufl. Bouvier: Bonn (EA Reichl: Darmstadt 1928).
- Scheler, Max (2014): Der Formalismus in der Ethik und die Materiale Wertethik. Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus. Hrsg. von Christian Bermes unter Mitarbeit von Annika Hand. Meiner: Hamburg (Philosophische Bibliothek Bd. 657) (EA: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik (mit besonderer Berücksichtigung der Ethik Immanuel Kants). In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. 1 und Bd. 2. Niemeyer: Halle a. d. S. 1913, S. 405–565, und 1916, S. 21–478).
- Schneider, Hans-Dieter (1974): Aspekte des Alterns. Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung. Athenäum-Fischer: Frankfurt a. M.
- Schröer, Norbert (1997): Wissenssoziologische Hermeneutik. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Springer: Wiesbaden, S. 109–129.

- Schroeter, Klaus R.; Vogel, Claudia; Künemund, Harald (vorauss. 2021): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Springer VS: Wiesbaden [noch nicht erschienen].
- Schütz, Alfred (1942): Scheler's Theory of Intersubjectivity and the General Thesis of the Alter Ego. In: *Philosophy and Phenomenological Research*. Vol. 2 No. 3, S. 323–347.
- Schütz, Alfred (1944): The Stranger: An Essay in Social Psychology. In: *The American Journal of Psychology*. Vol. 49 No. 6, S. 499–507.
- Schütz, Alfred (1945): The Homecomer. In: *The American Journal of Psychology*. Vol. 50 No. 5, S. 369–376.
- Schütz, Alfred (1971a): *Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Martinus Nijhoff: Den Haag.
- Schütz, Alfred (1971b): *Gesammelte Aufsätze III: Studien zur phänomenologischen Philosophie*. Martinus Nijhoff: Den Haag.
- Schütz, Alfred (1972): *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie*. Martinus Nijhoff: Den Haag.
- Schütz, Alfred (1981): *Theorie der Lebensformen (Frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)*. Hrsg. u. eingeleitet von Ilja Srubar. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Schütz, Alfred (1982): *Das Problem der Relevanz*. Hrsg. u. erläutert von Richard M. Zaner. Mit einer Einleitung von Thomas Luckmann (1971). Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA *Reflections on the Problem of Relevance*. Yale University Press: New Haven, CT 1970).
- Schütz, Alfred (1993): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. 6. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M. (EA Springer: Wien 1932).
- Schütz, Alfred (2003): *Werkausgabe Bd. V.2: Theorie der Lebenswelt. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*. Hrsg. von Hubert Knoblauch; Roland Kurt; Hans-Georg Soeffner. UVK: Konstanz.
- Schütz, Alfred (2006): *Werkausgabe Bd. I: Sinn und Zeit. Frühe Wiener Arbeiten und Entwürfe*. Hrsg. von Matthias Michailow. UVK: Konstanz.
- Schütz, Alfred; Gurwitsch, Aron (1985): *Briefwechsel 1939–1959*. Hrsg. von Richard Grathoff. Fink: München.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2017): *Strukturen der Lebenswelt*. 2., überarb. Aufl. UVK: Konstanz.
- Schütz, Alfred; Parsons, Talcott (1977): *Zur Theorie des sozialen Handelns. Ein Briefwechsel*. Hrsg. und eingeleitet von Walter M. Sprondel. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Schützeichel, Rainer (2003): *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*. Campus Verlag: Frankfurt a. M.
- Schützeichel, Rainer (2015): [Artikel] *Sinn*. In: Farzin, Sina; Jordan, Stefan (Hrsg.): *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie*. Reclam: Stuttgart, S. 250–252.
- Schulmann, Katharine; Reichert, Monika; Leichsenring, Kai (2019): *Social Support and Long-term Care for Older People: The Potential for Social Innovation and Active Ageing*. In: Walker, Alan (Hrsg.): *The Future of Ageing in Europe – Making an asset of Longevity*. Palgrave Macmillan: Singapore, S. 255–286.
- Schulz, Walter (2001): *Philosophie in der veränderten Welt*. 7. Aufl. Klett-Cotta: Stuttgart.

- Sebald, Gerd (2009): Edmund Husserl und Alfred Schütz – Auseinandersetzungen und aktuelle Anschlussmöglichkeiten. In: *Topos*. Bd. 22 H. 2, S. 131–149.
- Seidler, Eduard (Hrsg.) (1984): *Medizinische Anthropologie. Beiträge für eine Theoretische Pathologie*. Springer: Berlin u. a.
- Seyfarth, Constans (1979): Alltag und Charisma bei Max Weber. Eine Studie zur Grundlegung der „Verstehenden Soziologie“. In: Sprondel, Walter M.; Grathoff, Richard (Hrsg.): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Enke: Stuttgart, S. 155–177.
- Simmel, Georg (1912): *Die Religion*. 2., veränd. u. verm. Aufl. Rütten & Loening: Frankfurt a. M. (EA ebd. 1906).
- Snell, Bruno (1961): *Der Aufbau der Sprache*. 2., durchges. u. erw. Aufl. Claassen: Hamburg (EA ebd. 1951).
- Soeffner, Hans-Georg (1982): Statt einer Einleitung: Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In: Ders. (Hrsg.): *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie*. Narr: Tübingen, S. 9–48.
- Soeffner, Hans-Georg (2015): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. 2. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Soeffner, Hans-Georg (2019): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. In: Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 13. Aufl. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg, S. 164–175.
- Spangler, Gerhard (2012): *Kollegiale Beratung. Heilsbronner Modell zur kollegialen Beratung*. 2., erw. Aufl. Mabase: Nürnberg.
- Sprondel, Walter M.; Grathoff, Richard (Hrsg.) (1979): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Enke: Stuttgart.
- Srubar, Ilja (1979): Die Theorie der Typenbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und ihre Grenzen. In: Sprondel, Walter M.; Grathoff, Richard (Hrsg.): *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Enke: Stuttgart, S. 43–64.
- Srubar, Ilja (1981): Einleitung. Schütz' Bergson-Rezeption. In: Schütz, Alfred: *Theorie der Lebensformen (Frühe Manuskripte aus der Bergson-Periode)*. Hrsg. u. eingeleitet von Ilja Srubar. Suhrkamp: Frankfurt a. M., S. 9–76.
- Srubar, Ilja (1983): Abkehr von der transzendentalen Phänomenologie. Zur philosophischen Position des späten Schütz. In: Grathoff, Richard; Waldenfels, Bernhard (Hrsg.): *Sozialität und Intersubjektivität. Phänomenologische Perspektiven der Sozialwissenschaften im Umkreis von Aron Gurwitsch und Alfred Schütz*. Fink: München, S. 68–84.
- Srubar, Ilja (1988): *Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund*. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Srubar, Ilja (2007): *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Srubar, Ilja (2008): Die pragmatische Lebenswelttheorie. In: Raab, Jürgen; Pfadenhauer, Michaela; Stegmaier, Peter; Dreher, Jochen; Schnettler, Bernt (Hrsg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.

- Srubar, Ilja (2009): Handeln, Denken, Sprechen. Der Zusammenhang ihrer Form als genetischer Mechanismus der Lebenswelt. In: Ders.: Kultur und Semantik. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 11–64.
- Staatsministerium Baden-Württemberg (Hrsg.) (1988): Bericht der Kommission „Altern als Chance und Herausforderung“ erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg: Stuttgart.
- Statistisches Bundesamt (2012): Gesundheit im Alter;
https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Gesundheit/Gesundheitszustand-Relevantes-Verhalten/Publicationen/Downloads-Gesundheitszustand/gesundheit-im-alter-0120006109004.pdf?__blob=publicationFile [20. 5. 2021].
- Staudigl, Michael (Hrsg.) (2018): Alfred Schütz und die Hermeneutik. Halem: Köln.
- Stavemann, Harlich H. (2008): Lebenszielanalyse und Lebenszielplanung in Therapie und Beratung. Beltz: Weinheim; Basel.
- Stein, Edith (2010): Edith Stein Gesamtausgabe (ESGA). Bd. 5: Philosophische Schriften. Abt. 1: Frühe Phänomenologie. 1: Zum Problem der Einfühlung. Eingeführt und bearbeitet von Maria Antonia Sondermann. 2. Aufl. Herder: Freiburg u. a. (Phil. Diss. Freiburg i. Br. 1917).
- Steinhagen-Thiessen; Gerok, Wolfgang; Borchelt, Markus (1994): Innere Medizin und Geriatrie. In: Baltes, Paul B.; Mittelstraß, Jürgen; Staudinger, Ursula M.: Alter und Altern. Ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie. Sonderausgabe des 1992 erschienenen 5. Forschungsberichts der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. De Gruyter: Berlin, S. 124–150.
- Stenzel, Arnold (2005): Bildungsgeschichte und Didaktik. Ausgewählte Aufsätze. Verlag Dr. Kovač: Hamburg.
- Strasser, Irene; Ogris, Susanne (Hrsg.) (2015): Beiträge zu Theorie und Praxis einer kritischen Gerontologie. Journal für Psychologie. Bd. 23 Nr. 1. Psychosozial-Verlag: Gießen.
- Ströker, Elisabeth (1992): Husserls Werk. Zur Ausgabe der Gesammelten Schriften. Register. Meiner: Hamburg (Gesammelte Schriften [9]. Zusatzband).
- Strübing, Jörg; Schnettler, Bernt (2004): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. UVK: Konstanz.
- Tartler, Rudolf (1961): Das Alter in der modernen Gesellschaft. Enke: Stuttgart.
- Tesch-Römer, Clemens (2010): Soziale Beziehungen alter Menschen. Kohlhammer: Stuttgart.
- Tews, Hans Peter (1971): Soziologie des Alterns (Bd. 1 und 2). Quelle & Meyer: Heidelberg.
- Tews, Hans Peter (1995): Altersbilder. Über Wandel und Beeinflussung von Vorstellungen vom und Einstellungen zum Alter. Hrsg. vom Kuratorium Deutsche Altershilfe. 2. Aufl. KDA: Köln.
- Thiersch, Hans (2005): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 6. Aufl. Juventa: Weinheim; München.
- Thiersch, Hans (2020): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited. Grundlagen und Perspektiven. Beltz Juventa: Weinheim; Basel.
- Thoma, Samuel (2018): Common Sense und Verrücktheit im sozialen Raum. Entwurf einer phänomenologischen Sozialpsychiatrie. Psychiatrie Verlag: Köln.
- Thomae, Hans (1968): Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Hogrefe: Göttingen.

- Thomae, Hans (1971): Die Bedeutung einer kognitiven Persönlichkeitstheorie für die Theorie des Alterns. In: Zeitschrift für Gerontologie. Bd. 4 H. 1, S. 8–18.
- Thomae, Hans (1983): Alternsstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur differentiellen Gerontologie. Huber: Bern u. a.
- Thomae, Hans (1992): Das Lebensweltkonzept im Lichte einer kognitiven Theorie des Alterns. In: Petzold, Christa; Petzold, Hilarion G.: Lebenswelten alter Menschen. Konzepte · Perspektiven · Praxisstrategien. Vincentz Verlag: Hannover, S. 51–64.
- Thomae, Hans (1994): Geschichte des Alters und der Alternsforschung. In: Olbrich, Erhard; Sames, Klaus; Schramm, Axel: Kompendium der Gerontologie. Interdisziplinäres Handbuch für Forschung, Klinik und Praxis 1 [Grundwerk]. Loseblatt-Ausgabe. Ecomed: Landsberg/Lech, S. 1–19.
- Tietze, Kim-Oliver (2020): Kollegiale Beratung. Problemlösungen gemeinsam entwickeln. 10. Aufl. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.
- Vetter, Helmuth (2004): Wörterbuch der phänomenologischen Begriffe. Meiner: Hamburg.
- Vincent, John (2003): Old Age. Routledge: London; New York.
- Vogt, Hans (2017): Arzneimittel: Demenz als Folge der Therapie. In: Bundesärztekammer; Kassenärztliche Bundesvereinigung (Hrsg.): Deutsches Ärzteblatt. 114. Jg. H. 12, S. A 577–A 580, A 4f.
- Wahl, Hans-Werner (2017): Die neue Psychologie des Alterns. Überraschende Erkenntnisse über unsere längste Lebensphase. Kösel: München.
- Wahl, Hans-Werner; Heyl, Vera (2015): Gerontologie – Einführung und Geschichte. 2. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart.
- Wahl, Hans-Werner; Tesch-Römer, Clemens; Ziegelmann, Jochen Philipp (2012): Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart.
- Waibel, Eva Maria (2017): Erziehung zum Sinn – Sinn der Erziehung. Grundlagen der Existenziellen Pädagogik. Beltz Juventa: Weinheim.
- Waldenfels, Bernhard (2005): In den Netzen der Lebenswelt. 3. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Waldenfels, Bernhard (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Waldenfels, Bernhard (2013): Der Stachel des Fremden. 5. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Wanka, Anna; Oswald, Frank (2020): „Mapping age“ – das Verhalten von Altern und Raum neu denken. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie. Vol. 53 Iss. 5, S. 379–381.
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie. 5. rev. Aufl. Studienausgabe. 14.–18. Tsd. Mohr: Tübingen (EA Mohr: Tübingen 1922).
- Weinberger, Sabine; Lindner, Helga (2011): Personzentrierte Beratung. Kohlhammer: Stuttgart.
- Weinert, Franz E. (1994): Altern in psychologischer Perspektive. In: Baltes, Paul B.; Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. De Gruyter: Berlin; New York, S. 180–203.

- Wernet, Andreas (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. 3. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Wicki, Beda (1991): Die Existenzanalyse von Viktor E. Frankl als Beitrag zu einer anthropologisch fundierten Pädagogik. Haupt: Bern; Stuttgart.
- Wilken, Beate (2019): Methoden der Kognitiven Umstrukturierung. Ein Leitfaden für die psychotherapeutische Praxis. 8. Aufl. Kohlhammer: Stuttgart.
- Wirtz, Ursula; Zöbeli, Jürg (1995): Hunger nach Sinn. Menschen in Grenzsituationen. Grenzen der Psychotherapie. Kreuz: Zürich.
- Wisniewski, Roger (2021): Phänomene und Perspektiven des Alterns. Philosophische, psychologische und sozioökonomische Reflexionen. LIT Verlag: Berlin.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1992): Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. In: Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen. 5. Jg. H. 1, S. 1–19.
- Wurm, Susanne; Berner, Frank; Tesch-Römer, Clemens (2013): Altersbilder im Wandel. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte 63 H. 4–5 (Alternde Gesellschaft), S. 3–8.
- Zank, Susanne; Maier, Heiner (1999): Professionalisierung in der Altenpflege. Spezifische Trainingseffekte eines evaluierten Fortbildungsprogramms für Pflegekräfte. In: Zimmer, Andreas; Weyerer, Siegfried (Hrsg.): Arbeitsbelastung in der Altenpflege. Verlag für angewandte Psychologie: Göttingen, S. 275–283.
- Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (1993): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 2., durchges. u. erg. Aufl. Akademie Verlag: Berlin.
- Zubin, Joseph (1973): Foundations of Gerontology : History, Training, and Methods. In: Eisdorfer, Carl; Lawton, M. Powell (Hrsg.): The Psychology of Adult Development and Aging. American Psychological Association: Washington, DC, S. 3–11.
- Zutt, Jürg (1963): Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze. Springer: Berlin; Heidelberg.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Diese Dissertation wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt und liegt auch als Print-Version vor.

DOI: 10.17185/duepublico/76153

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20220728-144834-9

Alle Rechte vorbehalten.